Reactionäre und Demokraten.

Geschichtlich-politischer Roman aus der neuesten Zeit

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1850.

„Wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen." Dieses Wort Schiller's auf die Politik unserer Tage angewendet, zeigt, wie die Extreme der politischen Parteien durch ihre eifrigsten Verfechter, so die Reaction durch die Reactionäre, die Demokratie durch die Demokraten gefallen ist.

D. V.

Fünftes Buch.

Fräulein von Hackbret. — Politisiren. — Die Bürgerwehr. General von Aschoff. — Demokraten. — Der Urwähler aus dem Zuchthause. — Die Rehberger. — Organisation der Arbeiter. — Herr von Minutoli. — Graf Padden=Triton.

„Die Demokratie ist das Banner aller Hoffnungen, alles Ehrgeizes, aller lautern und unlautern, edlen und niedrigen, verständigen und unverständigen, möglichen und chimärischen Bestrebungen der Menschheit."

Guizot.

1.

Baron Kater von Kattenhausen hatte sich bei dem Fräulein von Hackbret anmelden lassen und wurde eingeführt. Clara mußte im Vorzimmer warten.

Als Herr von Kater eintrat, sah er Fräulein von Hackbret in dem offen stehenden Nebenzimmer, das zugleich ihr Schlafgemach war, an einem Schreibtisch sitzen, eine schwarze Hornbrille vor den Augen und darüber einen grünen Augenschirm. Grünseidene Fenstergardinen ließen in die angenehme Dämmerung des Cabinets nur einen Lichtstreif auf den Schreibtisch wer=

sen, eben groß genug, um den Brief, woran sie schrieb, hinreichend zu erhellen.

Fräulein von Hackbret war Schriftstellerin und eine jener Dichterinnen, welche die Journalredactionen förmlich überschütten mit ihren nebelnden und schwebelnden Sonetten und sie damit zur Verzweiflung bringen; die, wenn sie ihr poetisches Wasser nicht anders los werden können, noch Insertionsgebühren anwenden, um unter der Rubrik „Eingesandt" die Welt mit ihrem Reimgeklingel zu beglücken.

Das wußte Herr von Kater; denn selten entging er, wenn er sie besuchte, ihrer wahren Wuth, die Producte ihrer Feder ihren Freunden und Bekannten vorzulesen. Sie empfing dafür jedesmal wohlbehaglich den Weihrauch, geistreich genannt zu werden und Bewunderung für ihr poetisches Talent zu erregen, und da die Männer in der Regel freigebiger sind mit solchen Complimenten gegen eine schriftstellernde Dame, so sah sie am liebsten und in der Regel wohl nur Herrngesellschaft bei sich; um so mehr, als sie kein Hehl daraus machte, daß ihr die Unterhaltung der Frauen über Wirthschaft, Kinder und Mägde zu schal und trivial sei.

Herr von Kater wußte aber auch, daß die schon über die Blüthenzeit der Jugend ziemlich weit hinausgerückte Dame sich neuerlich auf die Politik geworfen

hatte und namentlich mit der sogenannten wohlgesinnten Partei häufig verkehrte. Ihr Haus war ein Sammelplatz der reichen Gutsbesitzer aus der Mark und aus Pommern, die schon von den Provinziallandtagen her den Ruf haben, gute Royalisten zu sein.

Und so mußte denn wohl der feine und intriguante Kopf des Herrn von Kater erkennen, daß dieser aristokratische Blaustrumpf, wie sie die Cavaliere von der englischen Gesandtschaft nannte, sich in den Bewegungen der Zeit gar wohl für die gute Sache benutzen lassen würde.

Er machte ihr bei seinem Eintreten ein Zeichen, sich in ihrem Geschäft nicht stören zu lassen, was sie denn auch nicht that, indem sie ihn einlud, so lange auf dem Sopha in ihrem Wohnzimmer Platz zu nehmen.

Herr von Kater dachte indeß diese Zeit zu benutzen, um sich bei der Dame, der er den Morgenbesuch machte, noch mehr zu insinuiren und näherte sich dem großen Papageibauer, in welchem einer dieser graugefiederten Schreier und Plauderer mit einem Tuche verhangen seine Morgenruhe hielt.

Herr von Kater nahm ein Stückchen Zucker aus der Zuckerdose, näherte sich damit dem Käfig von polirtem Messing, nahm das Tuch ab und indem er mit dem süßesten Ausdruck, dessen er mit seinem stereotyp freundlichen Zuge nur fähig war, den Namen Jacot rief, hielt

er ihm zwischen zwei Fingern durch die Stäbe seiner glänzenden Behausung das Stückchen Zucker vor den dicken gebogenen Schnabel. Aber der im Schlafe gestörte Lieblingsvogel der gnädigen Dame wurde im höchsten Grade ungnädig. Mit gesträubtem Gefieder fing er furchtbar an zu schelten und so durchdringend zu schreien, daß die Dame aufsprang und vergebens versuchte, den zürnenden Liebling zu versöhnen. Da gleichzeitig ein niedliches Bologneserhündchen, das auf ihrem Schooße geschlummert hatte, aus seiner Ruhe gestört war, so erhob auch dieser gegen den Fremden ein schreckliches Geklaffe und versuchte mit seinen von Zuckerwerk schon stumpf gewordenen Zähnchen in seine Waden zu beißen; dazu grimassirte in einer andern Ecke des Zimmers ein an eine silberne Kette gelegter Affe zum Entsetzen, und im Vorzimmer erhoben gleichzeitig fünf Kanarienvögel ihren schmetternden Gesang, so daß ein Teufelslärm entstand, von dem sogar die Goldfische im Glasballon am Fenster unruhig wurden.

Unter dem Versuche einer Beschwichtigung und tausend Entschuldigungen ging jede Möglichkeit einer Conversation verloren. Vergeblich schalt das Fräulein die Schreier Demokraten und Revolutionäre, der Papagei, das Hündchen und die Kanarienvögel achteten nicht darauf. Da kein Wort verstanden werden konnte, so riß der Baron von Kater ein Blättchen aus seiner

Brieftasche und schrieb darauf mit Bleifeder: „Das empfohlene Kammermädchen wartet draußen auf Befehl.“

Dieses Billet überreichte er ihr.

„Nun Gott sei Dank, endlich, schrie die Dame, aus Mangel an Bedienung sind mir schon zehn Sonetten mißrathen.“ Damit zog sie am Klingelzuge und befahl dem Bedienten, daß das Mädchen eintreten solle.

Das geschah, und nicht wenig betroffen stand Clara inmitten dieses Höllenspectakels, dem gnädigen Fräulein gegenüber, das sich vergebens abmühte, sich ihr verständlich zu machen.

Endlich kam Baron von Kater auf die gescheidte Idee, dem Fräulein schriftlich vorzuschlagen in ein anderes Zimmer zu gehen. Das geschah und nun erst war es möglich eine Conversation zu beginnen, die für Clara nicht wenig Peinliches hatte.

Das Fräulein von Hackbret setzte sich auf das Sopha; Herr von Kater nahm auf einem der weichgepolsterten Fauteuils, die um de Sophatisch standen, Platz. Clara in ihrem bescheidenen schwarzen Kleidchen, blieb entfernt an der Stubenthür stehen. Während Herr von Kater dem Fräulein sagte: „Das Mädchen ist von achtbaren Personen empfohlen“, betrachtete sie Fräulein von Hackbret durch ein Lorgnon von Perlenmutter, das sie wie eine Scheere vor das Gesicht hielt.

„Tritt näher“, sprach sie dann und begann damit,

dem höchstbefangenen jungen Mädchen gegenüber, ihre Fragen: „Wie alt?“ „Schon gedient?“ „Was kannst Du?“ „Wie heißest Du?“ u. s. w.

Nachdem alle die gewöhnlichen Fragen zur Zufriedenheit des gnädigen Fräuleins beantwortet waren, fragte sie weiter: „Weißt Du einen Affen zu behandeln?“

„Nein gnädiges Fräulein.“

„Sag, gnädige Frau. Gewisse Jahre geben in guter Gesellschaft Anspruch auf den Frauentitel. Weißt Du mit einem Hündchen liebreich umzugehen?“

„Wir haben nie einen Hund gehabt.“

„Aber einen Papagei?“

„Das ist kein Thier für arme Leute.“

„Thier, meinen Jacot ein Thier zu schelten, abscheulich! Das verbitte ich mir, selbst ein Thier. Jacot ist der liebenswürdigste, drolligste und artigste Bursche auf Gottes Erdboden und ich erwarte, daß er mit Freundlichkeit behandelt werde. Nun aber Kanarienvögel verstehst Du zu behandeln?“

„Ich besitze selbst einen, der sehr zahm ist; es würde mich schmerzen, ihn in andere Hände geben zu müssen.“

„Brav, Clärchen, brav!“ rief Fräulein von Hackbret mit natürlicher Freundlichkeit; wer Kanarienvögel liebt, wird auch für Affen, Hunde und Papageien ein

gefühlvolles Herz haben; nun geh und befreunde Dich zuerst mit diesen liebenswürdigen Creaturen; wisse, durch diese meine Lieblinge geht der Weg zu meinem Herzen."

Als Clara sich in das Zimmer entfernen wollte, worin die Menagerie indeß wieder ruhig geworden war, rief sie das Fräulein zurück und sagte: „Du bist eine ganz hübsche junge Person und diese pflegen nicht ohne Liebsten zu sein. Indeß dergleichen wird in meinem Hause nicht geduldet!"

„Ich habe einen Liebsten, gnädige Frau," sprach Clara betroffen, „aber er ist mein Verlobter, Bräutigam."

„So lange wie das dauert, man kennt das," lächelte das Fräulein, „wohl ein Füsilier, oder Grenadier, oder edler Schuhmachergesell?"

„Mein Bräutigam, dessen Verlobung mit mir meine gute selige Mutter noch auf ihrem Sterbebette gesegnet hat, ist der Doctor Rubow, Dr. legens an der Universität und Armenarzt."

„Ei der Tausend, das ist ja was Rechts! Nun, vielleicht kennt ihn unser Herr von Kater."

„Er ist Demokrat."

„Demokrat? — horreur!"

„Aber wie ist mir denn," sprach sie französisch zu Herrn von Kater, „wir brauchen solche Leute für unsere Pläne."

„Ja die Ultras," entgegnete er, „wie einen gewissen Fritz Ohnesorge, einen rothen Republikaner und Chef des Proletariats, den ich mir die Ehre geben werde Ihnen nächstens vorzustellen, gnädige Frau; aber dieser Doctor Rubow ist ein gemäßigter Demokrat; gehört zu jener besonnenen Partei des legalen Fortschritts, die nicht am Ruder bleiben darf, ohne jede Reaction geradezu unmöglich zu machen."

„Dann muß diese Verbindung abgebrochen werden," entgegnete sie und wendete sich gegen das junge Mädchen: „Clara, ich dulde solche Verhältnisse durchaus nicht in meiner jungfräulichen Wohnung, Du mußt Dir diese Inclination aus dem Kopfe schlagen, oder ich kann Dich nicht behalten."

Clara erbleichte, wurde blaß und betroffen, wagte aber nichts zu erwidern.

„Clärchen ist zu vernünftig," sprach Herr von Kater vermittelnd, „um einen guten Dienst sich für einen noch ungewissen und weit aussehenden Brautstand zu verschlagen. Sie wird in sich gehen und sich die Sache nochmals überlegen, und wenn denn doch am Ende das Herz eines jungen Mädchens auch etwas haben will, so findet sich wohl ein Anderer, dessen Zutritt der gnädigen Frau weniger zuwider sein dürfte, z. B. der Monsieur Fritz vom Voigtlande."

Beleidigt durch diese Bemerkung kehrte sich Clara

von ihm ab und mit hervorbrechenden Thränen wendete sie sich zum Abgehen; doch im Gefühl ihrer Hülflosigkeit zögerte sie noch einige Augenblicke an der Thür und als Fräulein von Hackbret ihr lächelnd zurief: „Nur keinen elegischen Liebesgram, geh lieber und befreunde Dich mit meinen Lieblingen. Kannst Du Dich dem Affen unentbehrlich machen, die Gunst des Papagei erwerben und Fidelio freundlich für Dich stimmen, so ist Dein Glück gemacht und ich werde auch gegen Deine Flammen Nachsicht üben; Deinen Kanarienvogel kannst Du holen lassen.“

„Was soll daraus werden?“ dachte Clara und mit beklommenem Herzen ging sie zu den Thieren.

2.

„Nun aber, lieber Baron,“ fragte Fräulein von Hackbret, als sie sich mit ihrem alten Verehrer, der ihr respectvoll die Hand küßte, allein sah, „was giebt es Neues in dieser heillosen Welt? Das Volk ist ja wie toll gewordene Hunde, begeifert Alles mit seinem Wuthgift, was hocherhaben und heilig ist, den Thron und den Adel; so kann es doch nicht bleiben, oder man muß bei aller Frömmigkeit daran verzweifeln, daß es noch einen gerechten Gott im Himmel giebt.“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, das wird Alles

anders kommen, als diese Himmelstürmer und Volksbeglücker in ihrem Wahne träumen. Schon steht den Wohlgesinnten ein neuer Sieg bevor: die Rückkehr des Prinzen von Preußen."

„Das wäre wundervoll," rief Fräulein von Hackbret mit Begeisterung aus, „dieser hohe Prinz, den der Adel und die Garde als ihren hohen Schutzgott verehrt, würde, wenn er auch noch so sehr von allen politischen Einflüssen sich fern hielte, noch so treu die leider zu liberalen Gesinnungen des Königs theilte, doch von unserer Partei stets als der geistige Mittelpunkt, als die Stütze und der Führer der Reaction betrachtet werden und so, selbst ohne es zu wissen und zu wollen, den edlen Kern und Mittelpunkt einer von allen Wohlgesinnten anzubahnenden Contrerevolution bilden."

„Darin liegt viel Wahres," entgegnete Herr von Kater nachdenklich, „da aber die Demokratie dieselbe Ansicht hat, so setzt sie Himmel und Hölle in Bewegung, die Rückkehr des Prinzen zu verhindern; und wir haben alle Ursache, mit Umsicht und Schlauheit zu operiren, um uns den ritterlichen Prinzen zurückzuführen."

„Auch wir müssen Himmel und Hölle deshalb in Bewegung setzen. — Alle Wohlgesinnten rechnen auf Sie, Herr von Kater."

„Und ich rechne auf Sie, verehrte Frau. Wir reden später davon. Hören Sie, was bis jetzt geschehen

ist, um die Rückkehr Sr. Königl. Hoheit zu ermöglichen und welche Hindernisse noch entgegen stehen."

„Sie sind ein wahrer Loyola der reactionären Politik, theuerster Baron, lassen Sie hören."

„Ich muß weiter ausholen, damit Sie die Lage der guten Sache vollständig kennen lernen, meine theure Freundin."

„Sie wissen, daß Camphausen, ein reicher Fabrikant aus der Rheinprovinz, nachdem Graf Arnim sein Ministerium niedergelegt hatte, am 29. März zum Vorsitzenden im Staatsministerium ernannt wurde."

„Ganz richtig, alle Demokraten waren darüber einig, daß er ein freisinniger braver Mann sei und jede Hoffnung der Wohlgesinnten auf Rückkehr zur alten Ordnung schien an diesem Charakter scheitern zu wollen."

„Zum Glück für die gute Sache traten die Schwächen dieses Ministers bald hervor, und diese bestanden in nichts Geringerem als in dem Bestreben, Alles vermitteln zu wollen. Später tadelten die Demokraten in der Frechheit ihrer Gesinnungen, daß Herr Camphausen, nicht einmal ein Mann von Familie, beiläufig gesagt, es unterließ, auf eine sofortige Verabschiedung der gesammten persönlichen Umgebungen des Königs und der Königin, bis auf den letzten Kammerdiener, und auf die Bildung einer neuen volksthümlichen Umgebung der allerhöchsten Herrschaften zu dringen. Ein solcher

Wechsel der Personen vom Hofstaate, sagten sie, gehe in England jedesmal vor, sobald ein Tory= oder Wighs=Ministerium ans Ruder kommt. Hier würde diese Maßregel die Bildung einer Camarilla und jeden indirecten Einfluß derselben geradezu unmöglich gemacht haben. Es war also der größte Dienst, den das Zartgefühl des Herrn Camphausen, oder wie die Demokraten es nennen, die Schwäche desselben, der guten Sache leistete, daß der König und die Königin und die Prinzen fortwährend mit Personen umgeben blieben, die in täglicher und ausschließlicher Gesellschaft derselben kein anderes Bestreben haben und haben können, als Ihre Majestät zu überzeugen, daß der neu betretene Weg nicht der richtige sei; daß er nicht nur nachtheilig für die allerhöchste Person selbst, sondern auch für das Land und das Volk, dessen gesunder Kern nichts sehnlicher wünsche, als eine Rückkehr zur alten Ordnung, einwirken müsse. Was konnten die kurzen Ministervorträge dagegen wirken, wenn die nächsten Umgebungen des Königs, sobald er nach Potsdam zurückgekehrt war, unablässig dahin strebten, daß der Herr die Sache aus einem andern Lichte ansehe. Was war natürlicher, als daß die Thätigkeit der Minister dadurch gelähmt wurde; daß ihre Vorschläge, wenn auch nicht ganz zurückgewiesen, doch verzögert, häufig verstümmelt, oft zu spät zur Ausführung kamen; daß sie Widerspruch

fanden, wo sie auf Dank rechnen zu können glaubten? daß sich also außer der der Minister, noch ganz unmerklich eine Cabinetsregierung bildete, auf welche eine Camarilla nicht ohne Einfluß blieb?"

„Aber man sagt und klagt sogar darüber: unser Herr sei unerschütterlich treu dem liberalen Princip und fest entschlossen, die Zugeständnisse des unglücklichen Märzmonats zu erfüllen und nur gegen Mißbräuche der Freiheit einzuschreiten. Wohin soll das führen, wenn selbst unser Herr, Gott verzeihe mir den Ausdruck, ein Demokrat geworden ist."

„Keine Majestätsbeleidigung! ich beschwöre Sie darum; was der Herr thut, das ist wohlgethan. Indeß, gnädige Frau, dürfen wir uns Ihren Besorgnissen noch nicht so ganz hingeben; der Tropfen, der oft auf dieselbe Stelle fällt, vermag am Ende den Stein auszuhöhlen, und so dürfen wir hoffen auf die allmäligen Einflüsse einer Camarilla, eben weil diese Hofleute fein genug sind, sie unmerklich zu machen, um Tropfen für Tropfen ihre reactionären Bemerkungen, in gelegener Stunde, fallen zu lassen. So manche unpopuläre Ernennungen, z. B. die des Herrn von Arnim zum Minister des Aeußern, der bei der den Demokraten verhaßten Sonderbundsangelegenheit in der Schweiz im jesuitischen Interesse in Paris mitgewirkt hatte, sprechen dafür. Kurz ich zweifle nicht daran, wir werden bald

mehr Spuren von den unermeßlichen Einflüssen der königlichen Umgebungen hören, besonders wenn erst der Prinz von Preußen, auf den alle Hoffnungen wahrer Royalisten gesetzt sind, zurückkehren wird. Bis jetzt wenigstens hängen alle Ernennungen noch mit der alten Adels-, Beamten- und Militär-Aristokratie zusammen. Nur wenige Entlassungen von Anhängern des alten Systems sind erfolgt; aber das genügt den Volksführern noch lange nicht."

„Gebe Gott bald eine völlige Gegenrevolution im guten Sinne."

„Zum Glück liegt in der Bürgerwehr selbst der Keim zu einer bewaffneten Reaction."

„Wie so? Ich hielt die Bürgerwehr für die mächtigste Stütze der Demokratie."

„Das war sie auch in den Märztagen; bald aber gelang es ihrem ersten Oberanführer, dem Polizeipräsident v. Minutoli, diese vermeintliche Garde der Revolution in ein Polizeiinstitut zu verwandeln. Der Magistrat hatte sich gänzlich von jeder Mitwirkung bei dem Bürgerwehr-Statut, das der Polizeipräsident erließ, zurückgezogen. Als dieser die Bürgerwehr dahin gebracht hatte, wohin er wollte, erklärte er plötzlich, daß die Stelle eines Bürgerwehrgenerals mit der seines Amtes unvereinbar sei und trat zurück. Nun wurde in einer Versammlung der Majors und Hauptleute der Bürger-

wehr im großen Saale des grauen Klosters die Wahl des am Hofe beliebten Generals von Aschoff, als interimistischer Commandeur durchgesetzt. Alsdann aber sorgte Herr v. Minutoli dafür durch Meldungen, die sich meist als unrichtig oder übertrieben erwiesen, daß die Bürgerwehr fast Nacht für Nacht alarmirt wurde und im Dienst ermüdete. — Trefflich angelegter Plan! Der Parolebefehl, welchen General v. Aschoff am Tage nach seiner Wahl erließ, schloß mit den seit dem 18. März nicht gehörten Worten":

„„Mit Gott für König und Vaterland.""

„Das ist bedeutungsvoll in der jetzigen Zeit."

„Vor allen Dingen," fuhr Herr von Kater fort, kam Alles darauf an, die Bourgeoisie en masse für die Idee der Zurückberufung des Prinzen von Preußen zu enthusiasmiren. Zu diesem Zwecke mußte man der Bürgerwehr schmeicheln und der General von Aschoff, für diesen Gedanken gewonnen, stellte es sich als Hauptaufgabe, dahin zu wirken, daß dem Könige die Bürgerwehr in Parade vorgeführt werde. Zunächst wußte er einzelne Bürgerwehrabtheilungen, die er besichtigte und belobte, dafür zu gewinnen. Er ging so weit, manchen Bürgerwehrmann und Offizier zu umarmen und ihm mit Geschick den Gedanken zu geben, daß die Bürgerwehr selbst auf die Abnahme einer Parade von Seiten Seiner Majestät antragen möge; das könne

unter dem Vorwande plausibel gemacht werden, damit der König sehe, welche imposante Macht das bewaffnete Bürgerthum sei und damit das Militär sich auch in dieser Hinsicht keines Vorzuges vor der Bürgerwehr erfreuen könne. Der Antrag erfolgte und der Herr in seiner überschwenglichen Gnade," so sprach wirklich der Reactionär, „sagte zu, am 6. Mai die Bürgerwehr paradiren zu sehen. — Alles war vorbereitet, da ließ der König die Parade absagen, wahrscheinlich durch die Besorgnisse seiner Umgebungen unterrichtet von einer ungünstigen Stimmung, die sich unter den Demokraten der Bürgerwehr noch immer vorlaut machte. Der officielle Vorwand: „„weil die Parade störend in die Wahlen für die Nationalversammlung eingreifen könne," genügte Niemand. Aufs Neue bestimmte der König auf Ansuchen des Generals von Aschoff, der, beiläufig bemerkt, auch zum Commandanten von Berlin ernannt worden war, die Abnahme der Parade auf den dreizehnten, einem Sonntage. Alles war voll Freude und lebhafter Bewegung; kaum ein Mann würde gefehlt haben, da erschien für unsern Zweck freilich noch zu voreilig in den Zeitungen vom 12. dieses Monats (Mai) der Antrag des Ministeriums und die Ordre des Königs wegen Zurückberufung des Prinzen von Preußen, dessen Fassung und Inhalt wegen Mangel an Offenheit und dem gesuchten Vorwande, daß der

Prinz vom Könige nach England geschickt gewesen sei, um einen diplomatischen Auftrag auszuführen, Niemandem genügte."

„Dieser unzeitige Schritt des Ministeriums", fuhr Herr von Kater fort, „erregte eine unbeschreibliche Erbitterung. Wer, hieß es in allen Abtheilungen der Bürgerwehr, die Rückkehr des Prinzen nicht will, bleibt zurück von der Parade. So stand auch in ellenlangen Placaten an allen Straßenecken zu lesen. Der General von Aschoff hatte in höchster Verlegenheit zu einer letzten Besprechung über die Parade mehrere Majore der Bürgerwehr auf 12 Uhr Mittags in seine Wohnung zusammen berufen. Da fand sich aber eine Ordre des Generaladjutanten von Neumann vor, nach welcher Se. Majestät wegen der nothwendigen Ersatzwahlen die Parade abermals abbestellen ließ. — Nun erst wurde der Unwille der Bürgerwehr allgemein. Der Major Benda erklärte kurz, die Wahl sei nur ein Vorwand zur Abbestellung, der König habe schlechten Rath bekommen; man habe ihn wegen der Aufregung gegen das Ministerium für seine persönliche Sicherheit in Berlin besorgt gemacht. — Gegen solche Verdächtigung beschlossen mehrere wohlgesinnte Bürgerwehr-Majore und Hauptleute einen energischen Protest, den aber General von Aschoff unter Mitwirkung des dem Könige ergebenen Chefs des Künstlercorps, Professor und Hofmaler

Hensel, in eine Ergebenheitsadresse zu verwandeln wußte. Die Folge davon war, daß die Abbestellung der Parade höchsten Orts auf ein Mißverständniß geschoben wurde, ohne jedoch für jetzt einen neuen Termin dazu anzusetzen.

„Dieses Verfahren erschien dem General von Aschoff räthselhaft. Er sendete den Originalbrief des Generaladjutanten von Neumann an den Minister Camphausen, dieser aber erklärte — ein neues Räthsel — von der ganzen Angelegenheit der Parade nichts zu wissen. Und so hatte denn in der That die Camarilla, deren Dasein sich mit jedem Tage bemerklicher machte, und der General von Aschoff es gewagt, in dem sogenannten constitutionellen Staate über den großen Act des Staatslebens, daß der König zum ersten Male öffentlich vor der gesammten Bürgerwehr seiner Hauptstadt erscheinen solle, hinter dem Rücken des Ministeriums zu verfügen."

„Eine köstliche Intrigue," rief Frau von Hackbret, „nur wenn der König bewogen wird, ohne Zuziehung seines Ministeriums durch einseitige Cabinetsordres zu beschließen, dürfen wir auf Rückkehr des alten von Gott gesegneten Absolutismus und der Politik Metternich's und der heiligen Allianz hoffen."

„Sehr wahr, sehr wahr," sprach Herr von Kater nachdenkend, „indeß hier hatte doch diese schlau berechnete Umgehung des Ministeriums üble Folgen. Hätte das Ministerium von der beabsichtigten Parade Kenntniß

gehabt, so hätte es diese erst abhalten lassen und dann erst, wenn durch die persönliche Liebenswürdigkeit unsres hohen Herrn die gesammte Bürgerwehr für ihn enthusiasmirt gewesen wäre, die Ordre wegen Einberufung der Nationalversammlung, und nächstdem die hierdurch nothwendig werdende Rückberufung des Prinzen von Preußen veröffentlicht, und es wäre dadurch der Verstimmung und Verdächtigung überhoben gewesen, welche nun die Folge jenes scheinbaren Sieges der Camarilla wurde.

„So war aus der einen Hand wieder verloren, was man mit der andern gewonnen hatte. Der Polizeipräsident machte schon heute, am 14., fabelhafte Meldungen von schrecklichen Aufständen, welche die Demokraten vorbereiteten. Waren auch diese Mittheilungen übertrieben, so steht doch zu besorgen, daß viel Wahres daran ist — und ich werde wieder meinen demokratischen Mantel nach dem Winde aushängen, um bei der neuen Bewegung meine Hand im Spiel zu behalten und überall die Interessen der guten Sache, die ich offen zu verleugnen scheinen werde, im Geheimen zu fördern."

„Sie machen sich höchst verdient, theurer Baron, um die Rückkehr zur alten Ordnung."

„Ich thue nur meine Schuldigkeit, wie es einem loyalen märkischen Edelmann wohl ansteht," entgegnete Herr von Kater und fuhr fort: „mit der Cabinetsordre

wegen Zurückberufung des Prinzen von Preußen ist übrigens noch nicht Alles gewonnen. Man muß fortfahren, durch eingesandte Artikel in die Vossische Zeitung auf die öffentliche Stimmung zu Gunsten Sr. Königl. Hoheit zu wirken. Und dazu, gnädige Frau, nehme ich die Hülfe Ihrer gewandten Feder in Anspruch."

„Sie können ganz auf mich rechnen, lieber Baron, was in meinen schwachen Kräften steht . . . . ."

„Sie werden ihren Einfluß noch erhöhen, wenn Sie einen aristokratischen Frauenverein bilden, um sich gegenseits in royalistischen Gesinnungen zu stärken, auch den Frauen die Verpflichtung aufzulegen, solche Gesinnungen unter den Männern ihres Hauses und ihrer Bekanntschaft so viel als möglich zu verbreiten."

„Der Anlauf dazu ist schon genommen," sprach Fräulein von Hackbret, „wenigstens bin ich Präsidentin eines Anti-Thierquälervereins, in welchem das Pferdefleischessen gefördert wird, damit diese edlen Thiere nicht, wenn sie als stolze Carossiers der haute volee ihre Dienste geleistet haben, dann sich als Droschkenpferde gemein machen und zu Tode quälen müssen."

„Ein sublimer Gedanke, aus Menschenfreundlichkeit Pferde zu schlachten! doch bin ich so ungeschickt, noch nicht zu erkennen, wie dieser Verein geeignet sein soll, für die royalistische Gesinnung zu wirken."

„Nichts einfacher! Man bittet die Königin, die

Stelle einer hohen Protectrice dieses Anti-Thierquäler-ereins zu übernehmen; daran knüpfen sich dann loyale Adressen und was sonst dazu gehört. Jetzt nimmt ja Alles politische Färbung an und so wird es leicht sein, auch die Missionsgesellschaft, den Bibelverein und besonders den Frauenverein für die deutsche Flotte für reactionäre Bewegungen zu benutzen. Der Mysticismus und Pietismus gehen ja ohnehin schon damit Hand in Hand und die große Angelegenheit der Sammlung für eine deutsche Frauenfregatte wird dazu beitragen, den conservativen Strebungen unserer Frauenvereine ein populäres Mäntelchen umzuhängen."

„Allerdings! köstlich, herrlich! In demselben Sinne werde ich durch unsere patriotischen Preußenvereine wirken und den noch royalistischern, den neusten Verein: „„Mit Gott für König und Vaterland"", deren Präsident der würdige Graf von Padden-Triton ist, ein achtbarer Charakter, weil er sich in der Ständeversammlung furchtlos, offen und entschieden gegen die Anerkennung der Revolution und für die Umkehr zur alten Ordnung ausgesprochen hat. Die Mitglieder dieser Vereine sind meistens hohe Beamte, besonders Landräthe, Edelleute und andere Gutsbesitzer, die für die Steuerfreiheit ihrer Güter, für ihre Jagdrevier- und Grundherrlichkeit mit Recht besorgt sind. Es ist unglaublich, was diese auf das dumme Landvolk einzuwirken wissen.

Einen wahren Sturm von Loyalitätsadressen zu Gunsten der Rückkehr des Prinzen von Preußen haben sie schon heraufbeschworen und wenn wir damit fortfahren, wird es noch dahin kommen, daß wir im Nothfall den ganzen Landsturm gegen das rebellische Berlin führen können."

„Das wäre köstlich, ein neuer Bauernkrieg im 19. Jahrhundert, das Mittelalter mit allen feudalen Vorrechten des Adels wieder heraufbeschworen . . . ."

„Aber ehe es dahin kommt, werden wir fortfahren müssen auf die Demokratie Einfluß zu gewinnen. Und dazu giebt es zwei Mittel: erstlich, die einflußreichsten Ultrademokraten, worunter sich mancher Lump befindet, durch Gold und Schmeichelei zu gewinnen und zweitens, sich unter dem Schein demokratischer Gesinnungen in solche Vereine einzuschleichen, und sie wo möglich zu wahnsinnigen Uebertreibungen aufzustacheln; denn das bringt die Vernünftigen am ersten zur Besonnenheit."

„Ich werde dazu mitwirken können," sprach Fräulein von Hackbret. „Ich habe bei unsern nächtlichen Spielpartien einen Demokraten und eine Demokratin, die eigentlich der rothen Republik angehören, den Placatenfabrikant Doctor Ajax und eine Madame Waston, eine emancipirte Frau kennen gelernt. Diese Beiden werde ich einmal zum Thee einladen und Sie nebst einigen hochadligen Freunden dazu, und dann wird es sicher dem Einfluß der geschmeichelten Eitelkeit nebst Aussicht

auf materielle Vortheile gelingen, jenen Volkstribun und diese Präsidentin eines demokratischen Frauenvereins für die Sache der Reaction zu gewinnen."

„Das war es eben, warum ich Sie bitten wollte."

„Sie können ganz auf mich rechnen."

„Dann werden wir bald gewonnenes Spiel haben, und eine glänzende Contrerevolution wird siegreich ins Leben treten."

3.

Wir müssen in Hinsicht der Zeit mit unserer Erzählung etwas zurückkehren.

Wir führen unsere Leser wieder ein in die Welt der Demokraten, die mit ihren Wühlereien, Umtrieben, Placaten und Demonstrationen noch thätiger waren, als ganz im Geheimen die Partei der Reaction.

Leser unsers frühern Romans: „So war es" werden sich erinnern, daß der Doctor Ajax, nachdem er bei dem Erstürmen der Wohnung eines dem Volke verdächtig gewordenen Majors durch ein aus dem dritten Stockwerk auf ihn herabfallendes Meuble bedeutend beschädigt war, von dem Landschaftsrath von Edler eine ansehnliche Geldsumme zur Bezahlung seiner bedeutenden Schulden erhalten hatte. Diese aber wurde schon zum größten Theile bei dem ersten nächtlichen Ausgange dieses würdigen Familienvaters wieder am grünen Tische des Königs Pharao verspielt; der Rest aber sollte dazu

dienen, die Mittel zu gewähren, um durch aufregende Riesenplacate sich einen berühmten Namen unter den demokratischen Führern des Volkes zu machen.

Da sah man eines Tages ein ellenlanges Placat noch drucknaß aus der Officin der Krauseschen jetzt Littfaß'schen Druckerei in der Adlerstraße Nr. 6 hervorgegangen, an allen Straßenecken angeschlagen. Ueberall stand in hellen Haufen die neugierige Menge davor und las. Die Proletarier und Bummler Berlins hatten einmal wieder Beschäftigung. Die Straßenplacate bilden ihre einzige Literatur, deren Studium ihren beträchtlichen Ueberfluß an Zeit in Anspruch nahm.

Mitten in einem Haufen solcher Straßen-Literaturfreunde vor einem dieser Placate stand der unterzeichnete Verfasser desselben, Doctor Ajax, und freute sich seines wohlgelungenen Werkes. Indem er sich wohlgefällig den breiten röthlichen Bart strich, kam er der merklichen Leseunkunde einiger dieser politischen Eckensteher und anderer Pflastertreter zu Hülfe, und las mit Behagen eine scharfe Diatribe gegen den Bürgergeneral von Aschoff vor, die der Verfasser aus früheren Dienstverhältnissen genau zu kennen vorgab.

„Das hat seinen guten Grund," sprach der wohlbeleibte Brauherr, Stadtverordnete und Bürgerwehrhauptmann Herr Faulbach, der sich im dichtesten Haufen dieser Straßen-Literaturfreunde befand, „der Verfasser

dieses Placats hat ja sich selbst um die Stelle eines Bürgergenerals beworben, und das ist der Grund, weshalb er den Bürgergeneral von Aschoff, der ihm im Wege steht, erst fort zu locomotiviren sucht, um selbst an dessen Stelle zu treten."

Dr. Ajax bemerkte jetzt diesen Mann von Gewicht in der Bürgerwehr, unterdrückte deshalb seine Empfindlichkeit und sprach freundlich: „Warum sollte der Verfasser dieses Placats nicht geeignet sein, die Stelle eines Bürgergenerals zu bekleiden, als vormaliger Lieutenant, der unter Herrn von Aschoff gedient hat und als Volksfreund ist er doch vollkommen qualificirt, einen solchen hohen Posten in der Bürgerwehr zu vertreten."

„Das ist ganz gut," entgegnete der wohlgenährte Weißbierphilister, wie die Literaten der Demokratie in ihren heiligen Zorn diese Fanatiker der Ruhe um jeden Preis zu nennen belieben, ohne den Sprecher erkannt zu haben, „aber dieser Ajax hat kein Herz im Leibe. Er vergißt, daß derselbe General von Aschoff, den er jetzt verfolgt, begeifert und zu stürzen sucht, um selbst seine Stelle einzunehmen, einst ihn selbst mit Frau und Kind aus tiefstem Elend rettete. Wer aber so grundschlecht und nichtswürdig sein kann, aus schnöder Selbstsucht gegen seinen Wohlthäter undankbar......"

„Hören Sie gefälligst auf mit Ihren Phrasen, Herr Bürgerwehrhauptmann!" sprach Ajax, indem er mit der

imponirenden Ruhe, die ihm eigen war, sich den breiten Bart strich, „darin eben liegt die Größe des Gedankens, daß der Verfasser dieses Placats Charakterstärke genug besitzt, um jedes philiströse Gefühl von persönlicher Dankbarkeit auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Der Verfasser dieses Placats ist ein großer Mann, den gehörig zu würdigen das verdummte Volk noch nicht reif genug ist."

„Mein Herr, wie kommen Sie dazu, sich zum Vertheidiger des Dr. Ajax aufzuwerfen?"

„Ganz einfach", sprach der langbärtige Demokrat mit stolzem Selbstbewußtsein, „weil ich selbst dieser Dr. Ajax bin."

„Nieder mit dem Wühler!" rief der loyale Stadtverordnete Herr Faulbach, und hob den dicken Hakenstock, der seiner bedeutenden Körperfülle zur Stütze diente.

„Rede halten! — reden!" schrie die Menge dazwischen.

Ajax aber sprach zu dem erhitzten Bürger: „Jetzt aber verziehen Sie sich, Freund, oder ich lasse Sie in den Rinnstein werfen. Sie sehen, ich habe 100000 Mann hinter mir, und stehe an der Spitze des souveränen Volkswillens. Sie scheinen auch zu der schuftigen Partei der Bürgerwehr zu gehören, die von der vorsündfluthlichen Reaction ins Schlepptau genommen ist, um einen Prinzen zurückzuführen, welcher der Ab-

gott des Militärs ist. O, dieses Militär..... Freunde, Brüder, wenn ich reden wollte....."

„Reden, reden!" schrie wieder die Menge und Ajax trat auf eine Haustreppe und hielt eine donnernde Rede, die von demokratischen Schlagwörtern strotzte. Hier eine Probe daraus:

„Jeder wahre Volksmann muß in einem Militär einen Reactionär, d. h. seinen natürlichen Feind sehen, es sei denn durch die That bewiesen, daß er der demokratischen Partei angehöre. Je schlechter er bei seinen Obern angeschrieben steht, um so mehr verdient er das Vertrauen der Volkspartei. Herr von Aschoff aber ist ein Militär, der höchsten Orts gut angeschrieben steht; also Reactionär und Volksfeind! — Er gehört zu den Schergen des Absolutismus, den Tyrannenknechten, den verthierten Söldlingen der Tyrannei. Er ist einer jener mordlustigen Kannibalen, die am 18. März das Volk geschlachtet haben; er gehört zu den gedungenen Mordknechten, zu den blinden Werkzeugen der Despotie, zu den bewaffneten Henkern und Reactionsinstrumenten; er ist Mitglied jener übermüthigen Soldateska, uniformirten Bluthunde, kalten Würgengel, entarteten Söhne des Vaterlandes, Standrechtsbestien und hochnäsigen Satelliten, und darum ist es ein Verbrechen, ein Hochverrath am souveränen Volke, einen solchen wohldressirten Trabanten der absoluten Gewalt noch einen Tag

länger an der Spitze der Bürgerwehr zu sehen, daher nieder mit Aschoff, fort mit der Soldateska und dem Schutzgott der Reaction!"

„Nieder mit Aschoff!"

„Bravo, bravo!" schrieen die geschäftslosen Bummler und arbeitsscheuen Arbeiter dem demokratischen Wühler zu, und der Stadtverordnete und Bürgerwehrhauptmann, wie auch Armendeputirter und Weißbierbrauherr Faulbach zog sich mit einem Schauder, der ihm über die ganze Haut lief, unbemerkt im Getümmel zurück.

. . . .

Ein neues Feld der Thätigkeit hatte sich den Berliner Demokraten eröffnet durch die Wahlumtriebe. Es kam darauf an, für sich selbst oder für die renommirtesten Koryphäen der Ultrademokratie eine Deputirtenstelle zu erlangen, die man schon damals als den ersten Schritt zu Ministerstellen betrachtete. Um dabei planmäßig zu operiren, wurden in Clubs und Vorwahlversammlungen Berathungen gehalten, die nicht selten zu komischen Scenen Veranlassung gaben. Stolze und hochgestellte Personen waren auf einmal herablassend geworden, um mit Handdruck und Geldspende die Stimmen des immer noch von ihnen verachteten Pöbels für sich zu gewinnen. Bierstuben, Werkstätten und Arbeiterstellen wurden von Demokraten und vornehmen Herren fleißig besucht. Mancher, der an den Unrechten kam,

ließ sich auch wohl hier und da bespucken und hinauswerfen, ohne zu ermüden. Andere belebten die Victualienkeller, tranken Brüderschaft mit zerlumpten Bummlern und stießen auf die Wahl demokratischer Volksvertreter an.

Das Wahlgesetz auf „breitester Grundlage" feierte seine schönsten Triumphe.

Einer dieser Wahlwühler war der aus Schlesien zurückgekehrte Graf Banco.*) In dem sogenannten dustern Keller traf dieser cassirte Offizier und herabgekommene Aristokrat einen Mann mit bleichen, gelbhäutigen Gesichtszügen. Der Mann trug einen verwitterten Sackpaletot, sein verwilderter Bart war von Natur dünn und stachlig, wie ein Katzenbart, der Hut war grau, mit niedrigem Kopf und breiträndrig, aber überall eingedrückt, schmuzig und lappig. Als der Graf ihn anredete, nahm er höflich den Hut ab und legte ihn neben sich auf die Bank; da zeigte sich denn der ganz kahle Kopf, dessen wenige Hinterhaare kurz verschnitten waren. Vor ihm stand ein Glas Branntwein für einen Dreier, und aus der Tasche nahm er ein Stück hartes, verschimmeltes Brod, woran er nagte.

---

*) Dessen frühere Lebensverhältnisse in dem mehrerwähnten Roman des Verfassers: „So war es" erzählt sind.
D. V.

Der Graf stand auf und sagte: „Sie sind gewiß Arbeiter, lieber Mann?“

„Ja, an den Rehbergen,“ antwortete der Andere, „aber die Arbeit wird mir sauer, und da bleibe ich denn weg und melde mir blos zum Apell und bei der Lohnzahlung.“

„Ist denn die Arbeit dort so schwer?“

„Nun todt plagen thut man sich eben nicht, man ladet den Karren halb voll, schiebt ihn einige Schritte fort, setzt sich dann darauf, raucht eine Cigarre und plaudert ein Stündchen mit den ebenso fleißigen Kameraden. Kommt ein Aufseher, so wird man grob; droht er mit Abzügen und Ablohnung, so wird er wieder bedroht mit Prügeln und Aufhängen. So werden sechs Stunden verbummelt und am Abend fordert man einen Thaler Lohn und fährt in Droschken zurück nach Berlin, recta in die nächste Tabagie, wo das Räsonniren über den Staat und die Minister losgeht, weil sie nicht für halb so viel Arbeit noch einmal so viel Lohn zahlen wollen. Da soll denn doch gleich ein Donnerwetter drein schlagen, wenn sie nicht mit Güte auch die Faulenzer unter den Arbeitern ernähren wollen. Das ist eben die Errungenschaft unserer glorreichen Märzrevolution, daß der Staat die Arbeiter, auch die Faulen und Invaliden, erhalten muß.“

„Nun, mein Freund, das ist ja doch ein prächtiges

Leben; warum bleibt Ihr denn nicht bei solcher Arbeit auf den Rehbergen?"

„Ei was, ich habe lange genug nach der Ordnung leben müssen; nun will ich auch einmal zu meinem eignen Plaisir, der Unordnung leben. Das Herumbummeln gefällt mir besser, das ist die wahre Freiheit und an dieser Märzerrungenschaft will ich festhalten, lieber hungern oder lange Finger machen, als mich wieder knechten lassen durch Arbeit."

„Das sind brave Gesinnungen, mein Freund, und damit Sie nicht dabei zu hungern brauchen, werde ich Ihnen ein frugales Frühstück vorsetzen. He, Herr Wirth! Braten, Wurst, Wein und Bier für diesen redlichen Mann aus dem Volke, ich werde Alles bezahlen!"

„Gott lohn's, Herr Graf! Indeß Sie thun damit nicht mehr, als Ihre verdammte Schuldigkeit!

„Kennen Sie mich?"

„Na, was soll ich denn den Herrn Grafen Banco nicht kennen, der schon seit zwei Jahren der erste Nachtschwärmer von Berlin gewesen ist, damals Aristokrat — jetzt Demokrat."

„Das Letztere seit der Märzrevolution und zwar aus Ueberzeugung, mein Freund, und wenn ich zum Deputirten bei der Nationalversammlung für Berlin gewählt würde, so sollten alle Arbeiter glücklich werden, ohne arbeiten zu müssen."

„Wie das? — Da wäre ich auch dabei!"

„Ganz einfach! Ich würde als Deputirter ein Gesetz vorschlagen und durchbringen, das so lautete: §. 1. Alle Arbeit ist abgeschafft. §. 2. Der Staat hat die Verpflichtung, die Arbeiter zu ernähren. §. 3. Außer dem Lohn von zwei Thalern erhält jeder Arbeiter ein gutes Bett, um den ganzen Tag darauf liegen zu können; ein Pfund Schnapps, ein Maß Wein, drei Portionen Braten, Brod und Suppe. §. 4. Die Invaliden der Arbeit haben Anspruch auf Verdoppelung des Lohns und der Beköstigung. §. 5. Der Arbeiter hat das Recht zu Anarchie, wenn ihm nicht Alles gewährt wird, was das Gesetz vorschreibt."

„Ganz gut, Herr Graf!" sprach der Arbeiter, indem er behaglich ein Glas Wein schlürfte und sich dann mit wahrem Heißhunger über den Braten her machte, „aber ich würde denn doch nach meinen Lebenserfahrungen ein Amendemnet hinzufügen, das so lautete: §. 6. Alle Zucht- und Arbeitshäuser werden abgeschafft; die Directoren und Prügelknechte derselben werden aufgehängt. Aus den frühern Calefactoren im Zuchthause zu Brandenburg wird der künftige Arbeitsminister erwählt. Ja, so solls sein! oder", und damit schlug er auf den Tisch, „ein heiliges Kreuz-Donnerwetter schlage in die ganze verfluchte Wirthschaft."

„Ein genialer Gedanke, mein theurer Freund," sprach

Graf Banco, „ich gebe Euch mein Ehrenwort, dieses Amendement in meinen Gesetzvorschlag aufzunehmen; aber freilich müßte ich Deputirter werden, sonst habe ich keinen Einfluß auf die Gesetzgebung.“

„Das ließe sich wohl machen!“ sprach der Urwähler, wofür ihn offenbar der Graf hielt, und füllte aufs Neue sein Glas.

Graf Banco stieß mit ihm an: „Es lebe die Arbeit, die keine Arbeit ist und doch doppelt bezahlt wird!“

„Ja, so ist es, vivat hoch!“

„Braucht Ihr Geld, guter Freund?“

„Allemal, mein bester Herr Graf!“

„Hier ein paar Thaler, nun aber müßt Ihr mir auf Ehrenwort versprechen, als Urwähler mir Eure Stimme vorerst zum Wahlmann zu geben, dann will ich schon weiter kommen.“

„Das will ich wohl thun, Herr Graf,“ sprach der Mann, indem er ohne ein Wort des Dankes, als sei es eine schuldige Abgabe des Reichthums an die Armuth, die zwei Thaler einstrich, „wenn ick man nich schon zweimal . . .“ und dabei brach er ab und kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

„Was denn zweimal?“

„Na, wat denn weiter — also zweimal — über den Berg gekommen wäre.“

„Was will das sagen?“

„Je nun, so grausam ist es auch noch nicht, weiter nichts, als zweimal im Zuchthause gesessen, das letzte Mal in Brandenburg, eine schöne Gegend das; indeß, Herr Graf, kann ich auf Ehre versichern, daß ich kein gemeiner Züchtling gewesen bin, sondern dort einen Ehrenposten bekleidet habe als Königl. Calefactor bei der Weberei."

„Was ist das?"

„Nun Lehrmeister und Aufseher der Züchtlinge, ein Posten, den nur die Tüchtigsten darunter bekommen, die noch lange Strafzeit vor sich haben; aber ich habe auch wie ein Despot geherrscht, d. h. manchen armen Teufel auf die Prügelmaschine geliefert, mich aber auch sonst noch nützlich gemacht. Der Herr Director hatte einmal Einen todtprügeln lassen, da habe ich es beschworen, der Herr Director sei unschuldig daran; darauf habe ich eine Verschwörung unter den Züchtlingen gegen das Leben des Herrn Directors angezeigt, woran indeß kein Mensch gedacht hatte als ich. Hurrjeh! da hat es Holz gegeben, daß es eine Lust war; ich aber wurde wegen meiner Verdienste um den Staat auf Empfehlung des Herrn Directors begnadigt und da bin ich nun, aber Urwähler .... nein, das geht denn doch nicht, denn Sie nennen mich nun — eine bescholtene Person."

„Fatal das! indeß Ihr werdet Einfluß im Proletariat haben, macht Euch wieder an die Arbeit und

empfehlt mich zum Wahlmann, es soll Euer Schaden nicht sein."

„Ganz wohl, Herr Graf! Aber Sie müssen mich auch noch kennen; ich bin ja der Fabian Greif, damals hatte ich die Ehre Vigilante löblicher Polizei zu sein, als ich Ew. Gnaden den Wagenschlag an der Droschke aufmachte, wissen's ja wohl, in der Weihnachtsnacht, wie der Herr Graf mit der Bürgermamsell . . . . ."*)

„Schon gut, schon gut! Nun ich rechne auf Ihre Protection, mein Freund, und werde selbst nach den Rehbergen hinaus fahren, um mich den Arbeitern zu empfehlen."

„Da können mich Ew. Gnaden sogleich mitnehmen, von wegen meiner Recommandation; denn zum Hinausgehen bin ich zu faul und Hinausfahren kostet Geld, das ich denn doch lieber vertrinke, als an die knickebeinigen Droschkenpferde wende."

. . . .

Auf der schon erwähnten Arbeiterstelle zur Ebnung und Urbarmachung der sogenannten Rehberge, eine sehr kostbare und wenig lohnende Arbeit, die nur im Sturmdrange der Zeit vom Magistrat verwilligt war, um die Arbeiter, die mit Sturmpetitionen das Rathhaus,

*) In dem Roman: „So war es" Th. I. S. 40.

das Schloß und das Hotel des Arbeiterministeriums umlagerten, zu beschwichtigen, trat ein blasser, junger Mann in verwitterter Studentenkleidung, den wir schon kennen, denn es war der bekannte Volksphilosoph, Fritz Ohnesorge aus dem Voigtlande, auf eine umgestürzte Karre und hielt an die rings umher auf ihren halbgefüllten Karren sitzenden und Cigarren rauchenden Arbeiter, unter dem Andrang einer Menge müssiger Zuschauer, worunter besonders die Bummler und Lehrlinge sich bemerkbar machten, folgende meisterhafte Musterrede: *)

„Brüder, Freunde, Mitbürger!"

„Mit thränenden Augen, mit zitternder Stimme," wobei der Redner ein rothes Taschentuch zog und sich die Augen zu trocknen schien, „spreche ich zu Euch, Enterbte des Jahrhunderts! Die Rührung überwältigt mich, wenn ich Eure gebeugten Gestalten, Eure gramentstellten Gesichter, Eure schwieligen Hände sehe. In die heiligen Lumpen der Arbeit gehüllt, hungernd und elend wankt Ihr einher und wißt nicht, wo Ihr ein Stück Brod hernehmen sollt, einen Trunk erfrischenden Gerstensaftes", (Bewegung in der Versammlung mit dem Zuruf: ja, ja! bravo!) „erfrischenden Gerstensaftes habe

---

*) S. Stadicke, Lehrbuch der Demagogie, Leipzig, b. Wigand. S. 79.

ich gesagt, auf Deutsch Cerevisium und auf Berlinisch eine kühle Blonde genannt, einen Schluck gebrannten Wassers, in Eurer naiv-derben Sprechweise Schnapps genannt", (neue Unterbrechung durch: „Bravo, bravo! Der Mann weiß, wo uns der Schuh drückt!") „Eure gesunkenen Lebensgeister zu ermuntern. Glaubt mir, edle Proletarier, ich fühle mit Euch, ich theile mit Euch Eure Bedürfnisse."

Damit that er einen kräftigen Zug aus einer Schnappsflasche, die er bei sich trug und reichte sie weiter. Es verbreitete sich ein angenehmer Fuselduft. Der Redner fuhr fort:

„Ich will Euch das große Heilmittel, das Pflaster für Eure Wunden nennen, die Loosung des Jahrhunderts: „Es ist," rief er sehr laut: „die Organisation der Arbeit; Garantie der Arbeit ist es.

„Ihr seht mich fragend an? „„das sind französische Wörter"" sagt Ihr; „„ja wohl, das sind französische Wörter, die wir Alle nicht verstehen!"" aber wir wollen eine deutsche Uebersetzung davon geben.

„Ein scharfsinniger Franzose, ein edler Volksfreund, Namens Louis Blanc, hat zum Heil der arbeitenden Classe diesen großartigen Gedanken ins Leben rufen wollen, kaum aber hatte es dem Staate einige hundert Millionen gekostet, als die Kabalen der Bourgeoisie, d. h. die Geldsäcke es dahin brachten, daß die sogenannten

Nationalwerkstätten aufgelöst wurden, und der Elende fliehen mußte. Diese jämmerlichen Krämerseelen, diese frechen Mammonsknechte, diese Krebsschäden des Gemeinwohls wollten nicht einsehen, daß das Eigenthum des Einzelnen ein Raub an der Gesammtheit ist.

„Aber endlich ist die Zeit gekommen, wo der Arbeiter, dieser verlassene Paria einsieht, wie er betrogen, geknechtet und ausgesogen wurde; endlich ist die Zeit gekommen, wo er aus seinem Stumpfsinn erwacht, fühlt, daß das Mark seiner Knochen von jener schnöden Räuberbande verpraßt wurde; endlich ist die Zeit gekommen, wo er das Seinige zurückfordert."

„Freunde, haltet fest zusammen und schlagt zu Boden, was widersteht!"

„Es lebe die Garantie der Arbeit!"

„Nieder mit der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen!"

Ein donnerndes Bravo erschallte von allen Seiten her und „Hurrah!" riefen ihm die jubelnden Arbeiter zu und schwenkten ihre Mützen, „der hat das Rechte getroffen! Garantie der Arbeit, hohen Lohn und keine Plackereien mehr!"

Als der Tumult sich etwas gelegt hatte, fuhr Fritz Ohnesorge fort:

„Damit, Freunde und Brüder, habe ich mein politisches Glaubensbekenntniß ausgesprochen; das ist es,

was ich erreichen und erstreben würde, wenn Ihr mich am bevorstehenden Wahltage, in hoffentlich noch zu erstrebender directer Wahlart, zum Abgeordneten des Proleteriats für die Wahlversammlung erwählen würdet. Dazu stelle ich mich Euch hiermit als Candidat vor; nicht aus kindischer Eitelkeit, nicht um die drei Thaler Diäten täglich zu schnupfen, sondern in dem höhern Gefühl, daß ich dadurch befähigt werden würde, als Volksbeglücker auftreten und wirken zu können. Darum wählt mich, wenn Ihr Euch selbst liebt. Ich habe oft schon gesprochen, wie mir der Schnabel zum Reden gewachsen ist. Ihr kennt nun meine Gesinnung. Mit dem Wahlzettel liegt Euer Glück in Eurer eignen Hand!"

Neues „Hurrah und Bravo!" rollte durch die Versammlung; da trat aus der Masse der Zuschauer ein einfacher, schon ältlicher Handwerksmann hervor. Er war von einem nahen Bau von der Arbeit gekommen, trug noch aufgekrämpte Hemdeärmel und Schurzfell, Säge und Hobel in der Hand bezeichneten ihn als Tischler. Seine Figur war groß und breitschulterig mit gewölbter Brust, seine steinharten Muskeln zeigten physische Kraft und seine Stimme war volltönend. Solche Eigenschaften genügen oft allein schon, um auf einen bewegten Volkshaufen einen mächtigen Eindruck zu machen; hier aber kam noch eine ebenso energische als vernünftige Rede dazu.

Der Mann war nämlich dem bleichen jungen Volksredner gegenüber ebenfalls auf einen umgestürzten Karren gestiegen und sprach ihn nun mit folgenden schlichten Worten an:

„Herr Doctor!" wir bemerken dabei, daß die Arbeiter alle die Demokraten, die sich irgendwie das Ansehen eines Literaten geben konnten, mochten es entlassene Ladendiener oder relegirte Studenten sein, gleich viel: Herr Doctor nannten, und ihnen damit einen Titel gaben, welcher von den jungen Volksrednern gern und mit Behagen angenommen wurde. — Also: „Herr Doctor," sprach er, „ich bin zwar nur ein schlichter Handwerksmann und besuche die Volksversammlungen nur, um zuzunehmen an Weisheit und Erkenntniß, aber endlich muß ich es doch vom Herzen los sein, was ich von Ihrem und Ihrer Partei heillosem Treiben denke. Sie und Ihre Genossen, die rothen Republikaner, die Communisten und Socialisten, oder wie sie sich sonst nennen mögen, haben uns nun seit einigen Monaten auf den Straßenplätzen, in den Versammlungssälen und Kellern, durch Rede und Schrift, durch Maueranschläge und Tractätlein so aufgeregt und ins Feuer gebracht, daß wir eigentlich nicht mehr wissen, wo uns der Kopf steht. Sie haben uns gesagt, der liebe Gott, an den wir bisher glaubten, tauge nichts; Christus sei der erste Revolutionär gewesen, Luther der

zweite; unsere Religion sei eine schlaue Erfindung der Pfaffen, um die Menschheit zu gängeln; die Monarchie solle als unwürdig des freien Bürgerthums fallen; dagegen socialistische Republik als einzige vernünftige und mögliche Staatsform auf den Thron gehoben werden; die Reichen seien gesetzliche Räuber und Betrüger; kein Fleißiger dürfe aufkommen und Erworbenes für sich behalten; die Familie sei eine Anstalt der Knechtschaft; Weiber und Kinder gehörten Allen gemeinschaftlich; Kenntnisse, Wissenschafen, Handel und Wandel richteten die freie Menschennatur zu Grunde und müßten vernichtet werden.

„Sie haben uns gesagt," fuhr der Mann im schlichten Handwerkerkleide, bei tiefer Stille mit erhöhter Stimme fort, „wir müßten als eine große Bruder- und Schwägerfamilie wieder geboren werden; dazu aber bedürfe es, daß wir, die Masse des Volks und Alle, die mit Ihnen Hand in Hand arbeiten, Alles umstürzen und zerstören, was da ist. Tempel und Schlösser, Altäre und Throne, Gesetz und Ordnung, ja das fünfte Gebot sollen wir niederreißen; wir sollen stehlen, weil Eigenthum Diebstahl sei, falsch Zeugniß ablegen, weil man der Obrigkeit keine Wahrheit und Treue schuldig sei; rauben, weil im freien Staate das Recht des Stärkern gelte; sogar morden, um die hohen Zwecke zu erreichen, die Sie uns als höchste Aufgabe des

Lebens stellen, als eine Aufgabe, durch die wir Alle glücklich werden könnten."

„Ja das ist wahr," sprach Fritz mit Selbstgefühl, so habe ich in mehr als zehn Volksversammlungen gesprochen; es ist das Ergebniß einer tief forschenden politischsocialen Philosophie. Ich bin stolz darauf, selbst von einem schlichten braven Manne aus dem Volke so gut verstanden zu sein."

„Herr Doctor!" fuhr der Mann fort, „Sie und die Ihrigen, die Demokraten, rothen Republikaner, Communisten und Socialisten, verlangen denn doch ungeheure Dinge von uns, und da ist es wohl nicht unbillig, wenn wir ein Gegenverlangen vorbringen.

„Nicht mehr als billig," entgegnete Fritz, reden Sie."

„Reden, reden!" schrie die Menge."

„Meine Rede," fuhr der Mann fort, „wird ganz einfach sein; ich rede im Namen der vielen Tausende aus dem Arbeiterstande, die Sie um uns her hier versammelt sehen. Sagen Sie uns nun auch mit einfachen klaren Worten, was das Loos von uns Millionen sein wird; zeigen Sie uns, daß durch ein Kopfüber, Kopfunter in der Welt Alle, verstehen Sie recht, Alle glücklicher sein werden; dann wollen wir uns das Ding überlegen, wie wir ohne Schaden dazu kommen können? Sprechen Sie!"

Durch diese Interpellation war Fritz Ohnesorge

nicht wenig überrascht. Sichtbar betreten, antwortete er: „Mein braver Freund, das ist eine hochwichtige Frage, deren Lösung sich eigentlich nicht sogleich klar machen läßt.“

Da antwortete der redliche Handwerker:

„Nun, Herr Doctor, dann will ich doch lieber bei meinem Gott, bei meinem Glauben, bei meinem Könige, bei meinem Vaterlande, bei meiner Familie und den zehn Geboten bleiben. Damit bin ich vierzig Jahre lang als rechtschaffner Mann durch die Welt gekommen, habe Frau und Kinder redlich ernährt und werde auch wohl fernerhin nicht zu Grunde gehen. Sie und Ihres Gleichen wähle ich nicht.“

Ein ungeheurer Beifall war sein Lohn und bewies, daß sich im Volke, selbst in den untersten Schichten, immer noch ein gesunder Kern befindet, der durch vernünftige Rede leicht zu wecken ist.

Mehrere Stimmen riefen: „Nieder mit den Demokraten, fort mit den Wühlern!“ „Wir wollen arbeiten und ehrlich uns durchhelfen.“

Fritz und seine Gesinnungsgenossen waren für diesmal geschlagen. Um persönlichen Angriffen zu entgehen, zogen sie sich zurück und viele der zur Besinnung gekommenen Proletarier gingen an die Arbeit, die ihnen ohnehin so reichlich bezahlt wurde.

. . . .

Aus dem Haufen der Zuschauer trat aber ein fein gekleideter Herr von hoher, magerer Gestalt hervor, den wir nicht näher zu beschreiben brauchen, weil wir ihn schon kennen. Es war der Baron von Kater.

„Lieben Freunde," sprach er hier und da, „ich bin auch ein freisinniger Mann, der es lebhaft wünscht, daß es besser werde in unserm Staate; aber ich verlange den Fortschritt im Wege der Gesetzlichkeit und Ordnung. Alles geschehe für das Volk; aber nichts durch das Volk, das ist mein Wahlspruch und der meiner Partei. Ich will Euch beweisen, daß wir die wahren Freunde des Volks und ganz besonders der Arbeiter sind."

Und damit drückte er dem einen oder dem andern der einflußreichsten Volksmänner die schwielige Hand und ließ darin unbemerkt einen harten Thaler zurück.

„Wir aber," fuhr er fort, „wollen keine Anarchie, keine Sturmpetitionen und Volksschlachten, die allen Wohlstand unterdrücken und Handel und Wandel und damit jede Erwerbsquelle, auch der freien Arbeiter, verstopfen; das ist Sache der Republikaner, Anarchisten und demokratischen Wühler, daß sie das Volk zu Grunde richten, indem sie ihren Leidenschaften und Vorurtheilen schmeicheln. Sie sind es, die jene unselige Bürgerwehr erfunden haben, die jetzt bei allen öffentlichen Aufläufen und Tumulten geradezu als Feind des

Volks auftritt. Jetzt sind diese Demokraten unter den Zelten versammelt, um Beschlüsse zu fassen, die den Arbeitern zum Verderben gereichen werden."

„Auf Freunde, jagt sie auseinander diese Demokraten, die Euch zu den unsinnigsten Thorheiten verführen wollen, die nichts wollen, als den König verjagen, den Thron umstürzen, alle Familienbande auflösen und Gemeinschaft mit Euren Weibern und Töchtern einführen. Daher rufe ich: Nieder mit den Demokraten!"

Und so wandelbar ist die Volksgunst, daß dieselben Arbeiter, die in den Tagen der Revolution dem Rufe der Demokraten blindlings auf die Barrikaden und in den Kugelregen gefolgt waren, diese jetzt verwünschten und in den Ruf mit einstimmten: Nieder mit den Demokraten!

. . . .

Der Polizeipräsident von Minutoli und der General der Bürgerwehr, Herr von Aschoff, waren die Männer, auf welche die Reaction des Preußenvereins und vieler hochgestellten Personen am Hofe ihre größte Hoffnung gesetzt hatten.

Herr von Kater erzählte in dieser Hinsicht dem alten Grafen von Padden-Triton, der sich damals in Berlin befand, um als Präsident eines Vereins, der seine reactionären Gesinnungen offen zur Schau trug, für die gute Sache zu wirken, Folgendes:

„Herr von Minutoli machte am 14. Mai einer Versammlung von loyalen Bürgerwehrmajors die geheimnißvolle Mittheilung, daß eine Verschwörung entdeckt sei, wonach das Ministerhotel des Herrn Camphausen vom Volke erstürmt und demolirt werden solle. Er schlage daher vor, ein Bataillon Bürgerwehr in dem Garten des Ministers heimlich aufzustellen."

Dieser Vorschlag erweckte Unwillen. „Das ist Wegelagerung!" riefen Mehrere, „so etwas schändet eine achtbare Bürgerwehr."

Herr von Minutoli schwieg, da er überstimmt war; aber Abends führte er an der Stadtmauer entlang durch ein Hinterpförtchen des Gartens ganz leise und vorsichtig das bewaffnete Studentencorps und stellte es dort auf.

Die Minister hatten das Volk, welches ihnen eine Petition gegen die Zurückberufung des Prinzen von Preußen übergeben hatte, auf 4 Uhr Nachmittags wieder bestellt gehabt, um Antwort darauf zu geben. Als nun die Volksmassen ganz ruhig vor dem Palais harrten, beorderte Herr von Minutoli plötzlich die Studenten, durch die Einfahrten im Hotel auf die Straße hinauszudringen.

Kaum erschienen in den Thoren die bewaffneten Studenten, als das Volk: „Verrath" schrie und auf diese losstürmte. Daß in diesem Augenblicke nicht die Blüthe

der academischen Jugend von der ungeheuren Uebermacht der Volksmassen niedergemetzelt wurde, hatte diese allein der Geistesgegenwart des Doctor Rubow zu danken, der den ersten Zug der Studenten führte. In dem Augenblicke, als er auf der Straße die heranstürmende, wüthende Volksmenge erblickte, stieß er seinen Schläger in die Scheide und trat mit dem Rufe: „Ich bin unbewaffnet, wollt Ihr Unbewaffnete tödten?“ einen Schritt vor. Das Volk, dessen besseres Gefühl von diesem Muthe ergriffen war, stutzte und der Führer drängte seine Schaar wieder zurück, wo nur mit Mühe und Anstrengung das Thor wieder geschlossen werden konnte. So war die ganze Demonstration vergebens gewesen, aber es kam dadurch Unfriede in das Lager der Feinde der alten Ordnung. Die Spannung zwischen Demokraten und Bürgerwehr wurde immer stärker.

Das ging so weit, daß, als am 15. Mai Abends unter den Zelten eine Volksversammlung stattfand, worin viel gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen debattirt wurde, der General von Aschoff ein Bataillon Bürgerwehr im Schlosse aufgestellt hatte, weil der von ängstlichen Polizeikundschaftern stets mit übertriebenen Gerüchten irregeleitete Polizeipräsident einen Sturm des Volks auf das Schloß gewittert hatte; da erschien Abends der Bürgergeneral Herr von Aschoff, ging von einem Bataillon zum andern und erzählte, ganz ver-

gnügt sich die Hände reibend, daß, als die Demokraten vor den Zelten im besten Reden gewesen wären, ein Rehberger Arbeiter zu Pferde, an der Spitze von 200 seiner Kameraden dort angekommen und die Volksredner, besonders Eichler, Held und Andre, wie sie es verdienten, vom Platze gejagt und dem Prinzen von Preußen ein „„Hoch"" gebracht hätten. Er schloß seine Rede, indem er einem Manne, der ihm diese Nachricht gebracht hatte, die Hand drückte, mit den Worten: Und der Brave, der die Prügel vertheilt hat, ist Dieser da!"

So weit war es schon gekommen, daß in der Bürgerwehr ein: „Bravo!" — und mancher Ausbruch der Freude und der Verwünschung gegen die Demokraten laut wurde.

„Das ist ja ein wahrer Sieg der guten Sache," sprach der alte Graf erfreut.

„Allerdings, gewissermaßen; indeß nicht so ganz; denn es ergab sich bald, daß die ganze Geschichte eine Lüge war von einem Schreiber bei einem Justizcommissär, der sich dadurch für den Augenblick hatte beliebt machen wollen.

Ein Bürger, der eben von den Zelten herkam, versicherte, daß dort ohne Störung und ganz ruhig noch jetzt debattirt werde.

„Schade," sprach der Graf Padden-Triton, „es

würde diesen demokratischen Wühlern sehr gesund gewesen sein, wenn sie einmal von den harten Fäusten der Rehberger Arbeiter tüchtig abgeklopft gewesen wären."

„Was noch nicht geschehen ist, steht noch zu erwarten," und damit erzählte Herr von Kater die Ereignisse, welche dieser heute an den Rehbergen erlebt hatte.

Der alte Herr war dadurch so erfreut, daß er dem Baron beide Hände reichte und schüttelte und dabei ausrief: „Wäre ich Fürst, Herr von Kater, so würde ich Sie auffordern sich eine Gnade auszubitten, jede würde ich Ihnen gewähren. Ich erkenne lebhaft, daß Sie der guten Sache große Dienste geleistet haben und noch größere leisten werden. — Ich kann daher nichts thun, als Sie zu bitten: fordern Sie, ich befinde mich jetzt in der Stimmung, Ihnen jede Bitte zu gewähren."

„Herr Graf, Sie kennen meine Wünsche." . . . .

„Die Hand meiner Tochter? — Ich habe sie Ihnen zweimal abgeschlagen, wegen allzugroßer Verschiedenheit des Alters, aber jetzt fühle ich, daß eine heilige Allianz zwischen Wohlgesinnten Noth thut. — Sie sollen sie haben, die Hand meiner Adelaide, hier Handschlag und Ehrenwort darauf."

„Sie machen mich zum glücklichsten Menschen auf Erden, indeß fürchte ich" . . . .

„Daß meine Tochter keine Neigung für Sie haben wird? — Bah, was thuts, so wird es eine Conve-

nienzheirath; meine Adelaide ist zu wohlerzogen, um sich dem entschieden prononcirten Willen ihres Vaters zu widersetzen und meine Frau haben Sie auch für sich, Ihre Tournure, Ihr savoir faire und Ihre Reichthümer bestechen die Frauen; also Sela, abgemacht. Machen Sie meinem Kinde den Hof, lassen Sie einige Diamanten blitzen, und das Jawort wird nicht fehlen. Damit Punctum!"

Sechstes Buch.

Familienverhältnisse. — Johannes Engel. — Adelaide. — Antrag des Herrn von Kater. — Jenny. — Deren tragisches Geschick. — Frau von Hackbret. — Reactionäre Freuden und demokratische Genrebilder.

„Der Mensch muß der Leidenschaft zugleich fähig und mächtig sein. Die Ueberströmungen des Willens gleichen denen der Flüsse, die alle Brunnen eine Zeitlang verunreinigen. Nehmt Ihr aber die Flüsse weg, so sind auch die Brunnen fort."

Jean Paul.

1.

Es giebt Familien, deren Stillleben sie nicht dafür schützt der Tummelplatz der entsetzlichsten Verwirrungen zu werden.

Ein feindliches Geschick treibt alle Glieder derselben in ein dunkles Labyrinth von Verhältnissen, in welchem es keinen andern Führer giebt, als den so zerreißbaren Ariadne=Faden der Leidenschaften.

Kein Licht erhellt ihren Pfad, als wenn es draußen wettert und stürmt, der gelbe zuckende Blitz, der das Auge blendend auf Momente erhellt, um alsdann um

so schauriger die schwarze Dunkelheit trostloser Geschicke empfinden zu lassen.

Ueber den Häuptern der davon Erschrockenen rollt oft der Donner, und plötzlich zuckt ein Blitzstrahl nieder in das Getön und grause Gewirr und ein Menschenleben hat geendet, ein eben noch in Leidenschaft schlagendes Herz ist für immer zum Stillstehen gebracht.

Mit dieser Parabel haben wir das Geschick der damals noch, als Emigranten der Revolution, in Potsdam lebenden Familie des Grafen von Padden-Triton angedeutet.

Was sich im Innern dieser Familie ereignete, während draußen die zu keinem Heil für Staat und Volk führenden Parteikämpfe wütheten, mögen folgende Blätter erzählen.

. . . .

Das vornehme Familienleben bringt nur selten das rechte Vertrauen und die innige Gemüthlichkeit in das Zusammenleben der einzelnen Glieder solcher Familien.

Das ist ganz natürlich. Während die Eltern in den glänzenden Verhältnissen der höheren Gesellschaft ein kaltes Repräsentationsleben führen und überall die Formen des geselligen Umganges jede menschliche Wallung der Herzen in das Innere derselben zurückdrängen, wo jedes warme Gefühl, das etwa über die Grenzen einer streng geregelten Convenienz hinausschreiten zu wollen

droht, wie ein heiliges Mysterium verschlossen bleibt, bis es endlich vielleicht erst im stillen Grabe sein letztes Ruhebett findet, sorgt eine ebenso streng geregelte Hofmeister- oder eine Gouvernanten-Erziehung dafür, daß das Herz der Kinder solcher Familien so leicht nicht zum warmen Pulsschlag des Lebens kommen kann, und so bleibt oft das innere Leben Derjenigen, welche die Bande des Bluts und der Natur einander nahe gestellt haben, gegenseits fremd, während die freundlichsten Formen des Umganges und die zartesten Aufmerksamkeiten im taktvollen Benehmen einem solchen Familienleben nicht selten den Schein der schönsten Harmonie zu geben pflegen.

So war es auch hier in der Familie des Grafen von Padden-Triton.

Jedes Mitglied derselben hatte seine streng in sich abgeschlossenen Mysterien. Nur Adelaide und Jenny, diese beiden noch unverdorbenen jugendlichen Gemüther lebten mit einander in mädchenhafter Vertraulichkeit, und dennoch, bei aller Offenheit der wärmsten und innigsten Mittheilungen, gab es noch ein scheidendes Element zwischen Beiden; denn Jede hatte noch einige Rückhalts-Gedanken und Gefühle für sich, die aber auch zu duftig und zart waren, um sich so ohne Weiteres aussprechen zu lassen.

Wir haben noch nicht Veranlassung gefunden zu erwähnen, daß Adelaide noch zwei kleine Brüder hatte.

Harry und John (man liebte in der gräflichen Familie die englisch-aristokratischen Sitten, daher diese Umwandlung der deutschen Taufnamen Heinrich und Johann; „denn," sagte der Graf, „Großbritannien ist noch das einzige Land in der Welt, das eine hohe Aristokratie im wahren Sinne des Wortes hat,") — also: Harry und John waren ein paar zarte liebenswürdige Knaben von fünf und sechs Jahren. Sie hatten jene feinen Junkergesichter, mit dem ätherisch reinen, durchscheinenden Teint, den wir mädchenhaft nennen würden, wäre nicht auch schon dieser Ausdruck für diese blondgelockten, bildhübschen Wachspüppchen vom zartesten Gliederbau noch viel zu materiell. Bis vor einem halben Jahre war ihre Erziehung noch in weiblichen Händen gewesen. Von einer Gouvernante verzogen, von der Mutter und Schwester und Jenny verhätschelt, war ihr ganzes Wesen so weiblich zart und kindisch zärtlich geworden, daß der Graf es für angemessen gehalten hatte, ihnen einen Hofmeister zu geben, um, wie er sagte, Männer daraus zu bilden.

So wurde denn auf Empfehlung eines hochgestellten Geistlichen als Hofmeister der beiden jungen Grafen ein junger Mann ins Haus genommen, den wir einen Augenblick näher betrachten müssen, da sich später sein

Geschick mit dem der Paddenschen Familie bedeutend verschlang.

Johannes Engel, ein Nachkomme des zartfühlenden, innig seelenvollen Dichters und geistreichen Kritikers, Johann Jakob Engel, der, wenn er nichts geschrieben hätte, als sein gemüthreiches, zartsinniges Zeit- und Sittengemälde: „Lorenz Stark“ für alle Zeiten als ein unsterblicher Dichter gefeiert sein wird, war auch ein Erbe seines hochgebildeten Geistes und eines echt poetischen, kindlichen Gemüths geworden. Johannes Engel, der vor seinem Abgange von der Universität den Grad der philosophischen Doctorwürde durch eine treffliche Abhandlung über das Seelenleben der Kinder, rite et solenniter, wie der academische Kunstausdruck sagt, erworben hatte, war an Geist, Reinheit der Gesinnung, Bildung und Gemüth seinem berühmten Vorfahren durchaus ähnlich.

Schon das Aeußere und das ganze Wesen dieses damals sechsundzwanzigjährigen jungen Mannes verrieth die ungewöhnliche, wahrhaft Herzen gewinnende Erscheinung. Sein schöner Kopf, ohne Bartschmuck, aber mit dem gescheitelten, dunkelblonden, natürlich gelockten dichten Haupthaar, das ihm bis auf die Schultern niederwallte, glich einem Rafaelschen Christuskopfe. Sein Teint war rein und zart, die Gesichtsbildung höchst edel; die tiefblauen Augen, groß und seelenvoll,

strahlten von Lebenswärme und trugen dabei doch, wie alle seine Züge einen so schönen Ausdruck von Milde, wahrhaft frommem Sinn und Herzensgüte, daß, wer nur immer ein Gefühl für wahre Würde einer höher begabten Menschennatur im Busen trägt, diesen Johannes im einfachen schmucklosen Kleide, mit seinen schlichten, geraden und nichts weniger als höfischen Sitten, lieb gewinnen mußte.

So zeigte es sich auch hier wieder, wie das wahrhaft Schöne, Reine und Edle in der Menschennatur über alle erkünstelten Vorurtheile und Prätensionen den Sieg davonträgt.

Johannes Engel war nicht der Mann, der sich vor dem Range des gräflichen Hauses bückte und vor den Göttern dieser Erde im Staube kroch. — Vermöge seiner Bildung betrachtete er sich als völlig gleichberechtigt und stand so gerade und männlich selbstbewußt dem Fürsten wie dem Edelmanne gegenüber, als sei kein Gedanke in seiner Seele, daß ein Mensch sich durch den Zufall der Geburt oder des höheren Ranges es sich nur einfallen lassen könne, sich über irgend einen andern seiner Mitmenschen überheben zu wollen. Aber er kannte die Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Je höher sein Ideal der Vollkommenheit eines Menschen, wie er sein sollte, stand, und sein höchstes Ideal war Jesus Christus, unser

Welttheiland, um so höher waren die Anforderungen, die er an sich selbst stellte, während die Milde seines Charakters ihn gegen die Schwächen und Fehler Anderer nachsichtig stimmte.

Und dieses Bewußtsein machte ihn in allen Lebensbeziehungen bescheiden und damit um so liebenswürdiger.

Von dem Berufe eines Erziehers hatte er sich ebenfalls eine sehr reine und hohe Idee gebildet. Als Erzieher der beiden jungen Grafen war er nach seiner Meinung in die Stelle des Vaters getreten, und in dieser Eigenschaft betrachtete er sich als Familienmitglied.

Und nur allein seinem höheren sittlichen Werthe und wie gesagt der unwillkürlichen Anerkennung einer höheren Menschenwürde hatte er es zu danken, daß man den Hofmeister der jungen Grafen nicht, wie das so oft in aristokratischen Familien der Fall ist, als den ersten Domestiken behandelte, sondern nicht allein willig und freundlich seine geistige Gleichberechtigung anerkannte, ja noch mehr sich, selbst bis auf den stolzen Grafen und den hochmüthigen Gardeducorps-Offizier, sich den unmerklichen Einflüssen einer höheren Geisteskraft und edlern Menschennatur dieses jungen Mannes nicht entziehen konnte.

Da die beiden Knaben mit der zärtlichsten Liebe an ihrer Schwester Adelaide und an Jenny hingen, so

gab das nicht selten Veranlassung, daß auch Herr Engel sich in ihrer Gesellschaft befand, denn er hielt es für seine Pflicht, der Verzärtelung seiner beiden Zöglinge von den weiblichen Mitgliedern des Hauses durch seine Gegenwart nach Kräften entgegen zu wirken.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein junges Mädchen, wie Adelaide, mit ihrem so schönen und feinen Naturgefühl, das die Welt noch nicht kennt, und mehr noch in ihren jungfräulichen Idealen als in der Wirklichkeit lebt, von einer an Geist, Gemüth und sittlicher Reinheit so hochgestellten Erscheinung, wie dieser neue Hausgenosse war, sich magisch angezogen fühlen mußte. Eine ganz neue Welt der Ideen und Gefühle hatten dieses jungen Mannes Reden, im täglichen Gespräch sowohl, als wenn er im nahen Vornstädt oder in der Hof- und Garnisonkirche Gastpredigten hielt, ihr aufgeschlossen.

Dazu kam noch, daß Herr Engel nach den Wünschen der Gräfin Mutter die ästhetische Ausbildung ihrer Tochter übernommen hatte, und was kann gefährlicher sein für ein so leicht schwärmendes junges Mädchenherz, als mit einem so fein und innig fühlenden jungen Manne deutsche, französische, italienische und englische Meisterwerke der Dichtkunst zu lesen.

Die Liebessonetten Petrarca's trafen so manche pulsirende Ader, die in dem jungen Mädchenherzen und in

dem seinigen schlug, und des brittischen Dichters Burns so innige, schwärmerische Gedichte mußten Sympathien in den für geistig Schönes so empfänglichen jugendlichen Gemüthern erwecken.

Je unbefangener Beide sich in ihrer Unschuld solchen Eindrücken hingaben, um so tiefer mußten sie eindringen in ihre unbewachten Herzen, die sich bald weit über das niedere Treiben der Menschenwelt erhaben fühlten.

So entstand allmälig bei Beiden unbewußt die zarteste und innigste Seeleneinigung, die sich höchstens durch eine Zuneigung kund gab, für welche sie selbst in ihren reinen Gedanken keine andere Bezeichnung hatten, als die der Freundschaft. Es war ein Gefühl des gegenseitigen Wohlwollens, das sich bis zur Glückseligkeit steigerte, wenn sie bei einander waren und in schmerzliche Sehnsucht verwandelte, wenn irgend ein ungünstiger Zufall einen oder einige trübe Tage auf den Blumenpfad ihres Lebens warf, an welchen sie sich gegenseitig nicht sehen konnten, oder wenn etwa die Etiquette, sobald Gesellschaft anwesend war, jede freundliche Annäherung, selbst jeden Austausch der Gedanken, sogar einen jeden gegenseitigen Blick der Verständigung unmöglich machte.

Bald hatte Adelaide keinen andern Gedanken, als an ihren Freund, und kannte kein lieberes Gespräch, als wenn sie mit Jenny von Herrn Engel reden konnte.

Diese kluge Freundin war wohl das einzige lebende Wesen, welches diese Neigung schon im Entstehen erkannte. Jenny war darüber nicht ohne Besorgniß, denn ihr war es klar, daß die vorliegenden Verhältnisse jede nähere Verbindung zwischen Beiden zur Unmöglichkeit machen mußten. Sie litt ja selbst am Schmerz einer unerreichbaren Liebe und fühlte doch wenigstens noch Charakterstärke genug in sich, um zu entsagen und den Schmerz der Entsagung tragen zu können.

Aber Adelaide, dieses weiche seelenvolle Gemüth, diese reine Weiblichkeit mit den tiefen Gefühlen, aber auch der sich hingebenden Schwäche ihres Geschlechts, wie sollte die einen Sturm der Leidenschaften im Widerstreben feindlicher Verhältnisse ertragen können? — Das Einzige, was Jenny's Besorgnisse noch etwas zu beruhigen vermochte, war die reine Kindlichkeit dieser Zuneigung. Noch knüpften sich keine Hoffnungen und Wünsche daran und Jahre lang hätten beide reine Seelen in unbewußter Liebe und Glückseligkeit neben einander leben können, ohne daß es nur zu dem klaren Bewußtsein, daß sie sich liebten und zu einem gegenseitigen Geständnisse gekommen wäre — indeß bald sollten äußere Ereignisse dieses Bewußtsein und damit die ganze Wucht eines unerreichbaren, unglücklichen Liebesverhältnisses auf Beide herabbeschwören.

An einem schönen hellen Sommermorgen saßen die

beiden jungen Mädchen in Adelaidens liebem Gartenstübchen, das ihre Hand so freundlich mit Blumen geschmückt hatte. Aber nicht selten brachte der Morgen neue, meistens noch schönere Blumen, als die schon vorhandenen waren; ein seltenes Topfgewächs, in einem jener zierlichen Thongefäße, welche die Koch'sche Fabrik in Potsdam so billig und von künstlerischer Schönheit der Formen lieferte.

Dann besprachen sich die beiden jungen Mädchen darüber, wer wohl der freundliche Geber gewesen sein könne? — Adelaide zweifelte nicht daran, daß es eine Galanterie von Herrn Engel sei, obgleich Galanterien im gewöhnlichen Sinne seinem schlichten geraden Wesen sehr fern lagen, und Jenny hatte keinen Zweifel, daß es eine liebevolle Aufmerksamkeit von Roger gewesen sei; denn er wußte recht gut, daß Jenny gleichsam Mitbesitzerin des Gartenstübchens war und sich in die Freude über die Blumen und die Pflege derselben mit Adelaide theilte.

Der Gedanke, der Adelaide glücklich machte, erfüllte Jenny trotz eines ganz leisen Anhauchs von Glückseligkeitsgefühl mit banger Besorgniß und Kummer. Was sollte aus dieser Liebe werden, wenn Graf Roger nicht entsagte?

Da öffnete sich die Thür des Gartenhauses und die Kammerfrau der Gräfin Mutter überbrachte an Jenny

ein nach Rosen duftendes, in ein mit vergoldeter Pressung geschmücktes Couvert versiegeltes Briefchen. Das Siegel enthielt das Sinnbild eines von einem Pfeil durchbohrten Herzens mit der Umschrift: „l'amour l'a percé.“ Die Adresse „à la Comtesse Adelaide“ war von einer feinen, überaus zierlichen Hand geschrieben, deren Züge jedoch den beiden jungen Mädchen völlig unbekannt waren.

„Von der gnädigsten Gräfin“, sagte die Zofe, indem sie das Briefchen auf den Nähtisch von dunkelgeflammtem Polisanderholz, der am offenen Blumenfenster zwischen den beiden jungen Mädchen stand, legte und fügte hinzu, als diese verwundert aufblickten: „Gnädige Comteß möchten indeß das Billet nur lesen; Frau Gräfin Mutter würden dann selbst herkommen, um weiter darüber zu reden.“

„Von wem ist das Billet? wie kommt meine Mutter dazu?“ fragte die junge Gräfin, ehe sie es zu öffnen wagte, indem sie aufmerksam die Adresse und die bedeutsame Devise auf dem Siegel betrachtete.

„Frau Gräfin haben so eben von dem Herrn Grafen aus Berlin einen Brief durch die Post empfangen und dieses war die Einlage.“

„Sie wissen um das Geheimniß, Frau Mandel!“ rief Adelaide der Kammerfrau zu, „ich sehe es an Ihrem schlauen Lächeln.“

„Wenn ich es wüßte, theures Comteßchen, so dürfte ich es ja doch nicht verrathen; aber ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich meine unterthänigste Gratulation . . .“

„Weshalb, was ist es damit?“

„Schweig', alte Plaudertasche,“ sprach die Kammerfrau mit Humor und schlug sich auf den Mund; dann ermahnte sie die junge Gräfin das Briefchen nur zu lesen, weil es Mama wünsche. Aus diesem Grunde könne es ja doch nur etwas Gutes enthalten.“

Damit zog sie sich mit einem gutmüthigen, listigen Lächeln zurück.

Jetzt trugen die jungen Mädchen kein Bedenken mehr, das Billet von unbekannter fremder Hand zu eröffnen. Kaum aber hatte Adelaide einen Blick hinein geworfen, als sie es mit einem leisen Aufschrei in ihren Schooß fallen ließ, dabei mit einer Anwandlung von Ohnmacht in Jenny's Arme sank.

Auf ihre Frage: „Was ist Ihnen, theuerste Comteß?“ gab das so tief erschütterte junge Mädchen keine Antwort. Jenny ergriff mit der einen freien Hand den Brief und las ihn. Auch sie fühlte sich durch ein starres Entsetzen, das wie Eis durch ihre Adern lief, ergriffen.

Der Brief enthielt, mit einigen schönen Redensarten verblümt, eine förmliche Anwerbung um ihre Hand,

nach dem Willen ihres Vaters, von dem Baron Kater von Kattenhausen.

Jenny wußte, wie sehr dieser alte süßliche Hausfreund ihrer jungen Freundin Adelaide zuwider war, sie selbst konnte ihn nicht leiden — und nichts war wohl natürlicher, als daß dieser ältliche entnervte Lüstling, dessen polirte Höflichkeit und stereotype Freundlichkeit überall nur den engherzigsten Gesinnungen und einer wahrhaft jesuitischen Moral zum Deckmantel dienen mußte, jeder reinen Mädchenseele in den Tod verhaßt sein mußte.

Nach einigen Minuten erholte sich Adelaide wieder so weit, daß sie seufzend im tiefsten Schmerz die Worte sprach: „Ich bin verloren! der Wille meines Vaters läßt sich weder biegen, noch brechen.“

In diesem Augenblick trat die Gräfin Mutter in das freundliche Gartenstübchen ihrer Tochter.

Erschrocken über den leidenden Anblick derselben, blieb sie einen Augenblick stehen. Dann trat sie näher heran und sagte: „Ich komme, Adelaide, um Dir Glück zu wünschen, aber was ich sehe, läßt mich fürchten, Du wirst das Glück, eine reiche und ehrenvolle Partie zu machen, nicht erkennen.

Jenny zog sich bei der Annäherung der Gräfin in das andere Fenster zurück, und die Gräfin Mutter nahm in würdiger, aber ruhiger Haltung Platz auf dem zierlich

aus Weidenholz geflochtenen Sessel, der dem ihrer Tochter gegenüber stand.

Adelaide war zu tief ergriffen, sie vermochte keine Antwort zu geben; sank aber vor den Füßen ihrer Mutter nieder auf ihre Kniee und küßte deren Hand. Zum ersten Male nach dem Schreck drangen Thränen hervor aus den langen seidenen Wimpern ihrer schönen Augen und ihre Mutter erkannte erst daran, daß die Oberfläche ihrer Hand feucht wurde, den tiefen Schmerz ihrer Tochter.

„Nimm Dir die Sache nicht so zu Herzen, liebes Kind," sprach die Mutter gütig, „ich glaube wohl, daß Dir die Persönlichkeit des Gatten, der Dir vom Vater bestimmt ist, nicht sehr gefallen wird. Das hat aber gar nichts auf sich, man gewöhnt sich doch an einander. Als ich nach dem Willen meiner Eltern Deinem Vater meine Hand reichte, liebte ich ihn auch nicht; indeß haben wir uns noch ganz gut arrangirt und vor zwei Jahren unsere silberne Hochzeit sehr vergnügt gefeiert, wozu nicht wenig die Aufmerksamkeit des Königs und der Königin beitrug, die den Hofmarschall schickten, um uns Glück zu wünschen."

„Nun, ich denke, als gute, gehorsame Tochter wirst Du Dich auch darein zu finden wissen."

Adelaide war auf ihren Sitz zurückgekehrt. Ihre Mutter schwieg einen Augenblick, indem sie ihre Ant=

wort erwartete; aber Adelaide sprach kein Wort. Sie nahm ihre feine Handarbeit vor, und beugte den Kopf darüber nieder, so daß ihre Mutter weder ihre Todtenblässe, noch ihre fallenden Thränen sah.

Die Gräfin Mutter fuhr fort in ihrer freundlich milden Weise:

„Du wirst einsehen, liebe Adelaide, wenigstens war das von jeher der Text meiner Predigten, daß die Kinder einer vornehmen Familie — am wenigsten die noch unmündigen Töchter — kein Stimmrecht haben bei der Frage über ihre Vermählung. Das ist lediglich Sache des Familienhauptes, das am besten wissen muß, welche Partie förderlich und welche nachtheilig ist für den Glanz der Familie. Hier in diesem Falle aber hat der Vater ohne Zweifel die wichtigsten Gründe für sich, wenn er Deine Vermählung mit Herrn von Kater fordert. Der Baron führt zwar nicht die Grafenkrone in seinem Wappen und insofern würdest Du einigermaßen herabsteigen müssen; indeß steht er sehr hoch als Stifter und eines der thätigsten Mitglieder des Preußenvereins, besonders als Mitstifter des noch weit mehr royalistischen Vereins „„Mit Gott für König und Vaterland““. Bei einer eintretenden Reaction, die er mit so großer Klugheit fördert, wird ihm ein Ministerportefeuille und damit die Excellenz nicht entgehen. Auch hat der Vater Connexionen und Einfluß genug in den nächsten Um=

gebungen des Herrn, um die Allerhöchste Verleihung eines Grafentitels für den Freiherrn Kater von Kattenhausen durchzusetzen, was bei einem so großen Besitzthum ohnehin gern gewährt wird. Das aber, liebes Kind, ist noch die Hauptsache. Herr von Kater besitzt eine ansehnliche Herrschaft, bestehend aus sieben Gütern und Vorwerken in Schlesien, dazu ein Majorat in Westphalen; er ist also jedenfalls eine brillante Partie; Deine Abfindung dagegen wird 10,000 Thlr. nicht übersteigen; denn, um bei den vielen Geschwistern, die Dir der Himmel geschenkt hat, durch eine Gütertheilung den Familienglanz unseres Hauses nicht erlöschen zu lassen, wird der Vater sich genöthigt sehen, zu Gunsten unseres Erstgebornen, des Rittmeisters in der Gardeducorps, ein Majorat zu stiften. Dann werdet Ihr Uebrigen begreiflicher Weise nur eine Apanage erhalten, und deshalb ist es so wichtig, daß die alte gute Zeit wieder hergestellt werde, damit der Staat die Versorgung unserer nachgeborenen Söhne übernehme. Nun, Adelaide, Du sagst ja gar nichts dazu?!"

„Ich schweige, aus Hochachtung für den Willen meiner Mutter und meines Vaters," sprach die junge Gräfin mit leiser, fast bebender Stimme.

„Das ist sehr freundlich von Dir, liebes Kind, auch kann ich es Dir nicht verdenken, daß Du darüber nachdenkst; indeß wünschte ich doch zu wissen, was Deine

Gedanken über diese Partie eigentlich sein mögen. Ich erlaube Dir, offen Deine Meinung darüber zu sagen."

Adelaide schwieg. Eine peinliche Pause verging, in welcher die Gräfin Mutter etwas ungehalten wurde über die blinde Verstocktheit ihrer Tochter, wie sie in Gedanken das Benehmen derselben nannte; aber die Gräfin war klug genug, sich darüber nicht auszulassen, um ihr keinen Anlaß zu geben, in offene Opposition gegen den Willen ihrer Eltern zu treten. Darum wendete sie sich jetzt an Jenny.

„Nun Sie, Fräulein Jenny, sind ja die Vertraute Adelaidens, eingeweiht in jeden ihrer Gedanken. Sie werden mir am besten sagen können, was das Kind in diesem Augenblick denkt."

Ein zustimmender Blick aus den durch einen Thränenflor verschleierten Augen des immer noch vor Schrecken bleichen jungen Mädchens gab ihre Zustimmung und Jenny sagte:

„Wenigstens, wenn ich mich in ihrer Lage befände, würde ich an Schiller's Worte der Weisheit in seiner Glocke denken:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.
Der Wahn ist kurz; die Reu' ist lang."

„Mamsell!" sprach die Gräfin im Tone des Verletztseins, „ich muß Sie recht sehr bitten, sich selbst und

Ihre Stellung in meinem Hause nicht zu vergessen. Nach diesen Worten darf ich voraussetzen, daß Sie Adelaide in ihrer Renitenz gegen die Befehle ihres Vaters bestärken werden und Sie selbst müssen begreifen, daß Sie sich dadurch ferner als Gesellschafterin meiner Tochter unmöglich machen würden. Nur Adelaidens Jawort würde Sie darin erhalten können. Ich gebe ihr, um sich bestimmt zu erklären, noch Bedenkzeit bis morgen; aber nicht länger."

Damit stand die Gräfin auf, ganz roth vor Aerger, in den sie sich hinein geredet hatte, und wehte sich in heftiger Gemüthsbewegung, deren Aeußerung sie offenbar zu unterdrücken suchte, was ihr jedoch nicht gelang, mit dem weißen gestickten Batisttaschentuche Luft zu.

„Es ist hier sehr heiß," sprach sie, gleichsam um ihre heftige Aufregung zu entschuldigen. Als aber ihre Tochter im weichsten, flehendsten Tone sie bat:

„Aber Mama, liebste Mama . . . ."

Da fuhr die Gräfin Mutter eifernd fort: „Euer Schiller war ein Dichter; alle Dichter aber sind Phantasten, also Narren; sie kennen das Leben nicht und berücksichtigen nicht die Verhältnisse, wie sie einmal vorliegen. Das Herz hat keine Stimme bei einer Frage der Familienallianz vornehmer Häuser. So wenig Prinzessinnen gefragt werden, ob sie den ihnen aus politischen Combinationen bestimmten Gemahl haben

wollen oder nicht, ebensowenig können die ihnen dem Range nach am nächsten stehenden Töchter des hohen Adels auf ein solches Privilegium der Bürgermamsells, ihre Liebsten nach Gefallen zu wählen, Anspruch machen."

„Wonach sich zu achten!"

Mit diesen Worten ging die Gräfin Mutter hinaus und ließ die beiden jungen Mädchen in höchster Betroffenheit zurück.

. . . .

Adelaide warf sich weinend in Jenny's Arme.

„Es ist unmöglich," rief sie, „daß ich mich an diesen entsetzlichen Menschen wegwerfe."

„Gute Comteß, so weigern sie sich entschieden. Aus den Zeiten sind wir heraus, wo eine sich weigernde Braut mit Gewalt vor den Altar geschleppt und ihr Ja von dem Priester ergänzt wurde. Ein wenig Muth und Festigkeit und die Pläne tyrannischer Familiendespotie werden damit vernichtet sein."

„Und Dich würde man aus dem Hause vertreiben. Das ertrüge ich nicht."

„Meine Uhr ist ohnehin schon abgelaufen," sprach Jenny mit tiefem Ernst.

„Wie meinst Du das?" fragte Adelaide erschreckend.

„Meinen Sie, Comteß, ich wäre schlecht genug, mich in eine Familie einzudrängen, die mir ein so ehrendes Vertrauen erwies?"

„Du meinst, Jenny, die Leidenschaft meines Bruders?“

„Ja, sie hat sich auf das Höchste gesteigert. Er verfolgt mich mündlich und schriftlich mit seiner leidenschaftlichen Liebe. Er drohet, sich das Leben zu nehmen, wenn ich ihn nicht erhöre, nicht mit ihm entfliehe. Er hatte um seine Versetzung in ein Regiment, das in Schleswig kämpft, gebeten, das ist ihm abgeschlagen; nun glaubt er mit Ehren seinen Abschied fordern zu können und dazu ist er entschlossen, wenn ich mit ihm zu entfliehen und heimlich ihn zu heirathen bereit bin. Wie aber könnte ich so gewissenlos handeln? Also fort muß ich von hier, fort, fort! und wenn ich selbst darüber zu Grunde ginge. Aber wird selbst eine heimliche Entfernung ihn heilen von seiner unglücklichen Leidenschaft? Gewiß nicht! Er würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, mich aufzufinden. Und sicher, er würde mich finden, denn aus der Welt kann ich nicht verschwinden, und was ein rechter Mann will, das gelingt ihm auch; deshalb muß ich auf andere Wege denken, ihn von seiner Leidenschaft zu heilen. Der nächste Weg wäre, mir selbst den Tod zu geben; aber Selbstmord ist Sünde, und damit belastet, will ich nicht vor Gott treten. Was würde es auch ihm helfen? Mein Andenken würde nur um so tiefer in seiner Seele fortleben und ihn unglücklich machen. Vielleicht folgte er mir in seiner

Schwärmerei, und das wäre schrecklich. Nein, nein! es giebt nur ein Mittel, ihn zu heilen und ihn dann dem Leben und seinen Verhältnissen wiederzugeben; er muß mich hassen und selbst verachten lernen. Ein solcher Gedanke ist furchtbar; aber wenn ich vor meinem Gewissen nur rein bleibe, so werde ich lernen das Schrecklichste zu tragen, und er wird gerettet sein."

„Unglückliche, welches Entsetzliche brütest Du aus?"

„Mein Plan ist fertig, aber mein Geheimniß; er bleibt verschlossen in meinem Herzen, bis zum Augenblick der Ausführung. Jede voreilige Indiscretion würde ihn vernichten. Noch mehr, ich bin gezwungen, so zu handeln; denn es ist der einzige Weg, sein Leben, das von Meuchelmord bedroht ist, zu retten."

„Ich beschwöre Dich, Jenny, sei offen gegen mich; die Last eines so furchtbaren Geheimnisses erträgt kein weibliches Herz. Ich schwöre Dir Verschwiegenheit . . ."

„Nein, nein! ich habe schon zu viel verrathen. Sie sehen, Adelaide, daß Rücksichten auf mich Ihrer Weigerung nicht entgegenstehen dürften, daher flehe ich Sie an, weigern Sie sich, weigern Sie sich ganz entschieden, die Hand dieses Menschen anzunehmen, der Ihrer so unwürdig ist. Ein Opfer bleibt genug, um dieses Wirrsal zu lösen; Sie aber müssen noch glücklich werden. Ich fühle Kraft in mir, mein eigenes Unglück

zu ertragen, und sei es auch das entsetzlichste, nicht aber das Ihrige, nicht das Ihres Bruders Roger."

„Du liebst ihn nicht?"

„Würde ich mehr als mein Leben zu opfern bereit sein, wenn ich ihn nicht liebte? Aber hier liegt eine höhere Frage vor, als die der Liebe. Das Herz hat hier keine Berechtigung, sich geltend zu machen."

„Aber da kommt Herr Engel," rief Adelaide in freudiger Aufregung, indem sie durch das Fenster in den Garten blickte, „es ist Gott selbst, der uns diesen Engel sendet, den einzigen Freund, den wir haben; den klugen, besonnenen und doch so schön und warm fühlenden Freund. Wir wollen ihm Alles erzählen und seine Meinung hören."

„Es ist die Stunde, wo er durch den Willen der Frau Gräfin Mutter berechtigt ist, uns ästhetische Vorlesungen zu halten. Heute wird die Unterhaltung ernster sein, aber ich bitte und beschwöre Sie, liebe Comteß, sagen Sie ihm nichts von meinen Verhältnissen und meinem Vorhaben; kein Mittel der Erde würde meinen Entschluß erschüttern."

. . . .

In dem breiten mit Obstbäumen und Rebengeländern eingefaßten Hauptgange des Gartens kam ein junger Mann von hohem, schlankem Wuchs mit einem bis obenhin zugeknöpften, etwas langen, braunen Ober-

rock bekleidet, herauf nach dem Gartenhause zu. Er trug einen breitgeränderten, schwarzen Hut, und das glatt niedergekämmte, blonde, leicht gelockte Haar reichte ihm bis fast auf die Schultern. Sein Gang war langsam, der Ausdruck seiner schönen Gesichtszüge ruhig. Er las, indem er ging, in einem Buche von kleinem Format mit Goldschnitt. Es war eine feine englische Ausgabe von Burns' Gedichten, und Herr Engel schien damit beschäftigt zu sein, die passendsten der schönsten Stellen dieser Dichtungen auszusuchen, um sie dem jungen Mädchen vorzutragen und zu erklären.

Diese beschauliche Ruhe, der so höchst aufgeregten Stimmung der Letzteren gegenüber, gewährte allerdings einen auffallenden Contrast, trug aber auch nicht wenig dazu bei, Adelaidens und Jenny's Gemüthern einige Beruhigung zu geben. In Beiden gewann der Gedanke Raum, daß dieser junge Mann mit seiner Besonnenheit und sittlichen Würde geeignet sein werde, ihnen den besten Rath des Verhaltens in dieser Spannung aller Verhältnisse zu geben, und so empfingen sie ihn freundlich und dem Anschein nach ruhig, wie immer.

Der junge Mann wollte eben seine Vorlesung beginnen, da sprach Jenny zu ihm: „Wir bedürfen Ihres freundlichen Raths, Herr Engel. Der Herr Graf und die Frau Gräfin haben über die Hand der Comteß Adelaide, ohne sie zu fragen und wider ihren Willen, verfügt."

„Ja, mein Herz und mein sittliches Gefühl widerstreben.“

„Dann“, rief Engel, „ist das Verlangen Ihrer Eltern ein unsittliches, weil jede Ehe unsittlich ist, die nicht auf gegenseitiger Liebe beruht, und Sie, Comteß, haben die moralische Verpflichtung, mit aller Macht Ihres Willens zu widerstreben.“

„Diese“, entgegnete Jenny, „würde um so mehr eine unsittliche sein, als der ihr bestimmte Gemahl ein moralisch schlechter Mensch ist, der Baron Kater von Kattenhausen.“

„Nie, nie werde er mein Gatte; eher würde ich den Tod wählen, als diesen Verworfenen zum Gemahl. Aber ich habe weder den Muth, noch das Recht, dem entschiedenen Willen meines Vaters gegenüber ein festes und bestimmtes Nein auszusprechen.“

„Das Recht dazu haben Sie; denn die Wahl des Gatten ist eine tiefe, natürliche Berechtigung Derjenigen, die dadurch für ihr ganzes Leben sich selbst binden soll. Diese natürliche Berechtigung ist die Freiheit der Frauen. Wenn das Volk seine Freiheit errungen hat, warum sollen die Frauen allein davon ausgeschlossen bleiben? Die unbedingte Entscheidung der Väter über diese große Lebensfrage ist ein Absolutismus, der, als die menschliche Natur entwürdigend, aus der Welt verschwunden sein soll. Die Kraft aber, theure Comteß, dem väter-

lichen Despotismus einen passiven Widerstand, mit entschiedener Protestation, entgegen zu setzen, kann Ihrer schönen Weiblichkeit nur zu Theil werden, wenn sich Ihr Herz zum Herzen findet. Ja, theure Adelaide, Sie stehen jetzt in einer Lebenskrise, wo Ihr Geschick gebieterisch fordert, daß Sie sich sofort für eine andere Verbindung, für eine sittliche Verbindung nach Ihrer Neigung entscheiden. Es gilt jetzt, das Höchste einzusetzen, um Sie zu retten; ich bitte um Ihre Liebe mit der Berechtigung eines liebenden Herzens, und bitte um Ihre Hand mit der Berechtigung rein menschlicher Gleichstellung."

Durch diesen kühnen Antrag waren beide junge Mädchen aufs Höchste überrascht. Adelaide sank in Jenny's Arme und hauchte leise, doch vernehmbar: „O, dürfte ich gewähren; das Ideal meiner Träume wäre erreicht, meines Lebens höchste Glückseligkeit gewonnen."

„Herr Engel," mahnte Jenny mit Ernst und Schreck, „was haben Sie gewagt? Unruhe säen in das reine, jungfräuliche Gemüth und unerreichbare Wünsche erregen? Nie werden solche Standesunterschiede, wie sie hier vorliegen, sich ausgleichen lassen. Diese Verbindung ist eine Unmöglichkeit, und Sie haben damit den Keim des Wahnsinns in dieses schöne Herz gelegt."

„Sorgen Sie nicht, Fräulein Jenny, eine Grenze hat Tyrannenmacht, das ist die, wo das ewige unver-

äußerliche Urrecht der Menschennatur beginnt. Und was Ihre Bedenken wegen der Standesunterschiede betrifft, so mag man sie in gesellschaftlichen Kreisen und Verhältnissen gelten lassen, nicht aber im Bereich der Familie. Durch die Ehe bildet sich die Familie, und diese ist ein Staat im Staate, eine Gesellschaft in der Gesellschaft, ein Verein, der rein menschlich, kein anderes Band kennen soll, als die Bande des Bluts und die der Uebereinstimmung der Herzen. Nur aus der vollständigsten Harmonie im Familienleben wird die im Staatsleben möglicher Weise hervorgehen können; daher wird es auch eine der wichtigsten Strebungen unserer Märzerrungenschaften werden müssen, daß jeder mittelalterliche, feudalistische Familiendespotismus aufgehoben und die natürliche Freiheit aller Familienglieder, nach der Neigung der Herzen die heiligste aller Familienverbindungen, die Ehe, mit freier Selbstbestimmung zu beschließen, hergestellt werde. In Amerika herrscht diese Freiheit längst und vollkommen, auch hier wird sie eingeführt werden; und darauf beruht meine Zuversicht, womit ich, der arme Pfarramtscandidat, die reiche Grafentochter um ihr Herz und ihre Hand bitte. Darum, Adelaide, schlagen Sie ein; sprechen Sie das bräutliche Ja und Sie werden gerettet sein und zwei Glückliche machen; denn ich setze voraus, und mein Gefühl täuscht mich nicht, Sie lieben mich ebenso innig,

als ich Sie, unsere beiden Seelen sind eins, und was Gott zusammen gefügt hat, soll der Mensch nicht trennen."

Diese Zuversicht in der Rede des jungen Mannes, dieses entschiedene feste Selbstvertrauen und die tiefe Gefühlswärme, die schon im Ton und Blick, womit er diese Reflexionen des Verstandes begleitete, zu erkennen war, hatten eine ebenso magisch hinreißende, als überzeugende Macht über das junge Mädchen gewonnen. Sie überließ ihm ihre Hand, und mit einem zuckenden Druck derselben sprach sie leise: „Ich habe Sie längst schon geliebt, theurer Freund, ohne es zu ahnen und zu wissen. Ihre geistige Höhe hat mein ganzes Seelenleben zu sich empor gehoben; wir Beide stehen damit auf der Höhe der Menschheit, wo wie Nebel im Thal die Unterschiede der Stände und alles Kleinliche und unnatürlich Gemachte in der menschlichen Gesellschaft verschwinden. Ich fühle jetzt Muth, den Kampf mit den Verhältnissen zu beginnen, und bin mit voller Seele die Ihrige."

„Die Deinige, sage Adelaide," sprach der junge Mann, indem er ihre Hand küßte, „denn zwischen uns giebt es nichts Fremdes mehr. Wir schweben, getragen von den Genien der Liebe, hoch über dem Mikrokosmus des kleinlichen Erdenlebens. Wir werden glücklich sein in dem Bewußtsein, für alle Ewigkeit ein Herz und

eine Seele zu sein, und wenn auch nie im Leben das äußere Band der Ehe uns einigen sollte. Diese unsere reine, himmlische Liebe steht aber zu hoch, um irgend eine Einigung der Sinne zu dulden. Kein Liebeskuß auf den Mund, kein Sinnenrausch, wenn Lippe und Lippe sich berühren, soll den heiligen Geisterbund unserer Herzen entweihen; nur drei Zeichen der Einigung mögen wir uns gestatten: das Wort, den Blick und den Druck der Hand!"

Mit einem begeisterten, überglückseligen Blick gab Adelaide ihre Zustimmung, und Jenny seufzte halblaut: „Ich sehe mit banger Sorge in die Zukunft!"

„Ich nicht," sprach Engel, „der gute Mensch soll auf Gottes Güte vertrauen; diese gewährt uns das Glück und das Glück bringt das Heil. Was die äußern Verhältnisse betrifft, so sind die Aussichten günstig; ein reicher Gutsbesitzer, der Landschaftsrath von Hochherz*), ein aufgeklärter, freisinniger Mann, der über alle Standesvorurtheile erhaben ist, denn er hat selbst eine Bürgerliche ohne Vermögen geheirathet, hat mir die reich dotirte Patronat-Pfarrstelle meines jetzt kränklichen und emeritirten Vaters auf einem seiner Güter angetragen; dann aber werde ich vor Deinen Vater und Deine Mutter, Adelaide, hintreten, und werde mit dem

---

*) S. in dem Roman: „So war es."

ewigen Urrechte des Menschen Deine Hand von ihnen fordern. Deine Mitgift mögen sie behalten und Deinen Brüdern zuwenden. Die Genügsamkeit liebender Herzen bedarf des kalten Geldsackes nicht. Ich vertraue auf den Geist einer neuen Zeit, der alle staatlichen und Lebensverhältnisse mit dem Genius der Humanität durchdringen wird. In den Bewegungen dieser Zeit wird er es nicht wagen, mit aristokratischem Hochmuth abzuschlagen, was ich nach dem Urrechte der Menschheit zu fordern berechtigt bin. Bis dahin aber bleibt es ein Gebot der Klugheit, daß Geheimniß decke, was noch nicht an den Tag kommen dürfte, ohne Verwirrung und Unheil anzurichten."

„So sei es, geliebter Freund," sprach Adelaide, indem sie ihm die Hand reichte, „ich aber fühle jetzt in mir die Kraft und den Muth, mich entschieden jener von meinem Vater beabsichtigten Vermählung zu widersetzen."

Die Stunde war abgelaufen und mit einem zärtlichen Blick und Handdruck, beruhigt und entschlossen, schieden die Neuverlobten von einander; Adelaide weinte an dem Busen ihrer Freundin Freudenthränen überseliger Glückseligkeit, und bald darauf wurde sie abgerufen, vor ihrer Mutter zu erscheinen.

Zitternd, aber mit fester Entschlossenheit folgte sie diesem Rufe.

. . . .

2.

Jenny überdachte ihr Leben. Es war noch ein jugendliches; aber Vieles darin war schon dem Schmerze der Entsagung geweiht. Die Schläge des Geschicks, die mehr ihr inneres als ihr äußeres Leben getroffen hatten, waren wohl geeignet, ihrem Charakter jene eiserne Festigkeit zu geben, die wir nicht selten Gelegenheit haben, sogar an weichen und tieffühlenden Frauenseelen zu bewundern. Indem sie über ihre Vergangenheit nachdachte, erschien ihr die Zukunft im trüben, selbst dunklen Lichte.

Sie fühlte, daß es jetzt ihre Pflicht sei, einen großen und schweren Entschluß zu fassen. Das Band, welches ihr so theuer geworden war, das Band der Freundschaft und Liebe und gegenseitigen Achtung, das sie an dieses gräfliche Haus knüpfte, es mußte zerrissen werden für immer. Darüber war keine Frage. Aber wie? — Sie war zum Aeußersten entschlossen, nur bangte ihr vor dem Augenblicke der Ausführung. Gern hätte sie diesen noch weit hinausgeschoben. Aber an der Zeit war auch kein Augenblick mehr zu verlieren.

Indem sie noch darüber nachdachte und ihre Tapisseriestickerei in den Schooß sinken ließ, trat der gräfliche Leibjäger ein, der Italiener Virboni, dessen sich die Leser erinnern werden von der Begleitung der jungen Herrschaften in dem königlichen neuen Garten her.

Jetzt trat er unerwartet in das Gartenzimmer, in welchem Jenny noch allein saß.

„Fräulein!“ sprach er, mit äußerlich gehaltener Ruhe, wobei nur eine leise Bebung und der tiefe gedämpfte Ton seiner Stimme, sowie eine unheilvolle Gluth seiner dunklen Augen, die leidenschaftliche Stimmung verrieth, welche in seinem Innern verborgen war; „ich habe das Glück, Ueberbringer zu sein dieses Billets vom Herrn Grafen Roger, der in höchster Eile nach Berlin abreisen mußte, weil er Ordre erhalten, sich um 11 Uhr vor dem Herrn Kriegsminister zu stellen.

Jenny erschrak, sie suchte aber ihre Ueberraschung zu verbergen.

„Wie kommen Sie zu dem Auftrage?“ fragte sie anscheinend gleichgültig, „Sie sind doch sonst nicht im Vertrauen des jungen Grafen.“

„Nun, Heinrich, der Bursche des Herrn Lieutenant, mußte seinen Herrn mit dem Reisebeutel auf die Eisenbahn begleiten, da übergab er mir das Briefchen mit der ausdrücklichen Bedingung, es dem Fräulein nur ganz allein zu überreichen und darüber Verschwiegenheit zu beobachten. Hier ist das Billet-doux!“

Diese letzten Worte hatte er im Tone einer steigenden Bitterkeit gesprochen, er hielt ihr damit das Billet entgegen.

„Geben Sie es dem Herrn Grafen zurück," sprach Jenny kalt, „ich setze dabei voraus, daß hier ein Irrthum in der Adresse vorliege; denn ich habe ihm keine Veranlassung gegeben zu einer heimlichen Correspondenz mit mir."

„Fräulein Jenny," sprach der Jäger lebhaft, „Sie entzücken mich durch Ihr Widerstreben. Ich war gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden; denn morgen gehe ich auf die mir von dem Herrn Grafen verliehene Försterstelle nach Schlesien ab."

„Nun ich gratulire." . . .

„Jenny, himmlische Jenny, Sie tödten mich durch Ihre Kälte, ich beschwöre Sie nur um ein Fünkchen Hoffnung."

„Sie haben eine Braut, Birboni, der bleiben Sie treu, dann werden Sie keine anderen Wünsche hegen."

„O dieses unglückselige, mir aufgedrungene Verhältniß, mit der kleinen Kammerkatze, der Ida, ist vor den Knieen abgebrochen. Ich durfte es nicht wagen ihr früher schon den Abschied zu geben, denn die Partie war gewissermaßen Bedingung meiner Anstellung. Seitdem ich aber mein Patent als herrschaftlicher Förster in der Tasche habe, nahm ich eine andere Sprache an; ich machte mich bei dem schönen Kinde so unangenehm, daß sie mir selbst den Abschied gab, den ich bestens

acceptirte. Nun aber, Jenny, bin ich frei. — Sie kennen meine Wünsche, ich habe Brod für mich und ein Weib, welches die Krone meines Hauptes sein soll; noch einmal bitte und beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich durch Ihre Hand.

Jenny kämpfte mit sich selbst und schwieg.

„Sie zögern noch einzuwilligen?“ fuhr er in steigender Leidenschaftlichkeit fort, „das heißt mich unglücklich machen, vernichten. Wenn Sie mich verwerfen, so bleibt mir nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich werde aber kein Narr sein zu sterben, um einen Glücklichern in Ihrem Besitze zurückzulassen, einen Aristokraten, der Sie zu seiner Mätresse machen würde, weil er zu stolz ist, einem redlichen Bürgermädchen seine hochadlige Hand zu bieten. Den Gedanken an solche Schmach ertrüge ich nicht. Er würde mich noch im Grabe beunruhigen und das Jenseits verleiden. Darum soll er mit mir gehen, von meiner Kugel fallen, dann ich, — und diesen Felsen eines solchen Doppelmordes wälze ich dann auf Ihr Gewissen, Sie mögen ihn durchs Leben tragen, wenn Sie können. Dieser Doppelmord sei der Fluch, der Ihre Tage vergifte, es sei die blutrothe Erbschaft, die ich Ihnen hinterlasse, Grausame!“

Seine Augen sprühten ein unheimliches Feuer, seine Lippen bebten; Jenny sank todtenbleich gegen die Lehne

ihres Sessels zurück. Der Grausame aber ließ nicht ab von ihr. Mit schauriger gedämpfter Stimme rief er ihr zu: „Leben oder Tod! hier ist der Verlobungsring, hier mein Hirschfänger, mit dem es sich auch vollbringen läßt, wählen Sie! — Zwei Minuten Zeit gebe ich Ihnen, länger nicht! — Ein „„Nein““ und ich eile fort, mein und sein Schicksal zu erfüllen, ein „„Ja““ und Sie bereiten mir den Himmel auf Erden und Alles wird versöhnt sein.“

Da ermannte sich Jenny, sie war sich ihres großen Zweckes bewußt. Roger leiblich und geistig zu retten, war ihr kein Opfer zu theuer. Sie sprach mit fester Stimme: „Ja, Sie sehen mich bereit, Ihre Gattin zu werden, wenn Sie mit einem Herzen zufrieden sein wollen, das einen Andern liebt. Ich verspreche Ihnen treue Pflichterfüllung, aber keine Liebe; denn über die Neigungen des Herzens zu gebieten, hat auch der entschiedenste Wille jede Macht verloren.“

„Vorerst genügt das,“ entgegnete Birboni, mit tiefem Ingrimm. „Soll ich auch nicht glücklich werden durch Ihre Liebe, so soll doch mein Glück darin bestehen, daß auch nicht ein Anderer durch Sie glücklich gemacht wird. Tauschen wir dann die Verlobungsringe.“

Das geschah und wie Eis rann das Blut durch ihre Adern. Ein Fieberfrost schüttelte ihre Nerven.

Mit schauerlicher Tiefe des Tons sprach sie: „Birboni, wir sind verlobt!“

„Leidenschaftlich wollte er sie umfangen und küssen, doch sie stand auf und rief im tragischen Tone der Stimme, mit einer Bewegung der Abwehr: „Noch nicht! schonen Sie mein Gefühl. Erst wenn des Priesters Segen uns geeinigt hat, haben Sie Recht an meinem Leibe, an meiner Seele nie!“

„Bei dieser Stimmung, Jenny,“ rief der Italiener, „darf ich Sie hier nicht zurücklassen; ihn wiedersehen, hieße mit mir brechen. Ich muß Sie daher bitten, noch heute dieses Haus zu verlassen und morgen mit Anbruch des Tages auf der Eisenbahn mich nach Schlesien zu begleiten. Das Forsthaus, das wir bewohnen werden, liegt tief versteckt und einsam im Walde, dort wird Sie Niemand suchen und finden, und ein katholischer Priester, den ich kenne, wird uns schnell und heimlich verbinden. — Die Zeit, Jenny, wird Ihre Wunde heilen, und am Ende hoffe ich dennoch mit Ihnen glücklich zu werden.“

„Das war mein Wunsch, ja meine Bedingung ist es, daß ich heute noch dieses Haus der Liebe und Freundschaft verlasse. Zwei Stunden Zeit bedarf ich, um schriftlich von meinen Lieben Abschied zu nehmen. Ich werde noch heute mit dem fünf-Uhr-Zuge nach Berlin fahren und im Hotel de Russie übernachten.

Morgen mit dem Frühsten holen Sie mich dort ab, um mein Geschick zu erfüllen."

Jenny schloß sich ein. Eine Thräne floß. Die höheren Beweggründe, welche sie leiteten, hatten ihr wieder ihre volle Charakterfestigkeit gegeben.

Sie schrieb drei Briefe: einen an die Gräfin Mutter, einen an Roger, und einen an Adelaide.

In dem erstern dankte sie für freundliche Aufnahme und gütige Behandlung, sprach von der Nothwendigkeit, sich schnell und ohne Abschied zu nehmen aus diesem theuren Hause zu entfernen, indem es nur geschehe, um noch größeres Unheil von der ihr so hochgeehrten Familie abzuwenden.

An Adelaide schrieb sie nur wenige Worte: „Sie kennen mein Herz und werden nicht an mir zweifeln, was Sie auch immer von mir hören werden. Ich folge einer höheren Nothwendigkeit, indem es kein anderes Mittel giebt, einen theuren Freund zu retten. Sein Sie Ihrem Bruder, dem Grafen Roger, ein Schutzengel. Er wird dessen bedürfen."

Der Brief an den jungen Grafen wurde ihr am schwersten. Mit erkünstelter Kälte schrieb sie ihm: „Herr Graf, ich bedaure, Ihnen bekennen zu müssen, daß Sie sich in mir getäuscht haben. Ich bin verlobt mit dem Förster Birboni und heimlich abgereist, um mir einen ebenso peinlichen, als schmerzlichen Abschied

zu ersparen. — Leben Sie wohl und vergessen Sie eine Undankbare, die Ihres Andenkens nicht würdig ist.

Dann packte sie ihre Sachen zusammen und während die gräfliche Familie Nachmittags eine Spazierfahrt nach Glienicke machte, wo in den freundlichen Gartenanlagen des prinzlichen Hoftraiteur Harrach, dem schönen Park und Garten des Prinzen Karl gegenüber, das erste Concert von dem trefflichen Musikchor des ersten Garderegiments zu Fuß gegeben wurde, hatte Jenny eine Droschke kommen lassen und fuhr mit ebenso schwerem Herzen, als fester Entschlossenheit, nach dem Bahnhofe, um von da nach Berlin zu reisen. Dies geschah gegen 5 Uhr Abends.

3.

Im glänzenden Hause der Frau von Hackbret, wie sich das Fräulein nennen ließ, war indeß die Lage der armen Clara immer peinlicher geworden. Ueber ihre Behandlung hatte sie nicht zu klagen. Im Gegentheil war ihr Dienst sehr leicht. Mit der Pflege der Papageien, der Kanarienvögel, Goldfische, des Affen und des Bologneserhündchens, dann aber auch mit der Garderobe der gnädigen Frau beschäftigt, hatte sie nur bei großer Toilette einigen Dienst zu besorgen; alles Uebrige besorgte eine ältere Kammerfrau. Ihre Herrin behandelte sie mit vieler Güte und Nachsicht. Clara war in

ihrer Unschuld noch ganz fremd in den Mysterien der großen Welt und doch bemerkte sie mancherlei, was ihr sittliches Gefühl verletzte. Vor Allem aber war es ihr schmerzlich, daß es ihr unmöglich war, ihren Verlobten, Dr. Rubow zu sprechen, oder wenigstens eine schriftliche Beziehung mit ihm anzuknüpfen. Sie wußte nicht, daß der alte Pierre Langeau, der als Haushofmeister, Kammerdiener und Portier, gelegentlich auch als Secretär des Fräuleins eine geheimnißvolle Rolle spielte und gleichsam das Factotum aller ihrer mysteriösen Beziehungen war, alle die Briefe, welche sie an Rubow geschrieben, und die von diesem eingelaufen waren, unterschlagen hatte, ja noch mehr, daß der alte schlaue Höllenpförtner schon dreimal den Doctor abgewiesen hatte, mit der Erklärung, Fräulein Clara sei nicht mehr im Hause, sondern nach zwei Tagen schon, nach einem unangenehmen Auftritte mit ihrer Principalin heimlich davongegangen.

Auch Fritz Ohnesorge ließ sich nicht sehen. Ihm war es ebenso ergangen; auch er war unter demselben Vorwand abgewiesen.

Frau von Hackbret lebte auf einem ziemlich großen Fuße; aber Kenner ihrer Verhältnisse wollten wissen, daß ihr Vermögen wahrscheinlich im Monde liegen müsse; denn auf Erden besaß sie weder Güter, noch Häuser, noch Kapitalien, noch Renten.

In der That war sie bei bedeutender Weltgewandtheit eine Frau von großer Industrie, der es nicht an reichlichen Hülfsquellen fehlte. Clara konnte nur so viel beobachten, daß Personen vom verschiedensten Caliber gesellschaftlicher Zustände bei ihr aus- und eingingen. Jeder Tag fast brachte Gäste von einer entschieden andern Farbe.

An den Montagen und Donnerstagen waren ihre Soiréen besucht von den entschiedensten Demokraten. Herr von Kater, mit der politischen Chamäleonshaut wohnte diesen, in der Regel bei verschlossenen Thüren gehaltenen geheimen Sitzungen bei. Dort sah der Eingeweihte die bärtigen Gestalten der bekanntesten Berliner Volksmänner und Republikaner, sowie auch die der polnischen und französischen Emissäre, die enragirtesten Deputirten der Linken und mehrere emancipirte und demokratische Damen, unter den Letztern vor Allen die bekannte Frau Waston, und ihre Freundinnen. Man sah dort den Held: Ajax, den Vater Karbe mit dem weißen Barte, dann die bekannten Demokraten: Berends, Nauwerck, Jung, Eichler, Schaßler, den deutschkatholischen Prediger Dowiat, den Russen Bakunin, der in Berlin unter dem Namen Feenburg als Student lebte, Arnold Ruge, Bernds, d'Ester, Waldeck, Graf Banco, Bruno und Edgar Bauer, Julius, Schlöffel, Braß, den demokratischen Handlungsdiener Ottensoser, auch den nachmals

so berühmt gewordenen Linden-Müller, den Präsidenten des Straßenclubs unter den Linden, der sich an den schönen Sommerabenden täglich vor Kranzler's Conditorei versammelte und so großen aufregenden Einfluß auf die Volksstimmung hatte.

Welche saubere Subjecte sich darunter befanden, beweisen außer den nach dem Leben gezeichneten Ajax und Graf Baneo so manche Andere, deren frühere Lebensgeschichte und jetziger sittenloser Lebenswandel nur bekannt werden durfte, um die Demokratie vor den Augen des achtbaren und besonnenen Theils der Bevölkerung bedeutend herabzusetzen.

Herr von Kater rieb sich darüber ganz vergnügt die Hände und in seinen geheimen Besprechungen mit reactionären Gesinnungsgenossen sagte er mit Bestimmtheit voraus, die Demokratie werde ganz zuverlässig an der Erbärmlichkeit ihrer eigenen Koryphäen zu Grunde gehen; er hatte eine feine Spürnase, um die Chronique scandaleuse der renommirtesten Demokraten auszuspioniren und wußte davon den besten Gebrauch zu machen.

Da war auch der schon genannte kleine hagere Volksredner Vater Karbe mit dem weißen Barte. Er hat unleugbar ein ehrwürdiges Ansehen. Die Menge hört seinem unklaren Geschwätz voll demokratischer Schlagwörter mit der Andacht zu, als wäre er ein Patriarch und dennoch ist er ein durchtriebener Schelm, ich mag

nicht weiter darüber nachsagen*); aber es ist eine Schande für die Demokratie, daß sie solche Subjecte als ihre Führer anerkennt.

Ferner sah man dort häufig einen Menschen von höchst räthselhafter Existenz, einen Herrn von R***, der sich für einen schleswig-dänischen Artillerie-Lieutenant ausgab. Herr von Kater wäre im Stande gewesen ihn zu entlarven; er zog es vor, ihn in sein Interesse zu ziehen und benutzte ihn als ein höchst brauchbares Werkzeug für seine reactionären Pläne.

Herr von Kater hatte Gelegenheit gehabt, ihn in der Familie eines reichen Kaufmanns kennen zu lernen, wo er sich trotz seiner Häßlichkeit bei den Damen des Hauses durch eine ungemeine Liebenswürdigkeit im Benehmen und ein geistreiches und gemüthliches Wesen so insinuirt hatte, daß man die Familie um diesen Umgang beneidete. Er schien der sehr hübschen und gebildeten Tochter vom Hause mit unverkennbaren ernsthaf-

---

*) Es ist gerade kein Geheimniß, denn neuerlich hat es eine öffentliche Gerichtssitzung ans Licht gezogen. Am 30. Mai 1849 wurde laut Spenerscher Zeitung, Nr. 125. zweite Beilage, der Conditor Karbe durch Geschwornengericht als schuldig des Aufruhrs bei dem Zeughaussturme zu zwei Jahr Festungsstrafe verurtheilt, nachdem er schon früher dreimal verurtheilt war 1) wegen Betrugs, 2) wegen eines schweren Verbrechens gegen die Sittlichkeit und 3) wegen Ausstellung eines falschen Attestes. D. V.

ten Ansichten den Hof zu machen und wußte über seine Vermögens= und Familienverhältnisse, die nur jetzt durch den dänischen Krieg gedrückt seien, eine so günstige Meinung zu verbreiten, daß die Familie seinen Absichten nicht ganz abgeneigt war. Er trug einen goldenen Ring und erzählte dabei die Geschichte seines Unglücks, daß ihm eine theuere Braut am Tage der Hochzeit durch plötzlichen Tod entrissen sei, so rührend, daß er damit die jungen Damen bis zu Thränen bewegte. Da aber sollte eine seltsame Enttäuschung erfolgen. Eines Tages trafen zufällig zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, bei dem erwähnten Kaufmanne zusammen. Beide in gleicher Absicht, sie wollten sich nämlich nach den Verhältnissen eines Herrn von R*** erkundigen, der sich nicht selten berühmt habe, in der Familie des Herrn vom Hause sehr bekannt zu sein.

„Er bewohnt in meinem Hause auf der Markgrafenstraße zwei elegante Zimmer," sprach die Aeltere.

„Entschuldigen Sie, Madame," entgegnete die Jüngere, „in meinem Hause, in der Mohrenstraße, wohnt er sehr bescheiden Chambre garni."

„Der und bescheiden, er giebt jeden Abend Gesellschaft."

„Im Gegentheil, er schließt sich jeden Abend ein, oder ist nicht zu Hause."

„Das Letztere ist möglich, denn indeß lebt er in

der Markgrafenstraße sehr luxuriös, der Champagner fließt nur so; was mir aber nicht gefällt, ist, daß die Leute, die zu ihm kommen, von höchst verdächtigem Aussehen sind, langbärtige Berliner Demokraten, Polen und Franzosen, und Gold haben sie wie Heu.“

„Ihm aber scheint es knapp zu gehen,“ sprach die Jüngere, „seine Kleidung ist fadenscheinig, er hat nur ein Hemd, das ich jeden Sonnabend waschen lassen muß; und wären nicht Verhältnisse vorhanden . . . .

„Uebrigens mag man von ihm denken, was man will, das wenigstens muß man ihm lassen, daß er sehr gutmüthig ist. Er hat Freudenthränen geweint, als er mir einen Brief von seiner Frau aus Kopenhagen vorlas, die ihn mit einem dritten Töchterlein beschenkt habe.“

„Der — verheirathet! erlauben Sie, er ist mit mir verlobt,“ sprach die junge Wittwe.

„Entschuldigen Sie,“ mit diesen Worten erhob sich ein junger Kaufmann, der bisher als schweigsamer Zuhörer am Fenster gesessen hatte, „er ist mit meiner Schwester in Potsdam verlobt.“

„Und,“ fügte ein Dritter hinzu, „ich habe heute mit Bestimmtheit erfahren, daß dieser Glücksritter in einer kleinen Stadt in der Mark auch noch eine zweite Frau und Kinder sitzen hat.“

„Dann sind wir Alle betrogen,“ sprachen Mehrere.

„Und zwar nebenbei um nicht geringe Geldsummen, die er darlehnsweise zu erschwindeln wußte," fügte der ältere Kaufmann hinzu und Alle bestätigten dieses, indem sie namhafte Summen nannten, um die sie betrogen waren.

„Was will man mehr?" sprach der jüngere Kaufmann mit Ironie, „der gute Mann macht Geschäfte im Heirathen und Verloben."

„Auch mit der Demokratie," fügte der ältere Kaufmann hinzu, „denn er ist Agent der französischen und polnischen Propaganda und dient derselben, indem er Gelder empfängt, womit der Pöbel aufgewiegelt werden soll. Daß er dafür seinen Theil für sich behält, läßt sich denken; aber auch viele seiner Genossen, die schon dem Schuldgefängniß verfallen waren, leben jetzt herrlich und in Fülle von den Geldern, welche französische und polnische Emissäre so freigebig vertheilten."

„Derselbe Demokrat," äußerte Baron von Kater, als er einigen Freunden aus dem Preußenclub diese Mittheilung machte, „ist aber auch ein sehr thätiger Agent und Spion unserer wohlgesinnten Partei; sowie wir in Fräulein von Hackbret einen unschätzbaren Juwel für die Förderung unserer Zwecke besitzen."

„Ich habe mit ihr Verabredungen getroffen," schloß er, „um einen der bis jetzt noch einflußreichsten Demokraten, den Dr. Ajax, der sich als Herausgeber seiner

Dampfzeitung, als früher mit Festungshaft bestrafter Radicaler, als Verfasser riesengroßer aufregender Placate und als Volksredner unter den Zelten und bei der einsamen Pappel einen Namen gemacht hat, ganz entschieden für unsere Partei zu gewinnen. So behalten wir die Demokratie in der Hand und stacheln sie auf zu Excessen, wozu der Pöbel und dessen verrufenste Führer ohnehin immer geneigt sind; machen sie dadurch bei der Bourgeoisie verhaßt und zwingen die Regierung endlich mit Militärmacht und Belagerungszuständen einzuschreiten und der Sieg der Reaction wird nicht fehlen."

Mit allgemeiner Acclamation wurden im Ausschuß des Preußenvereins diese Vorschläge aufgenommen und danach der weitere Operationsplan verabredet.

Solche Besprechungen geschahen ebenfalls im Hause des Fräulein von Hackbret, in einem engern Kreise von Vertrauten und Eingeweihten. Diese aber waren meistens märkische und pommersche adlige Gutsbesitzer, mehrere derselben mit der Kammerherrnwürde bekleidet. Es waren Männer, die in der Nationalversammlung mit der äußersten Rechten stimmten. Die hervorragendste Persönlichkeit war der alte Graf von Padden=Triton. Auch sein Sohn, der Rittmeister, war in diesen Abendzirkeln der genannten Dame eingeführt. Dort galt nur das Schlagwort, den König zu retten aus den Schlingen

der Demokratie und die gute alte Zeit des steuerfreien gutsherrlichen Ritterthums wieder herzustellen.

. . . .

Zu einem dieser Abendzirkel war von Frau von Hackbret der rothbärtige Demokrat Dr. Ajax eingeladen worden.

Herr Ajax trat in die hochadlige Versammlung, nach Möglichkeit feingekleidet, im schwarzen Frack, schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und weißem Halstuch. Daß es diesem für einen Volksmann ungewohntem Costüm an jener Propreté und Eleganz fehlte, welche eine distinguirte Salontoilette eines echten Edelmannes erfordert, lag nicht an ihm, sondern in den demokratischen Gewohnheiten, die eine gewisse cynische Nachlässigkeit und Unordnung der Kleidung für volksthümlich hält. So waren die Leibwäsche malpropre, die Tuchnadel unecht, der runde Hut mit der schwarzrothgoldenen deutschen Kokarde von veralteter Form und abgeschabt, der Frack ungebürstet, fadenscheinig und unmodern, die Beinkleider unten ausgefranzt, die Handschuh unsauber und besonders die Stiefel mit doppelten Sohlen von starkem Rindsleder gemacht, mit gebrochenem und geflicktem Oberleder und mehr geschmiert als blank gewichst.

Aber diese schäbige Aeußerlichkeit wurde mehr als genügend aufgewogen durch ein stolzes Selbstbewußtsein,

womit der berühmte Demokrat in diese adlige Gesellschaft trat. Er suchte sich in Wort und Haltung das Ansehen zu geben, als ob er sich herablasse, mit dem modernen Junkerthum, über welches er sich so hoch erhaben dünkte, einmal ausnahmsweise zu verkehren und dennoch, so seltsam ist die menschliche Natur, fühlte er sich nicht wenig durch diese Einladung und durch die ungemeine Höflichkeit, womit man ihm entgegenkam, geschmeichelt. Seine Eitelkeit nannte dieses eine Demüthigung der Aristokratie vor der Macht der Volkssouveränetät, die er selbst hier zu vertreten sich berufen fühlte.

Die gegenseitige Vorstellung des Herrn Dr. Ajax und der adligen Herren war in herkömmlicher Form durch Herrn von Kater geschehen. Die Gesellschaft saß um den runden Theetisch geordnet. Die Tagesneuigkeiten waren besprochen. Man machte von mehrern Seiten Herrn Dr. Ajax Complimente über seine Riesenplacate, worin er so manche Wahrheit dem Volke gesagt habe.

„Allerdings,“ entgegnete er mit Selbstgefühl, „das ist mein Beruf, die unverständige Menge über ihre eigenen, wahren Interessen aufzuklären. Ich habe gesagt, daß es nicht eher besser werde in der Welt, als bis das Volk seine eigene Erbärmlichkeit erkennt und handelt, anstatt zu räsonniren.“

„Diese Offenheit macht Ihnen Ehre, mein werther Herr Doctor. Das Volk muß in seinem eigenen Interesse noch von vielen Vorurtheilen befreit werden. Dahin gehört vor Allem das stets rege gehaltene Mißtrauen gegen eine Reaction, die eigentlich nirgend existirt, als in den Köpfen der Demokraten."

„Erlauben Sie, Herr Baron, der Preußenverein, der Verein: „„Mit Gott für König und Vaterland,"" die Camarilla und die äußerste Rechte in der Nationalversammlung machen gar kein Hehl aus ihren reactionären Tendenzen; und ich bekenne offen, daß ich glaube, mich hier mitten in einem Kreise der entschiedensten Reaction zu befinden."

„Das kann ich nicht zugestehen. Man kann unmöglich den Adel, der in sich den Kern aller socialen Bildung trägt, für so bornirt halten, daß er sich durch Prätensionen, welche ihre Zeit überlebt haben, noch lächerlich mache. Wir wissen recht gut, daß der Geist einer neuen Zeit, so sagt unser König, über die Völker gekommen, und unterwerfen uns um so freudiger dieser Bewegung, als unser Herr dieselbe anerkannt hat. Wir sind zwar nicht Demokraten, aber patriotisch constitutionell gesonnen. Der Unterschied zwischen beiden Richtungen liegt nur darin, daß beide dasselbe wollen: die Freiheit der Völker unter den Formen einer constitutionellen Monarchie; jene aber auf dem Wege der

Anarchie, diese auf dem Wege gesetzlicher Entwickelung. Deshalb, mein Herr, läge eine Einigung im Interesse beider Parteien, und dafür zu wirken würde Niemand geneigter sein, als Sie, mein Herr Doctor. Schließen Sie sich unseren Bestrebungen an, ohne mit der Demokratie zu brechen; so wird der Erfolg, den wir beiderseits wünschen, ein um so sicherer sein."

Dr. Ajax ließ sich überzeugen. Man setzte die Punkte einer Vereinbarung fest, die den Dr. Ajax, ohne daß er es ahnte, zum fast willenlosen Werkzeuge der Reaction machten.

Unter vier Augen sagte ihm Herr von Kater: „Es gehört zu den Ungerechtigkeiten des Geschicks, daß die braven Demokraten mit Glücksgütern nicht bedeutend gesegnet sind. Es kann daher die constitutionelle Partei von den ihr verliehenen Glücksgütern keinen bessern Gebrauch machen, als würdige Demokraten, die vorurtheilsfrei genug sind, dem unverständigen Volke die Wahrheit zu sagen, mit Geldsummen zu unterstützen. Betrachten Sie daher meine Chatoulle als die Ihrige."

Das entschied und Dr. Ajax war damit ein heimlicher Reactionär geworden. Um zu beweisen, in welchem Grade, müssen wir eine Scene des damaligen öffentlichen Lebens schildern.

Siebentes Buch.

Katzenmusiken. Bürgerwehr. — Demokratische Musterreden. — Tumult vor dem Ministerhotel. — Der Placatenheld Herr Ajax. — Nationalversammlung.

„Nicht die Demokratie, sondern die Demokraten haben sich lächerlich gemacht; denn es fehlt ihnen Alles, um eine großartige politische Rolle zu spielen: Ansehen, Geist, Intelligenz, Begeisterung; Muth, wenn man nicht an den meisten Orten, wo sie auftraten, ihre großartigen Rodomontaden dafür nehmen will."

Spener'sche Zeitung.

Das war damals eine bewegte Zeit in Berlin.

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht",

hätte jeder Leporello in der Bürgerwehr singen können.

Da gab es jeden Abend Katzenmusiken, die meistens von den demokratischen Volksversammlungen förmlich beschlossen waren; eine heillose Lust für Bummler und Straßenjungen! Da wurde an jedem Abend, oft in der Nacht, die Bürgerwehr mit Trommeln und Hörnerklang zusammenberufen; nur unwillig, zögernd folgte man diesen ewigen Plackereien. Man sah eine Com=

pagnie aufmarschiren; Leute von allem Caliber der Körperformen, von der verschiedensten Kleidung, doch mit der Bataillons- und Compagnienummer am Hute; aber von solcher Compagnie folgten der rasselnden Trommel oft nur drei Bürgerwehroffiziere, mit gezogenem Säbel und fünf Mann Gemeine, die sich mit dem Kuhfuß auf der Schulter, so nannten sie die Muskete mit dem Bajonnet, plagten. Andere dieser tapfern Bürgerwehrsoldaten fuhren wohlgerüstet in Droschken nach den Sammelplätzen, oder ließen sich von ihren Hausknechten das Gewehr nachtragen.

Gegen Abend, besonders an den Mittwochen und Sonnabenden strömte eine unermeßliche Volksmenge zum Brandenburger Thore, wo auf der Höhe des Portals die preußische Victoria von ihrem Siegeswagen mit dem ehernen Vorgespann höhnend auf die bethörte Volksmenge niederblickte, hinaus nach den Zelten, diesen vielbesuchten Gartenrestaurationen im Thiergarten, um dort öffentliche Berathungen zu halten, die dem Gemeinwohl wahrlich nicht zum Heil gereichten.

Unzählige demokratische Clubs, deren Hauptparagraph in der Regel feststellt: „der Club nennt sich ein Kind der Revolution, und sieht als die einzige haltbare Verfassung die demokratische, sociale Republik an," übten ihren fortwährenden aufregenden Einfluß auf die bewegte Volksmenge.

Sehen wir jetzt den Grafen Banco an. Es war ihm gelungen, als Deputirter zur Nationalversammlung gewählt zu werden. Dort auf der äußersten Linken sprach er für die Abschaffung des Adels, weil er selbst gewissermaßen aus dem Adelstande ausgestoßen war, für die unentgeltliche Aufhebung des Jagdrechts und aller gutsherrlichen Vorrechte, als der Steuerfreiheit, der Patrimonialgerichtsbarkeit, des privilegirten Gerichtsstandes, der Lasten, Leistungen und Abgaben der Bauern an die Gutsherrschaft, aus dem einfachen Grunde, weil er selbst nicht mehr Gutsherr war und er das Recht, nach Willkür zu herrschen und Bauern zu schinden und auszusaugen, das er früher zum eigenen Vortheil so reichlich geübt hatte, Andern nicht gönnte. Doch wußte er in der Kammer und in den Volksversammlungen, alle solche Forderungen mit demokratischen Phrasen glänzend auszustatten.

Er spottete und schimpfte gegen den Adel.

„Da steht wohl geschrieben," sprach er hohnlächelnd unter dem donnernden Beifall seiner demokratischen Zuhörer, „daß unser Herrgott aus Lehm einen bürgerlichen Michel Adam gemacht hat; aber daß außerdem noch ein absonderlicher Herr von Adam aus Porzellanerde geknetet worden sei, davon steht kein Wort im alten Testament!" Dann nannte er den Adel: „Unkraut, Possenspiel, Feudalschlamm, Krebsschäden des Gemein-

wohls, Speichellecker der Fürsten, Blutsauger des Volks, mittelalterliche Schnapphähne" u. s. w. Keine Rede hielt er, worin er nicht der Camarilla erwähnte; er nannte sie mit Pathos: „die Verschwörung, worin das Gift des Volkstodes gekocht wird". Die Orden nannte er „Schellen an der reactionären Narrenkappe"; ein decorirter General war ihm ein Schlittenpferd der Reaction. In der Nationalversammlung verglich er die Orden mit den bunten Knochen, welche die Botocuden in der Nase tragen, und nannte sie „ein Spielwerk für Höflinge und Bediente".

Dieser Mann war einer der Hauptvolksredner unter den Zelten, wie bei Straßenversammlungen. Wollten ihn, wenn er es zu arg trieb, die Constabler verhaften, so ergriff er einen andern ebenso eifrigen Gesinnungsgenossen, als einen d'Ester, Nees von Esenbeck, Jacobi, Jung, Kirchmann, Rodbertus, Stein, Temme, Unruh, Waldeck, oder irgend ein anderes Mitglied von der äußersten Linken, deren immer einige bei den Aufläufen vor Kranzler's Conditorei unter den Linden zu sehen waren, am Arm und sprach: „Wir sind Deputirte der Nationalversammlung, und als solche ungreifbar von den Schergen der Gewalt."

Wenn auch aristokratische Gewohnheiten ihn noch nicht ganz losmachen konnten von einer gewissen undemokratischen Eleganz und Nettigkeit der Kleidung, und selbst sein

Haar und Bart ziemlich geordnet erschien, so pflegte er doch in der Regel irgend einen andern Volksmann vom brennendsten Roth der politischen Farbe am Arm zu führen, dem er Stoff zum Reden zuflüsterte, wo er selbst nicht für angemessen hielt, seine Stellung als Deputirter der Nationalversammlung geradezu durch öffentliche Volksaufwiegelung blos zu stellen.

Einer der exaltirtesten Gehülfen dieser Art war unser Fritz Ohnesorge, der sich indeß nach einem Wiener Muster auch äußerlich in das vollkommenste Bild eines demokratischen Wühlers und rothen Republikaners umgewandelt hatte.

Die Wolken des Haupthaars und den freilich dünnen, aber langen Bart durfte keine Scheere und kein Kamm berühren. Das einzige Hemd, das er besaß, machte ebensowenig als Gesicht und Hände Bekanntschaft mit Wasser und Seife; den freien Nacken durfte kein beengendes Halstuch umhüllen, nur ein rothes Band war nachlässig darum geschlungen; das Hemd stand offen auf der Brust; der Hosenträger war als der Freiheit der Bewegung hinderlich abgeschafft und eine Schnur mit Troddeln befestigte die weiten roth und schwarz carrirten Hosen um die Hüfte. Ein breiter Ledergurt umschloß die grüne Blouse, und da sich Fritz in das Register der Freischärler, die nach Schleswig-Holstein ziehen wollten, eingeschrieben hatte, so trug er den

grauen Calabreserhut von grobem Filz, mit der deutschen Kokarde und der hinten überhängenden rothen Hahnenfeder. Im Studentencorps der Bürgerwehr als Offizier angestellt, führte er nicht selten einen riesig großen Schleppsäbel, womit er stolz und lärmend über die Straße rasselte.

Fritz Ohnesorge würde eine imposante Figur gemacht haben, hätte nicht die Natur und seine Jugend ihm ein schmächtiges Ansehen und einen dünnen Bart gegeben. Dagegen hatte er eine volltönende Stimme, wodurch Volksredner oft, wenn sie den tollsten Unsinn reden, die Menge hinreißen.

Heute aber galt es, den Beschluß aller Clubs und Volksversammlungen auszuführen, durch eine großartige Demonstration das Ministerium Camphausen zu zwingen, entweder abzutreten oder die Berufung des Prinzen von Preußen zurückzunehmen.

In einer der vorberathenden Volksversammlungen hatte Fritz Ohnesorge an Graf Banco's Seite das Wort erbeten und erhalten. Er bestieg die aus einigen Tischen improvisirte Tribune und hielt gegen das Ministerium Camphausen im Wesentlichen folgende Musterrede, die wir ungemildert wiedergeben, weil sie die Gesinnungen der Umsturzpartei mit großer Naivetät an den Tag legt.

„Freunde, Brüder, freie Bürger!"

begann er

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst der freisinnigste, populärste, gefeiertste Volksmann mit dem Portefeuille reactionäre Grundsätze annimmt; deshalb muß jeder echte Demokrat einen Minister schon von vornherein als seinen, d. h. als Volksfeind ansehen.

„Jeder Schritt, jede Thätigkeitsäußerung, jedes Wort eines Ministers muß Gegenstand des Angriffs sein. Thut und spricht er hingegen nichts, so ist er nicht mehr zu schonen. Man sagt alsdann: „„es sei ein Ministerium der Unthätigkeit, des Schweigens, stumm und taub für Volkswünsche.““

„Es ist einleuchtend," fuhr er fort, „daß jeder Schritt der Regierung zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes reactionärer Tendenz ist und angefeindet werden muß. Handelt ein Minister den Wünschen der Demokraten entsprechend, gut, so wollen wir das anerkennen, müssen aber dann immer hinzufügen, daß ein solcher Schritt vom reactionären Ministerium wider Willen geschehen und vom souveränen Volke ihm abgetrotzt sei. Das Volk sei daher stets auf seiner Hut und traue niemals einem Regierungsmanne. Der Pferdefuß steckt unter dem Deckmantel eines demokratischen Ministers. Er buhlt nur um die Gunst des Volks, um es desto sicherer zu verrathen."

„Was soll ich mehr sagen, um selbst unser aus dem Volke hervorgegangenes Ministerium Camphausen näher

zu bezeichnen? Was sind die Minister mehr, als die „„unterthänigsten Stiefelknechte der Fürsten““, die „„Speichellecker““, „„Krebsschäden des Gemeinwohls““, „„Blutsauger““, „„Rückwärtsler““, „„Würgengel der Freiheit““ „„Laternenpfahlzierden““, „„spitzfindige Diplomaten““, „„Freiheitsmeuchelmörder““, „„Prügeljungen der Fürsten““, „„Hofintriguanten““, „„Achselträger““, „„diplomatische Schleicher““, „„gleißnerische Zungendrescher““ und „„feile Creaturen““?

Ein donnerndes Bravo belohnte den radicalen Volksredner für diesen ultrademokratischen Unsinn, und mit erhöhter Stimme fuhr er fort:

„Unser Geschick, meine Freunde, konnte in keinen schlechteren und unsaubereren Händen sein. Es ist um so mehr gefährdet, je mehr das heutige Ministerium den Schein der Volksthümlichkeit annimmt. Börne, dieser große, unsterbliche Radicale, sagt:

„„Der schrecklichste Despotismus ist nicht der gefährlichste. Das gefährlichste Gift ist Aqua toffana, ohne Geruch und Geschmack. Die Katzendespotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwendespotie ist es nicht, denn sie droht und man kann sich wehren, oder ihr ausweichen.““

„So auch,“ fuhr er fort, „wo der Absolutismus, die Reaction offen und ehrlich auftritt, kann man rüstig kämpfen und unterliegt wenigstens nicht unbewußt; haben

wir es aber mit einem so verkappten Feinde zu thun, als das Ministerium Camphausen, einem Conglomerat von Herrschsucht, Rancune, Niedertracht und Achselträgerei, angethan mit einem Aufputz liberaler Phrasen, unterstützt von einer Schaar eigennütziger Bourgeois, feiler Stellenjäger und eingerosteter Bureaukraten, dann Freunde, gilt es auf der Hut zu sein, und sich nicht durch gleißnerische Schönrederei, durch ihre volksfreundliche Maske blenden zu lassen. Zerreißen wir die kaum sichtbaren, aber um so festern Bande, mit denen ihre arglistige Politik uns umgarnt hat, und zeigen wir Europa, daß ein, seiner Majestät sich bewußtes Volk nicht ungestraft mit sich spielen läßt! Nieder mit dem sogenannten freisinnigen Ministerium, welches das souveräne Volk durch die Zurückberufungsordre eines Prinzen betrogen hat, den die Reaction ganz entschieden als ihre stärkste Stütze betrachten würde! Nieder also mit Camphausen und seinen Genossen!"

„Nieder, nieder!" donnerte die Menge und die Riesendemonstration, ein großartiger Zug vor das Ministerhotel, wo das Volk in drohender Haltung der Antwort auf die Petition gegen die Zurückberufung des Prinzen harren sollte, wurde beschlossen.

Der geheime Zweck der demokratischen Leiter desselben war allerdings wieder die Minister aufzuheben, und der abermalige Versuch einer provisorischen Regie=

rung schimmerte im Hintergrunde dieses Projects. Man schob das Mißlingen einer frühern Riesenpetition hauptsächlich darauf, daß der geheime Plan zu viel Mitwisser gehabt habe. Jetzt wollte man vorsichtiger sein. Man ließ den Plan mehr im Stillen, im engsten Vertrauen unter nur wenigen Mitwissern reifen. Nur die vertrautesten Ultrademokraten gestanden einander, daß bei dem Umsturz des preußischen Thrones, worauf hingearbeitet werde, auch der Nachfolger als ein „unmöglich Gemachter" nicht mehr im Wege stehen dürfe. Daher war planmäßig jeder Sturm der demokratischen Presse gegen die Heimkehr dieses Prinzen aufgeregt, und von dem satanischen Wahn, den man im Volke gegen den Prinzen genährt hatte, gab jene öffentliche Erklärung Derschau's ein redendes Beispiel, der mit eigenem Ohre Aeußerungen von Mordgedanken gegen das Leben des Prinzen von Preußen gehört haben wollte.

Unter den Zelten im Thiergarten war der Sammelplatz der zahllosen Volksmenge, die sich bei dieser Demonstration betheiligen wollte. Die Aufforderung zur Betheiligung am Zuge lautete sogar „bewaffnet" zu erscheinen; wogegen jedoch sofort von Seiten der Behörden Einspruch erfolgte.

So bewegte sich denn am 15. Mai gegen Abend eine ansehnliche Menschenmasse aus dem Thiergarten nach dem Hotel des Ministers in der Wilhelmsstraße.

An der Spitze des Zuges sah man die bekanntesten Volksführer. Den Zug des Handwerkervereins leitete der demokratische Goldarbeiter Birky. Auch der Dr. Ajax, der große Placatenheld, paradirte als Demagoge par excellence mit voran.

Und doch war es dieser große Volksmann, welcher die geheimen Absichten der zum Sturz des Ministeriums enger Verbündeteu vereitelte. Er war es, der die vor dem Ministerhotel harrende Menge durch eine donnernde Rede bewog, sich zu einer neuen Berathung nach den Zelten zurückzuziehen, als die von der Audienz bei den Ministern zurückkehrende Deputation der unten harrenden Volksmenge mitgetheilt hatte, das Ministerium müsse erst über die Petition berathen; am folgenden Tage solle Bescheid erfolgen.

Da war allerdings die Volksmenge unruhig geworden. Graf Banco sprach gegen die Umstehenden: „Man müsse die Volksversammlung in Permanenz erklären und nicht von der Stelle gehen, bis erreicht sei, was der souveräne Volkswille wolle.“

Fritz Ohnesorge rief: „Es sei ein Hohn gegen das souveräne Volk, sein Verlangen nicht sofort zu erfüllen.“

„Nieder mit den Ministern!“ riefen schon mehrere Stimmen, „stürmt das Hotel!“ schrien Andere. Da nahm der große Held der Placate, Dr. Ajax, das Wort und sprach mit seiner imposanten, weithin tönenden

Stimme Worte der Beruhigung und Versöhnung. Das Volk möge sich nach den Zelten zurückziehen und in einer neuen Volksversammlung berathen, was nun zu thun sei.

Das geschah. Es verlautete auch, daß der Minister Graf Schwerin der Deputation recht derb, in constitutioneller Weise den Text gelesen habe. Die unten versammelte Menge, und wenn es Hunderttausende wären, sei noch lange nicht das ganze Volk. Die constitutionellen Vertreter von 16 Millionen wären weder im Thiergarten, noch auf den Straßen Berlins zu finden, sondern allein die vom Volke erwählten Abgeordneten, welche in der Singacademie tagten. Das Ministerium habe daher weder das Recht, noch die Verpflichtung, solchen Petitionen eines Berliner Volkstheils zu genügen, ohne Zustimmung der Nationalversammlung.

Dieses allerdings vernünftige Räsonnement machte Dr. Ajax geltend und erreichte damit, daß die Volksversammlung ohne öffentliche Ruhestörung auseinander ging.

Aber die Demokraten waren wüthend über diesen verfehlten Erfolg. Sie beschlossen nun in ihren Clubs einen großen Putsch für den Tag vorzubereiten, an welchem der Prinz von Preußen zurückkehren werde. Der politische Heldenspieler Dr. Ajax wurde in ihren Augen durch Wort und Schrift förmlich geächtet. Er

galt für einen Abtrünnigen und Reactionär. Als solcher wurde er von mehreren Volksversammlungen ausgewiesen und wenn er die Rednerbühne betrat, durch Zischen und Hohngelächter herunter getrieben. Aber Held Ajax hatte eine eiserne Stirn. Nichts erschütterte seinen Muth. Unter den Cyclopen der Borsig'schen und Eggel'schen Maschinenfabriken, sowie der Königl. Eisengießerei hatte er immer noch seinen Anhang.

Herr von Kater rieb sich vergnügt die Hände und jubelte darüber, daß Uneinigkeit im Lager der Demokraten ausgebrochen sei. Graf Padden äußerte die Besorgniß, dieser Placatenheld sei nun geschlagen, und werde damit allen seinen bisherigen Einfluß auf seine Partei verloren haben. Indeß bald zeigte sich das Gegentheil. Herr Ajax fuhr fort mit den kräftigsten Worten in Riesenplacaten dem dummen Volke recht derb die Wahrheit zu sagen. Hunderte von Bummlern lasen das an den Straßenecken und sagten: „Na, die Andern, die kriegen's recht faustdick, das kann nicht schaden!“ und Keiner fühlte sich selbst getroffen. Endlich wollte Herr Ajax seine Publicität im Sturmschritt wieder erobern. In einem Placat, das eine halbe Wand bedeckte und mit sechs Zoll langen Buchstaben die Ueberschrift enthielt: „Meine Ideen!“ erklärte er die sociale Republik für die vernünftigste, ja die einzig vernünftige Staatsform. Nach den schwindelnden communistischen

und socialistischen Theorien Blanc's und Anderer waren die vertheidigten Sätze dieses Programms etwa folgende: „1) Eigenthum ist Diebstahl; also ist es kein Diebstahl, sich fremdes Eigenthum anzueignen. 2) Alle Gesetze, jede Obrigkeit und Gerichtsbarkeit sind abgeschafft, denn der freie Mensch braucht sich fremder Willkür nicht zu unterwerfen. 3) Nur in freien Vereinen findet kraft des Rechts des Stärkeren auf dem Wege der Association die Möglichkeit statt, sich gegenseits Schutz zu gewähren. Wer einem solchen Verein nicht beitritt, lebt als Wilder in der Gesellschaft, und Jeder kann, ohne bestraft zu werden, ihn ermorden oder berauben. 4) Religion ist abgeschafft; daher auch jede Eidesleistung von Personen, die an keinen Gott glauben. 5) Geld ist abgeschafft; denn nur Tausch ist der naturwüchsige Verkehrsweg. 6) Die Familie ist abgeschafft. Die Frauen und Mädchen sind Nationaleigenthum; da die Gewißheit der Vaterschaft aufhört, so werden die Kinder auf Kosten des Staats erzogen. Mütter vieler Kinder erhalten Prämien. 7) Das Recht der Arbeit wird gewährleistet. Der Staat errichtet große Nationalwerkstätten, in welchen Niemand gezwungen wird zu arbeiten, gleichwohl seinen Lohn möglichst hoch empfängt. Der Unterschied der Kleidung der Geschlechter hört auf. Die Nationalfarbe ist die des Bluts, also roth. Von dieser Farbe tragen beide Geschlechter Blou=

sen, Beinkleider, phrygische Freiheitsmützen und Schuhe. 8) Die Soldateska wird aufgehoben. Männer und Frauen von 18 bis 60 Jahren sind wehrpflichtig. Sie werden auf Kosten des Staats bewaffnet und bilden das Volksheer. Niemand aber kann gezwungen werden, sich in den Waffen zu üben oder irgendwie einer Disciplin zu unterwerfen. Das Volksheer wählt seine Führer, doch bleibt es jedem Volkswehrmann freigestellt, seinen Befehlen zu gehorchen oder nicht. 9) Alle directen und indirecten Abgaben und Lasten sind für ewige Zeiten aufgehoben und abgeschafft. Es ist daher eine der wichtigsten Aufgaben des Finanzministeriums, in Gemeinschaft mit der Volksvertretung festzustellen, woher der Staat die Mittel nehmen soll, um allen Anforderungen, die von allen Seiten an denselben gemacht werden, zu genügen. Staatsanleihen und Papiergeld, Confiscation des Vermögens der Reichen, Raub und Plünderung von Staatswegen, das sind die ersten Mittel für solche patriotische Zwecke. Als letztes Mittel wird eine allgemeine Auswanderung nach Californien vorgeschlagen; denn dort wird das rothe Gold wie Sand am Meere gefunden — auch eine schöne Gegend."

Dieses Placat machte eine ungeheure Wirkung. Natürlich lachten alle Vernünftigen darüber; aber es gab immer noch Phantasten genug, die für diese große Idee schwärmten.

Als General von Aschoff sein Amt niederlegte, bewarb sich Dr. Ajax um die Stelle eines Bürgerwehrgenerals; aber er fiel durch. Später hatte er einmal in seiner Dampfzeitung die Behauptung aufgestellt: er habe sichere Beweise in den Händen von der Existenz einer reactionären Verschwörung. Aufgefordert von der Polizei, sich darüber näher zu erklären, gestand er zu, daß, was er behauptet habe, nur als Gerücht ihm zu Ohren gekommen sei, und nur um diesem Gerücht mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, habe er seine Mittheilung als positive Behauptung formulirt. Dem Verlangen des Gerichts, die Wahrheit dieser seiner Erklärung zu beschwören, setzte er eine entschiedene Weigerung entgegen, weil er an keinen Gott glaube, daher ein Eidschwur gegen sein Gewissen laufen und ihn nicht verbinden würde, die Wahrheit zu sagen.

Das wurde bekannt durch eingesandte Artikel in der Voß'schen Zeitung und dennoch, so leichtsinnig ist die heutige Welt, wurde Herr Ajax dadurch als Atheist noch nicht für ehrlos erklärt.

Selbst die Bessern zuckten nur die Achseln. Sie konnten die Achtung für einen so großen Geist nicht verlieren, denn sie hatten noch nie eine Regung von Hochachtung für ihn gehegt.

Aus dem beschlossenen Putsch am Tage der Rückkehr

des Prinzen von Preußen wurde nichts, weil diese unerwartet erfolgte.

Daß der Prinz am 8. Juni nicht in bürgerlicher Kleidung als Abgeordneter für Wirrsitz, sondern in Generalsuniform mit dem Federhut in der Nationalversammlung seinen Sitz einnahm, daß derselbe eine andere Anrede hielt, als mit dem Ministerium berathen war, daß neben Zeichen der Bewillkommnung auch Aeußerungen des Mißfallens laut wurden, hielten Herr von Kater und seine Partei für einen Sieg der Reaction. „Denn," sagten sie, „es ist ohne Zweifel unter den Einflüssen der Camarilla und aus dem Selbstgefühl des Prinzen ein Auftreten hervorgegangen, welches der Revolution und der Demokratie auch nicht die mindeste Concession machte, und das Benehmen der Demokraten gegen den Prinzen wird ihn sicherlich genügend verstimmen, um den hohen Freund des Militärs und des Adels zum Mittelpunkt einer Gegenrevolution zu machen."

Es bedarf keiner Bemerkung, wie sehr sich die Reaction in diesen Voraussetzungen geirrt hatte.

. . . .

„Das ist eine Zeit der Bewegung, die jeden wahren Vaterlandsfreund mit Schmerz und Thränen erfüllt," sprach Graf Padden-Triton in einer Versammlung des Preußenvereins.

„Ein ganzes Volk von 16 Millionen hat Mann

für Mann nach endlosen Versammlungen und Prüfungen, unter den Einflüssen zahlloser Wahlumtriebe, wahrlich mit der redlichsten Absicht, die gescheidtesten und besten Männer als Vertreter des Volks zu wählen, an 400 Abgeordnete nach Berlin gesendet. Aber wie wurde das Volk in seinem Vertrauen getäuscht? Seit Monaten schon tagt diese Nationalversammlung in den Räumen der Singakademie und zwitschert wie die Singvögel, deren Gesang keinen Text hat.

„Die demokratische Linke gewann die Ueberhand. Anstatt in wenigen, aber klaren und kräftigen Zügen vorerst nur die Hauptgrundsätze einer neuen constitutionellen Verfassung zu geben und dann darauf weiter zu bauen, arbeitete man in den Ausschüssen mit deutscher Umständlichkeit und Gelehrsamkeit, aber unpraktischen Doctrinen. Man folgte mehr dem Hirngespinnst von hohlen Theorien und Ideen, als einer gediegenen Staatsweisheit und bestätigte damit Zacharias' Wort: „„Der Deutsche hat kein Geschick zur Gesetzgebung,““ ein Wort, das selbst unsere Gesetzrevisionscommissionen seit 30 Jahren schon zur Wahrheit gemacht haben.

„So ging die kostbare Zeit verloren; kostbar dem Volke in jeder Hinsicht, selbst auch im buchstäblichsten Sinne, denn jeder verlorene Tag kostet dem Staate über 1200 Thaler, ohne Gewinn für die Nation zu bringen. Convents- und Umsturzgelüste machen sich

breit. Persönliche Eitelkeiten drängen sich in den Vordergrund; man bestürmt die Tribune, um leere Phrasen auf die Versammlung herabzudonnern. Jeder hört am liebsten sich selbst und glaubt es seinen Wählern schuldig zu sein, wenigstens in den stenographischen Berichten als Redner zu glänzen. Man buhlt um das Zujauchzen des Pöbels auf den Straßen und steht in beständiger Verbindung mit der Straßendemokratie; man kokettirt mit Freiheit und Volkswohlfahrt und stellt sich unter den Terrorismus aufgewühlter Volksmassen und vernichtet durch unsinnige Beschlüsse jede Volkswohlfahrt.

„Zu solchen Beschlüssen gehörte unter andern", fuhr der Graf im Eifer fort, „am 8. Juni der Behrend'sche Antrag, die Versammlung wolle erklären, daß die Berliner Märzkämpfer sich um das Vaterland wohlverdient gemacht haben. Was will das mehr sagen, als die Revolution in Permanenz erklären und die Anarchie gesetzlich zu sanctioniren?"

„Wohin soll das führen in seinen Consequenzen? wohin sonst als zu einer rothen Republik? Ha, wahrlich, das Volk ist in seinen Vertretern furchtbar getäuscht worden, und die urtheilslose Menge, die sich durch einige Phrasen und communistische Schlagwörter der Demokraten, Radicalen und Demagogen so leicht verblenden läßt über seine wahren Interessen, jauchzte

diesen falschen Freunden, die seinen Wohlstand zerrütten, noch obenein Beifall zu.

„Das werden, wenn nicht bald Einhalt geschieht, die sauern Früchte einer Nationalversammlung sein, die von vornherein ihre Mission verkannt hatte und immer übermüthiger werdend, keine Ruhe und keinen Frieden, keine gesetzliche Ordnung und keine vernünftige Verfassung aufkommen läßt; die in wahnsinniger Verblendung gegen den Willen des gesunden Kerns des Volks Anarchie und Pöbelherrschaft fördert und damit die rothe Republik in Aussicht stellt."

„So ist es fast überall in den deutschen Nationalversammlungen," fuhr er fort, „in den Einzelstaaten, wie in Frankfurt in der Reichsversammlung, und es wird damit noch immer schlimmer werden. Die Herrschsucht, einmal geweckt, steigert sich zur Leidenschaft und diese verhöhnt jede gesunde Vernunft.

„Zacharias' Wort: „„Der Deutsche hat kein Geschick für die Gesetzgebung,"" welches die preußische Gesetzrevisionscommission bereits seit 33 Jahren zur Wahrheit gemacht hatte, bestätigt sich auch hier aufs Neue in großartigster Weise."

„Und was werden die Folgen davon sein? In den Provinzen Wühlereien und Aufstände, in Berlin Verarmung und Anarchie. Eine geordnete Regierung und besonnenes Fortschreiten zu gesetzlicher Feststellung der

sogenannten Errungenschaften, wird Unmöglichkeit werden bei dem ewigen Ministerwechsel, wozu jene verblendeten Volksvertreter so rastlos drängen. Aller Credit, aller Handel und Wandel liegen darnieder und werden noch tiefer sinken, wenn nicht bald ein Neptun mit seinem Dreizack dreinschlägt, um die tobenden Wellen zu ebenen.

Der Zustand in Berlin ist unerträglich geworden. Zahllose Miethwohnungen stehen leer. Miethen und Kapitalzinsen werden nicht mehr bezahlt; Bankerotte häufen sich in schreckbarer Weise. Ueberall geht der Wohlstand zu Grunde; die redlichsten Familienväter werden Bummler, Säufer und Spieler. Die politischen Versammlungen, selbst der Dienst der Bürgerwehr, wirken dahin, indem sie jede geordnete Thätigkeit stören, und am Ende selbst die Neigung dazu auslöschen; aller Frieden weicht aus dem damit zerrütteten Familienleben; die Kinder läßt man aufwachsen ohne Aufsicht; sie lernen nichts als Straßentumulte, Katzenmusiken, Fenstereinwerfen und Soldaten und Schutzmänner verhöhnen. Unsere Zeit erzieht eine Generation von Revolutionären für die Zukunft. Und das Alles geht nicht aus dem gesunden Kerne des wahren Volkslebens hervor, sondern aus der Aufregung der urtheilslosen Menge, durch Demokraten und Demagogen. Und was sind das für Leute, die sich zu

Volksführern und Volksverführern aufwerfen? — oft die schlechtesten Subjecte, die unter geordneten Zuständen nur der tiefsten Verachtung anheimfallen, die ihr Leben kaum anders als mit Schande und Verbrechen fristen konnten, die bei einer Revolution nur zu gewinnen, nichts zu verlieren haben.

Wir sehen da unter diesen Volksrednern, denen die Menge Beifall zujauchzt, relegirte Studenten, unfähige Literaten, fortgejagte Handlungsdiener, bankerotte Kaufleute, von der Festung entlassene Demagogen; cassirte Beamte, gaunerhafte Privatschreiber, sogar bestrafte Verbrecher der widerwärtigsten Art*), ohne die Unzahl von gemeinen liederlichen Subjecten zu rechnen, die jetzt mit großen vollwüchsigen Bärten, als demokratische Wühler ein verächtliches Schmarotzerleben führen.

Und auf solchen demokratischen Auswurf der civilisirten Welt wähnt das Volk seine Freiheitsbäume zu pflanzen, und die Volksvertreter von der äußersten Linken stützen sich auf solche jämmerliche Koryphäen der Umsturzpartei, von denen es nur noch in Frage steht, ob ihr Maul oder ihre Frechheit größer ist, ob sie ver-

*) Vater Karbe mit dem ehrwürdigen weißen Bart, einer der gefeiertsten Volksredner, der neuerlich wegen Theilnahme am Zeughaussturme verurtheilt wurde, wobei sich herausstellte, daß er ein schon öfter, zuletzt wegen der schändlichsten Unsittlichkeit schon dreimal bestrafter Verbrecher war.

ächtlicher oder lächerlicher sind; — mit einem Worte, ob man sie anspeien oder auslachen soll.

Wehe dem Staate, der solche faulende, stinkende Elemente in sich duldet. Mit Feuer und Schwert müssen sie von der Erde vertilgt werden. Sie sind der Krankheitsstoff im Staatsleben, der ausgetrieben werden muß mit dem Messer oder dem Glüheisen, wenn der Staatskörper gesunden soll.

Wenn wir verlangen, daß der Staat dieses Ungeziefer einer falschen Demokratie von sich abschüttle und zurückkehre zur gesetzlichen Ordnung, sind wir dann Reactionäre? — Ha, wahrlich! wenn Gesetz und Ordnung zu fordern reactionär ist, so können wir stolz darauf sein diesen Titel zu führen.

Im andern Sinne giebt es keine Reactionäre mehr; denn völlig zurückkehren zu den alten Privilegien, unter denen die bevorzugten Stände sich wohlbefanden, das ist bei den Bewegungen der Neuzeit zur Unmöglichkeit geworden.

Achtes Buch.

Mysterien im Hause des Fräulein von Hackbret. — Die Marquise und der Lieutenant von Taile. — Heirathsspeculation. — Zeughaussturm. — Demokratenunwesen.

„Mein Freund, wo Menschen sind, da sind auch Uebel.
Mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß,
Und ach, gleich anfangs waren, laut der Bibel,
Schon ihrer Zwei zu viel für's Paradies."

Blumauer.

1.

Allmälig wurde Clara, durch die Güte ihrer Herrin, aus den Verhältnissen einer Dienerin in die einer Gesellschafterin versetzt. Ihr feines Gefühl und eine ungemeine Bildungsfähigkeit erleichterten eine Metamorphose, welche Frau von Hackbret noch durch freigebige Geschenke an einfach eleganten Kleidern und andern Toilettengegenständen unterstützte.

Gegen zwölf Uhr Morgens kam meistens Besuch. Dieser bestand theils aus ältern Herren, deren Haltung und Bildung, und nicht selten die glänzenden Equipagen, worin sie vorgefahren kamen, einen vornehmen Rang

in der Gesellschaft oder Reichthum bezeichneten, theils aus gebildeten jungen Damen, Frauen und Mädchen, die ebenfalls der höheren Gesellschaft angehörten; die Unterhaltung war meistens pikant und geistig belebt. Theater, Concerte, Militär und aristokratische chronique scandaleuse bildeten den Mittelpunkt einer höchst animirten Conversation. Der Ton war leicht, graziös und frei, fast zu frei, wenn man den Maßstab eines spießbürgerlichen Anstandes hier anlegen wollte. Mehr als einmal wurde dem sittenreinen jungen Mädchen aus dem Voigtlande eine fliegende Röthe über die Wangen gejagt. Und doch ging Alles so leicht und anmuthig vorüber, daß Niemand hätte behaupten können, daß er sich in schlechter Gesellschaft befinde.

Diese Morgenbesuche schienen überhaupt mehr den Zweck zu haben, Bekanntschaften, neue Verbindungen anzuknüpfen, als die Früchte derselben zu genießen. Als Clara darüber gegen Frau von Hackbret einige Bedenklichkeiten äußerte, sagte diese: „„Darin eben erkennst Du meine Humanität. In dieser Zeit der Abneigung gegen jede eheliche Verbindung, wo eine solche mehr als sociale Speculation, wie als Bedürfniß des Familienlebens betrachtet wird, gebe ich mein Haus zum Brennpunkt der Annäherung zwischen meistens älteren reichen Hagestolzen und heirathslustigen jungen Mädchen und Wittwen her, um die Eingehung christ-

licher Ehebündnisse zu fördern. Auch Dir, meine Clara, wird auf diesem Wege Dein Theil werden. Schon haben sich der hagere lederhäutige Geheimrath Leblos und der dicke Major von Pruski*) beide mit lebhaftem Interesse nach Dir erkundigt. Beide machen Dir mit großer Aufmerksamkeit den Hof und werden es an reichen Geschenken nicht fehlen lassen, wenn Du nur ihren Galanterien ein wenig freundlicher entgegen kommen wolltest."

„Niemals, nie!" rief Clara mit dem Ausdruck von Entrüstung, „ich bin ja, wie Sie wissen gnädige Frau, verlobt, und nur darüber unglücklich, daß alle Verbindung zwischen meinem Bräutigam und mir wie abgeschnitten ist."

„Muß auch abgeschnitten bleiben," entgegnete Frau von Hackbret, „welch ein Unsinn, eine Verplemperung mit einem Manne, der kaum in zehn Jahren im Stande sein wird eine Frau zu ernähren. Dann heißt es: Ade! Schönheit! — Ade Liebe! — und die unglückliche Ehe, in der beide Theile aus langer Weile sterben, ist von vornherein fertig."

„O mein Gott, sprach Clara, die gnädige Frau haben wohl noch nie eine Ahnung davon gehabt, was wahre Liebe ist und bedeutet?"

---

*) S. den Roman: „So war es."

Frau von Hackbret umging eine genügende Erklärung und sagte blos: „Das ist Alles Phantasterei, mein Engel; in der Welt, wie sie wirklich ist, gewährt die Liebe nur Reiz, wenn sie von kurzer Dauer ist. Nur der Wechsel des Gegenstandes giebt ihr noch ein gewisses pikantes Relief, sonst ist Liebe die allerlangweiligste Frau Base, die jemals am Strickstrumpfe eingeschlafen ist."

Das reine Gemüth des jungen Mädchens schauderte zusammen vor solcher leichtfertigen Bemerkung; doch hatte sie nichts entgegen zu setzen, als Frau von Hackbret fortfuhr: „Dir fehlt nur noch Bekanntschaft mit der großen Welt, wie sie wirklich ist. Du wirst daher von heute an meine gesellschaftlichen Soireen besuchen, die nicht Politik, sondern dem geselligen Vergnügen geweihet sind, und dann wirst Du bald anderes Sinnes werden."

„Das gebe Gott nicht!" seufzte Clara vor sich hin.

Am Abend kam ihr doch Manches sonderbar vor. Man sah dort Herren und Damen, die Clara zum Theil schon bei ihren Morgenbesuchen bemerkt hatte und viele Andere noch; aber die jungen Damen erschienen ohne Mütter, Tanten oder männliche Begleitung. Auch jüngere Herren mit blassen, oft verlebten Gesichtern und schwachen Bärten, fehlten nicht. Dennoch herrschte hier kein so recht heiteres Jugendleben.

Die auf Silber und kostbarem Porzellan servirte

Bewirthung bestand aus dünnem Thee mit Butterbrodschnittchen und etwas Backwerk. Dann wurde ein Getränk herumgereicht, das Cardinal genannt wurde. Es war aber ein etwas versüßter mit Wasser getaufter Rothwein, den man eher eine schwache süßliche Limonade hätte nennen sollen. Eine solche hungerleiderische Theewasserpartie hatte in Berlin nichts Auffallendes. Sie gehört dort zum guten Tone. Man muß sich daran gewöhnen in solchen Familien, die ein gutes Haus machen, d. h. an bestimmten Wochentagen ihre Soireen geben zum Empfang Derer, die einmal als Gast eingeführt sind.

In andern Familien, die solche Soireen geben, pflegt man sich wohl mit Tanz oder Gesang, Musik, Vorlesungen oder geistreicher Unterhaltung zu amusiren, während die älteren Herrschaften ein ehrbares Whist oder Boston spielen. Davon aber war hier keine Rede. Die Unterhaltung bestand in scherzhaften, nicht selten etwas leichtfertigen Gesprächen, die oft durch lautes Lachen gewürzt wurden, theils im geheimen Hazardspiel am grünen Tische in einem besondern Salon, der von der Reihe glänzender Gesellschaftszimmer durch eine Tapetenthüre abgeschlossen werden konnte und noch einen heimlichen Ausgang durch eine Hinterthür hatte, um, im Fall polizeilicher Ueberraschung entfliehen zu können.

Der Bankhalter war der den Lesern des Romans:

„So war es"*) schon bekannte pensionirte Major, ein großer starker Mann mit zusammengewachsenem Schnurr- und Backenbart, der jedoch das Kinn und den untern Theil des Gesichts frei ließ. Dann ein runder eleganter Abbé, der intime Freund der emancipirten Madame Waston, die ebenfalls zugegen war. Ferner eine junge Amerikanerin, Wittwe eines amerikanischen Großhändlers, die den in Amerika nicht seltenen Generalstitel, von der Miliz, führte. Was aber mehr galt, war der Titel einer Marquise von Bellefleur, denn sie stammte von einer altadligen französischen Familie aus Neu-Orleans ab, deren Namen sie nach dem Tode ihres reichen, aber bürgerlichen Gemahls wieder angenommen hatte. In ihrer Begleitung befand sich stets ein junger Lieutenant von Taille, der als ihr Führer an allen öffentlichen Orten erschien. Man behauptete, der an Schulden reichlich gesegnete junge Baron speculire auf die Hand der jungen Creolin, welche für fabelhaft reich galt. Das Wahre an der Sache war indeß, daß Beide an eine ernstliche Verbindung nicht dachten. Die Marquise fand ihn hübsch genug, um ihm die Vorrechte eines Cicisbeo einzuräumen, aber weder so reich, noch so angesehen, um es für angemessen zu finden, sich mit einem simplen Herrn „Von", der nur Seconde-

*) S. 105.

Lieutenant in einem Linienregiment war, zu vermähle. Sie hatte allerdings Heirathsprojecte in ihrem schönen intriguanten Köpfchen gebildet; allein diese stiegen höher. Auf ihren Wunsch hatte der Lieutenant von Taille seinen Freund, noch vom Cadettenhause her, den Grafen Arnold von Padden-Triton in den Soireen der Frau von Hackbret eingeführt, und die schöne Frau aus der Fremde spannte jetzt alle Segel der feinsten Koketterie auf, um diesen reichen Erben großer Besitzungen und Sprößling einer alten und vornehmen Adelsfamilie zu capern.

Ihrem bisher begünstigten Anbeter war die Anwartschaft auf die Stelle und Rechte eines Hausfreundes bei dieser jedenfalls glänzenden Partie zugesagt worden und da er wußte, daß das Vermögen der Marquise vorzüglich in spanischen Papieren angelegt war, die fast allen Cours verloren hatten, so lag es auch in seinem eigenen Interesse, wenn seine Freundin eine reiche Partie machte; denn nicht selten kam er durch das unbequeme Andrängen von Gläubigern oder durch nothwendige Ausgaben für irgend ein Vergnügen, in die Verlegenheit, von der oft verschwenderischen Freigebigkeit derselben Gebrauch machen zu müssen.

Graf Arnold von Padden-Triton war ein junger Mann von so stolzem Selbstgefühl und so kaltem Wesen, daß er noch nie ein Verhältniß gehabt hatte.

Zu stolz und auch zu sittlich, um unter seinen Rang herabzusteigen und vorübergehende Inclinationen zu hegen, hielt er eine standesmäßige Vermählung für eine Angelegenheit der Convenienz, die er lediglich dem Arrangement des Familienhauptes, also seinem Vater überlassen zu müssen glaubte.

So war es allerdings nicht leicht für eine wenn auch noch so gewandte Dame, wie diese amerikanische Abenteurerin war, einen jungen Mann von seinem Charakter und seiner Stellung in der Gesellschaft zu erobern und wahrscheinlich würde ihr dieses nie gelungen sein, wäre ihr nicht gerade die edle Gesinnung, die Unerfahrenheit und sittliche Reinheit des Grafen Arnold zu statten gekommen. Selbst ohne Arg und Falschheit und immer gewohnt, sich in höchst gebildeten Kreisen zu bewegen, hatte er keine Ahnung davon, daß er hier in das Haus einer vornehmen Prostitution eingeführt war. Arglos gab er sich den Eindrücken einer höchst angenehmen und oft geistig belebten Unterhaltung, besonders der ungemein liebenswürdigen Persönlichkeit dieser schönen und hochgebildeten Fremden hin, die besonders durch ihre großen dunkelblauen Augen von seltenem Feuer eine wahrhaft bezaubernde Macht über ihn zu gewinnen wußte.

Dabei hatte die Marquise von Bellefleur die feine Beobachtungsgabe hochgebildeter Frauen, der so leicht

keine Falte in dem Herzen eines Mannes, dessen Eroberung sie einmal beschlossen haben, entgeht. Sie wußte sehr schnell dem jungen Manne die schwache Seite abzulauschen und ging mit Gewandtheit in seine Ideen ein.

Wir wissen schon, worin diese Ideen bestanden. Die Frau Marquise erschien daher bald dem jungen Grafen als eine Aristokratin von den höchsten Ansprüchen, die im Geburtsadel eine höhere von Gott bevorrechtete Menschenrace sah, gleichsam das Vollblut des menschlichen Geschlechts. Sie sprach mit Haß und Verachtung von der Demokratie, verhöhnte die Märzrevolution, die sie in keiner Weise anerkannte. Ihr galten die gefallenen Barrikadenhelden als Hochverräther, welche Gott gerichtet habe. Ueber die Nationalversammlung sprach sie sich mit Bitterkeit aus. „„Seht,““ rief sie, „„wie sie absichtlich die Regierung beleidigt, wie wenig Ernst es ihr ist, die Verfassung, das Nothwendigste, was das Volk bedarf, zu vereinbaren, da sie so viel Zeit darüber verliert. Ueberhaupt, in Berlin herrscht Anarchie, wir müssen strenge Gesetze haben, sonst geht Alles drüber und drunter.““ Dann kam sie auf die Diäten der Nationalversammlung zu sprechen. Der Staat verschwende allein für jede Stunde der Sitzung über 100 Thaler. Jeder Tag koste an 1200 Thaler Diäten für die Männer aus dem Volke, die dafür im Wohlleben schwelgten und anstatt gute Gesetze zu berathen,

der Regierung durch ewige Interpellationen Verlegenheit bereiteten und die Minister schikanirten.

Die Marquise von Bellefleur hatte förmlich bei Herrn von Kater Unterricht genommen, um die reactionären und aristokratischen Gesinnungen und Schlagworte kennen zu lernen, denn im Grunde des Herzens war ihr die ganze politische Geschichte höchst gleichgültig. Aber sie erreichte doch ihren Zweck damit, den reichen Grafen für sich zu interessiren.

Ihr junger Freund, der Lieutenant, Baron von Taille, der sich immermehr auch bei dem Grafen zu insinuiren wußte, indem er dessen Neigungen, Meinungen und Weltansichten, sowie seiner Eitelkeit schmeichelte, trug planmäßig dazu bei, die Neigung des Grafen für die schöne Fremde zu erhöhen, indem er die tugendhaftesten und liebenswürdigsten Charakterzüge von ihr rühmte. Auch Herr von Kater war ein eifriger Förderer dieser Partie, indem er vorgab, die Vermögens- und Familienverhältnisse derselben genau ermittelt und sehr befriedigend gefunden zu haben. Er legte dem alten Grafen den Stammbaum ihrer Familie vor, der bis auf Karl Martel und Karl den Großen zurückgeführt war. Die Montmorencys waren der Familie nahe verwandt. Die Blüthe des altfranzösischen Adels glänzte auf den grünen Blättern des Stammbaums als Vermählte mit den Töchtern des erlauchten Hauses

Die durch den Tod gelöste Mesaillance mit einem Kaufmanne bürgerlichen Standes wurde dabei gänzlich ignorirt, da von daher der unermeßliche Reichthum der Marquise stammen sollte. Indem Herr von Kater diese Intrigue unterstützte, hatte er seine Rückhaltsgedanken; es war eine Art von Malice, womit er sich an dem jungen Grafen rächen wollte, der ihn bisweilen im Kreise seiner Standesgenossen auf eine verletzende Weise ignorirte; überhaupt seinen Absichten auf die Hand seiner Schwester, die Comteß Adelaide im Wege zu stehen schien.

Die Marquise selbst wußte durch Benehmen und Aeußerungen dem jungen Grafen die Ueberzeugung zu geben, daß sie die tugendhafteste Person auf Gottes Erdboden sei und die nobelsten Gesinnungen hege. Und so kam es denn, daß der junge Graf in die Marquise von Bellefleur sterblich verliebt wurde. Der alte Graf holte sie persönlich nach Potsdam ab, um sie seiner Familie vorzustellen. Auch dort wußte sich die intriguante Frau so höchst liebenswürdig zu machen, daß man sich glücklich schätzte, einen solchen Juwel einer reichen und hochadligen Frau in die gräfliche Familie aufnehmen zu können. Herr von Kater erhielt den persönlichen Auftrag, die Präliminarien zu dieser Verbindung einzuleiten. Nachdem die Marquise ihm vorläufig zugesichert hatte, daß sie im Fall einer ernstlichen Bewer-

bung des Grafen ihr Jawort ertheilen werde, schrieb dieser an sie und bat um ihre Hand. Die feierliche Verlobung wurde in Potsdam im engern Familienkreise geschlossen, wo denn auch die Ehepacten aufgenommen wurden. Die Marquise setzte ihren künftigen Gemahl und auf allen Fall die mit ihm zu erwartenden Kinder zu Erben ihres ganzen Vermögens ein und ihr wurde ein schönes Landgut als Wittwensitz zugeschrieben.

So weit war Alles in Ordnung. Das geschah noch vor der bereits erzählten Katastrophe der Bewerbung des Herrn von Kater um Adelaides Hand und der Entweichung Jenny's aus dem gräflichen Hause.

Diese, mit ihrem scharfen Verstande und feiner Menschenkenntniß, ließ sich indeß durch das einschmeichelnde Wesen der Marquise nicht blenden. Eine innere Stimme erfüllte sie mit einem Gefühl von Mißtrauen gegen diese Abenteurerin; doch konnte sie auch dafür keine genügende Gründe angeben, um abmahnend dazwischenzutreten.

Anders war es mit Roger. Dieser junge Mann kannte, durch Mittheilungen von Kameraden, den üblen Ruf, worin die Soireen der Frau von Hackbret standen; selbst das Verhältniß der Marquise zu dem Lieutenant von Taille und andere Galanterien der schönen Frau waren ihm nicht im günstigsten Lichte geschildert worden. Er nahm sich vor, mit seinem Bruder offen

darüber zu reden und ihn zu warnen, sich mit einer Person von so zweideutigem Rufe nicht zu verbinden. Aber wie das gewöhnlich geht, der Warner fand bei dem bereits völlig verblendeten und stolzen jungen Manne weder Dank noch Gehör. Die Vermählung wurde beschlossen; da man aber diese Verbindung am Hofe und in höheren militärischen Kreisen nicht gern zu sehen schien, weil doch immer, besonders unter den Damen, einige Zweifel am guten Rufe dieser räthselhaften Fremden laut wurden, und man ihre, wenn auch kurze eheliche Verbindung mit einem bürgerlichen Kaufmanne, einigermaßen als einen Flecken auf dem adligen Wappenschilde der Familie dieser Dame betrachtete; so wurde dem Grafen von dem Commandeur seines Regiments erklärt, daß er höheren Orts die Ertheilung des Consenses zu dieser Vermählung nicht würde bevorworten können, ehe nicht auf diplomatischem Wege ganz bestimmte Erhebungen über das Vermögen und die Reinheit des Adels der Familie der Marquise erlangt sein würden. Graf Arnold aber war schon zu sehr verliebt in seine schöne Verlobte, um nicht durch solche allerdings vernünftige Bedenken sich verletzt zu fühlen. Da ohnehin die großen Güter der Familie des Grafen durch stete Abwesenheit der Herrschaft unter treulosen Beamten sehr an Ertrag verloren hatten, und es daher nothwendig war, daß eine starke Hand die Verwaltung

derselben übernahm, so war es nur übereinstimmend mit den Wünschen des alten Grafen, als Graf Arnold ihm erklärte, daß er alle Hindernisse seiner Vermählung dadurch abzuschneiden wünschte, daß er seinen Abschied vom Militär nehmen und sich ganz der Verwaltung der ihm einst zufallenden Herrschaft annehmen wolle. Es war damit die Uebernahme eines landräthlichen Amts verbunden, und um sich darauf vorzubereiten, beschloß Graf Arnold, unter dem Titel eines Regierungsreferendars als Freiwilliger bei der Königl. Regierung in Potsdam einzutreten. Er kam daher um seinen Abschied im Gardeducorps ein und erwartete dessen Genehmigung noch an dem Tage, als der Zeughaussturm in Berlin losbrach.

So standen die Angelegenheiten des gräflichen Hauses, der flüchtig gewordenen Jenny und der armen Clara in jener bewegten Zeit. Die Letztere hatte endlich erkannt, daß sie sich in keinen guten Händen befand, als am 14. Juni der Zeughaussturm in Berlin wie ein politisches Gewitter in diese Verhältnisse einschlug.

2.

„Heute Abend geht es los!" rief ein bewaffneter, vollbärtiger Student, der die grüne Blouse, den Calabreserhut mit hinten überwallender rother Feder und den Schleppsäbel der nach Schleswig-Holstein ausge-

zogenen Freischaaren trug, indem er, ohne anzuklopfen, in ein Zimmer stürzte, in welchem im tiefsten Negligé einer Unterhose und auf der Brust offenem Hemde ein gelbhäutig blasser Mensch mit dunklen Augen und schwarzem Haar saß, der auf dem Tische Barrikadenpläne und den Grundriß von Berlin vor sich liegen hatte; ein Haufen Geld lag daneben. Ein hübsches, junges Frauenzimmer, ebenfalls im tiefsten Negligé, ordnete vor dem kleinen Wandspiegel ihr schönes, schwarzes Haar, dessen lange Flechten sie aufgelöst hatte.

Durch das rasche Eintreten des Studenten war weder Schreck noch Ueberraschung in diese zerfahrene Wirthschaft gekommen und bald stellte es sich heraus, daß der am Tische sitzende Mann ein französischer Emissär der republikanischen Propaganda in Paris war, der sich Saulier nannte, eigentlich aber ein Deutscher, Namens Solger war. Die höchst ungenirte junge Dame, die es nicht einmal für nöthig fand, ein Tuch um ihre ziemlich nackten Brüste zu werfen, war seine Mätresse, eine geborene Französin. Indeß hob Saulier den Kopf und erkannte, angenehm überrascht, den Eintretenden.

„Ah, sieh da, Herr Feenburg," rief er ihm in gutem Französisch zu, „schon zurück aus Schleswig? Nun, die Herrlichkeit mit den deutschen Freischaaren hat nicht lange gedauert."

Es war der bekannte Republikaner, Student Feen=

bung, der eigentlich Bacunin hieß und ein geborener Russe war.

„Ich erhielt", antwortete er, „Nachricht von unsern Freunden, daß in den demokratischen Clubs Alles zum Sturm auf das Zeughaus vorbereitet sei. Man hat planmäßig die Arbeiter gegen die Bürgerwehr aufgeregt. Als diese bewaffneten Weißbierphilister neulich mit gefälltem Bajonnett einen Haufen Katzenmusikanten von der ärgsten Bummlersorte auseinander getrieben hatten, sammelte sich die flüchtige Menge wieder vor Kranzler's Conditorei und Graf Banco, von der äußersten Linken der Nationalversammlung, stieg auf einen Eckstein und rief ihnen zu: „„Seht Ihr, das habt Ihr nun von Eurer glorreichen Revolution! Ihr habt Sie gemacht und nun habt Ihr nicht einmal Waffen, um Euch gegen die dickthuerige Bürgerwehr zu vertheidigen.""

„Andere Volksführer gingen unter der Menge umher und sprachen, daß es nothwendig sei, sich täglich in Massen vor dem Zeughause zu versammeln, um zu verhindern, daß die Reactionäre die Waffen entführten und damit die Feinde der Freiheit: die Teltower Bauern, die fremde Bürgerwehr und die Soldateska gegen das Volk wehrhaft zu machen. Schon habe das Volk versucht, Kähne mit Waffen und Munition, die von hier nach Spandau gebracht werden sollten, auf der Spree anzuhalten; aber schon wieder sei dieses durch eine zahl-

reiche Aufstellung der verhaßten Bürgerwehr an der Brücke der Louisenstraße verhindert worden. Auch hat die Menge schon einige mit Waffen beladene abgehende Wagen geplündert und eine Kanone entführt. Mit diesen Erfolgen aber wuchs der Muth und Uebermuth des Volks. Der Beschluß der verschiedenen Clubs, um jeden Preis die Massen zu bewaffnen, fand allgemeinen Anklang in der tobenden Menge. Alle demokratischen Vereine und Clubs haben ein Comité gebildet, um den auf heute bevorstehenden Zeughaussturm zu organisiren und zu leiten. Aber es wird noch Geld kosten, heilloses Geld!"

„Daran soll es nicht fehlen; aber Sie selbst müssen sich persönlich verpflichten, dafür zu sorgen, daß einige jener mysteriösen Zündnadelgewehre, die im Kriege mit Frankreich Preußen ein so bedeutendes Uebergewicht geben werden, in die Hände unsres Gesandten kommen. Dieses preußische Staatsgeheimniß kann der französischen Militärmacht zu gefährlich werden. Es soll keine Summe gespart werden, um unsere Regierung in den Besitz desselben zu setzen. Vertheilen Sie Geld mit vollen Händen, aber verschaffen Sie uns Zündnadelgewehre, womit wir die Deutschen massacriren können, wenn es zum Kriege kommt.

Der Russe versprach, dafür zu sorgen, was er um so sicherer verheißen könne, als ihm vom Comité, das

in der Leipzigerstraße im Clubhause seine Sitzung halte, das Obercommando bei dem Zeughaussturm anvertraut sei. Darauf empfing er ungezählt einige Hände voll Silbergeld, mit der Anweisung, sich, wenn er mehr gebrauche, an den Haupcommissär, der im Hotel de France wohne, zu wenden, bei dem die Hauptanführer der Volksbewegung aus- und eingingen, um ihre Verhaltungsmaßregeln und Geld, die Judas-Silberlinge, von ihm zu holen.

So hatten sich ein landesverrätherischer Deutscher und ein entnationalisirter Russe verbunden, unter dem Vorgeben, die Freiheit des Volks zu fördern, die wichtigsten Interessen Preußens an dessen Feinde zu verrathen.

So sehr man auch später in demokratischen Schriften sich bemühte, den Zeughaussturm als eine nur zufällige Volksbewegung darzustellen, so wird es doch dem aufmerksamen Beobachter jener Zeit nicht entgangen sein, daß Alles mit schlauer Berechnung vorbereitet war. Ja, man behauptet, daß im Hintergrunde der Bewegung der alte Plan lag, das Volk zu bewaffnen, die gesetzliche Macht über den Haufen zu stürzen und eine provisorische Regierung einzuführen.

Man hat zwar keine directen Beweise dafür; aber zahllose Züge, die sich dem Beobachter aufdrängten, lassen kaum einen Zweifel dagegen aufkommen.

Auffallend war es wenigstens, daß vor und wäh-

rend des Zeughaussturms wahre Lumpe von Demokraten alle Taschen voll Geld hatten und an öffentlichen Orten mehr Champagner als Bier tranken, und daß nach dem Zeughaussturm diese Geldquelle plötzlich versiegt war und viele Demokraten, die sich in den Tagen der Aufregung an eine verschwenderische Lebensweise gewöhnt hatten, eine wahrhaft bettelhafte Noth zur Schau trugen.

Ueberall erkannte man die leitende Hand. Vormittags, am 14. Juni, erschien eine Deputation im Zeughause, um, wie sie sagte, zur Beruhigung des Volks nachzusehen, ob wirklich nicht mehr Soldaten als bisher im Zeughause steckten; in der That aber, um auszukundschaften, wo eigentlich die Waffenkisten, die Pulvervorräthe und ganz besonders die Zündnadelgewehre steckten.

So mußte der Zeughaussturm zweien Herren dienen: einer staatsfeindlichen fremden Diplomatie, um das wichtigste und gefährlichste Staatsgeheimniß zu erforschen, und den Berliner Republikanern und fremden Emissären, um eine neue Revolution und damit Erhebung der Republik zu bewirken.

Als die Behörden sich bei dieser Aufregung schwach und unthätig zeigten, wuchs der Uebermuth der Revolutionäre immer mehr. Am Morgen desselben Tages sollten die eisernen Gitter eingehängt werden, wodurch die verschiedenen Schloßportale Nachts gegen einen Ue-

berfall gesichert werden sollten. Da hieß es: die Reactionäre und Camarilla wollten Soldaten dahinter stecken, um mit Sicherheit auf das Volk schießen zu können. Durch solche Reden wurde die Menge so aufgeregt, daß sie einen dieser schweren, eisernen Thorflügel über das Geländer in die Spree warf, einen anderen nach der Universität schleppte und in die Aula der Studenten in Verwahrung gab.

Der demokratische Club hielt Sitzungen und blieb durch Boten, die kamen und gingen, in steter Verbindung mit andern Clubs und der immer brausender anschwellenden Volksbewegung. Die Schweizer Studenten hielten eine Versammlung unter Salis und beschlossen, daß die Demokratie der Studirenden in der Aula der Universität sich auf jeden Ruf bereit halten sollte.

Geflissentlich hatte man das unwahre Gerücht verbreitet, daß in Potsdam Alles drunter und drüber gehe, daß der König verjagt und dort die Republik proclamirt sei. Die leichtgläubige Menge hielt die abenteuerlichsten Gerüchte für wahr, die man ihr einzureden wußte.

Das Comité in der Leipziger Straße bestand aus den bekannten Demokraten: Korn, Levysohn, Schaßler, Braß, Urban, Stein und Sigrist. Herr von Kater behauptete, es genau zu wissen, daß gegen Abend ein

Brief von diesem Comité an den jüngern Dortu*) in Potsdam abgegangen sei, worin dieser aufgefordert werde, die Aufreißung der Eisenbahnschienen und einen Volkstumult am Schlosse zu veranlassen. Was Wahres daran war, hat die Zeit gelehrt.

In der Leipziger Straße kam es zum ersten Zusammenstoß mit der Bürgerwehr. Es hatte sich unter Saulier's Anleitung eine Deputation gebildet, um vom Kriegsminister allgemeine Volksbewaffnung zu fordern. Eine Masse von etwa 1000 Köpfen hatte sich vor dem neuen prächtigen Ministerhotel auf der Leipziger Straße gesammelt und diese wurde durch Bürgerwehr auseinander gesprengt. Auch an andere Behörden waren in diesem Sinne Deputationen ergangen, in keiner andern Absicht, als um sagen zu können: „Ihr wollt dem Volke trotz aller Bitten, die verheißene Bewaffnung nicht geben; darum hat es das Recht, sich die Waffen selbst zu holen."

Diese Idee fand Eingang unter der Menge. Immer dichter wurde das Gedränge einer unermeßlichen Volksmenge, die sich besonders in dem Kastanienwäldchen vor dem Zeughause sammelte.

Je tiefer der Abend sank, desto mehr schwoll der

*) Der bekanntlich nach der Unterdrückung des Aufstandes in Baden standrechtlich erschossen wurde.

D. V.

Volksauflauf an. Da hatte von der Leipziger Straße her, wo die Bürgerwehr die Demonstration von einigen Tausend Menschen auseinander getrieben hatte, sich die gährende und tobende Masse nach den Linden und dann weiter hinunter nach dem Kastanienwäldchen an der Seite des Zeughauses gezogen. Vor diesem und in der engen Straße hinter dem Gießhause standen drei Mann hoch, Gewehr am Fuß, Bürgerwehrmänner aus allen Ständen, von jedem Alter und jedem Gewerbe, die sich im Herzen tausend Meilen hinwegwünschten von dieser, wie ein heraufziehendes Gewitter immer finsterer grollenden Menschenwolke. In der Nähe, in der Singacademie, war der Sitzungssaal der Nationalversammlung, die noch dort tagte.

Wie ein Meer wogte die Bewegung durch die Straßen von Berlin. Die großen Massen bestanden aber mehr aus Neugierigen, die einander zuriefen: „Heute Abend wird es losgehen; wir wollen doch den Spaß auch 'mal mit ansehen!" als aus wirklich Theilnehmenden an der hin und wieder verbreiteten Absicht, eine allgemeine Volksbewaffnung zu erzwingen. Den ganzen Nachmittag und Abend rasselte die Alarmtrommel und bließen die Signalhörner. Bürgerwehrmänner, auch uniformirte Schützen eilten mit Bajonnettgewehr oder Büchse nach den Sammelplätzen. Ueberall sah man Aufstellungen derselben, aber selten nur thätiges Ein-

schreiten, um irgend einen Pöbelexceß zu stören. Die Bürgerwehr stand, Gewehr am Fuß, dabei und hinderte es nicht, als die Massen herandrängten, wie sie das Hausrecht des königlichen Schlosses verletzten und die eisernen Gitterthore aushängten. Die Bürgerwehr, dicht an die Mauer des Zeughauses gedrängt, ließ es sich ruhig gefallen, daß sie von der Avantgarde des Pöbels, den Gassenbuben verhöhnt, geneckt und mit Koth oder Steinen geworfen wurde; sie rührte sich nicht, als wild aussehende Männer aus dem Volke in Blousen und mit aufgekrämpten Hemdeärmeln, oder dazwischen fein gekleidete Volksführer ihre Gewehre und Patrontaschen untersuchten, ob sie auch geladen hätten oder Munition bei sich führten. In verschiedenen Theilen der Stadt standen Bataillone der tapfern Bürgerwehr aufgestellt. Es würde ihnen ein Leichtes gewesen sein, durch ein langsames Vorgehen mit gefälltem Bajonnett die mehr neugierige, als revolutionäre Volksmenge auseinander zu treiben; aber es erfolgte kein Befehl zum Angriff, obgleich die Stimmung in den meisten Bataillonen und Compagnien der Herstellung der Ordnung günstig war.

Brave Männer, die mit dem Gewehr am Fuß in Reihe und Glied stehen und den ärgsten Unfug mit ansehen und dulden, mußten mit den Zähnen knirschen und sprachen: „Der neue Commandeur der Bürgerwehr

muß den Kopf verloren haben.“ „Wenn es nicht Aergeres mit ihm ist,“ sprach ein Anderer. „Alles läßt glauben, daß er im Solde einer Camarilla und der Reaction steht. Diese hat den Plan gemacht, die Bürgerwehr unthätig zu machen, damit die ärgsten Pöbelexcesse geschehen und man alsdann den Ministern und dem Könige sagen könne: „„Seht Ihr wohl, wie wenig man sich auf diese großmäulige Bürgerwehr verlassen kann; ein Bataillon Soldaten hätte hingereicht, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen,““ und man wird uns Soldaten schicken, die Volksemeute zu unterdrücken.“

„Warum geschieht das nicht jetzt schon?“ sprach der dicke Weißbierbrauer und Stadtverordnete Herr Faulbach, und stampfte ärgerlich mit dem Kolben seines Gewehrs auf das Straßenpflaster, „ich wenigstens verlange Ruhe um jeden Preis; das ist jetzt eine von Gott verdammte Zeit. Kaum hat der friedliche Bürger die Schlafmütze übers Ohr gezogen und will sich ehrbar neben seine Ehehälfte ins Bett legen, so rasselt schon wieder die verdammte Alarmtrommel durch die Straßen und man muß 'raus mit dem Kuhfuß und sich in dunkler Nacht den Magen erkälten. Der Teufel hole alle Emeuten!“

„Meine Freunde,“ sprach ein langer, magerer Professor der Universität mit doctrinärer Weisheit, indem er mit dem Gewehr im Arm aus dem Gliede trat,

„allerdings sind solche Pöbelexcesse die Nachgeburt der Revolution und als solche tief zu beklagen. Man muß das Volk belehren, daß nicht jede Versammlung, jeder bunte Haufen sich einbilden dürfe, den souveränen Volkswillen zu repräsentiren. Daß es nur ein kleiner Theil und zwar nicht der beste der Nation sei, welcher sich etwas anmaße, was ihm nicht gebühre."

Bei solchen Volksaufständen rief eine politische Bemerkung schon die andere hervor und überall wuchsen Volksredner wie Pilze aus dem moorigen Boden der Straßenemeute hervor. Einer derselben, den wir zufällig kennen, denn es war unser Republikaner, Fritz Ohnesorge vom Voigtlande, schwang sich auf die Schultern eines starkknochigen Arbeiters und redete, auf den Professor deutend, mit erhobener Stimme zum Volke:

„Man wird uns nicht zumuthen, solche erbärmliche Spitzfindigkeiten, wie sie nur das vertrocknete Gehirn eines Gelehrten, eines Professors ausbrüten konnte, zu widerlegen. Der gesunde Sinn des Volks lebt auch in jedem Theile desselben und trifft stets das Rechte. Wie wäre anders das Wort: Vox populi, vox Dei zu deuten? Solche Straßentumulte, wie der gegenwärtige, sind daher weder zu tadeln, noch zu unterdrücken. Im Gegentheil muß eine Behörde, welche die Freiheit anerkennt, sie dulden. Wie das Ungeziefer ein Zeichen der Gesundheit des Körpers ist, so sind

auch Pöbelexcesse das einzige charakteristische Merkmal einer gesunden Verfassung des Staatskörpers. Ein Abgeordneter, der durch Worte oder That vom Volke insultirt wird, hat dieses als eine wohlverdiente Zurechtweisung zu betrachten und einen andern als den bisherigen Weg einzuschlagen. Wer wollte dem sturmbewegten Meere einen Vorwurf machen, wenn das Schaumspritzen seiner Wogen ihn ins Gesicht trifft. Das souveräne Volk hat Macht und Recht über Ehre und Leben des Einzelnen, denn alles Recht, alle Gewalt und alles Ansehen stammt von ihm; deshalb ist auch das souveräne Volk in seinem Rechte, wenn es einen Mißliebigen erschlägt. Nur Reactionäre nennen dieses Meuchelmord; der echte Mann der Freiheit nennt es Volks- oder Lynchjustiz."

An einer andern Stelle hörte man von einem in einer Droschke stehenden Volksredner nur einzelne hervorgebrüllte Worte, welche der Wind aus dem Volksgewühl herübertrug. Es waren sogenannte Schlag- oder Stichworte der Revolutionsmänner, die der Redner mit besonderer Kraft betonte, als: „Jetzt oder nie!" „Die Revolution klopft aufs Neue an die Pforte!" „Heute fallen die Würfel!" „Das Volk muß Waffen haben, wie ihm verheißen ist, oder es muß sich zertreten lassen, wie ein Wurm!" „Brüder, rüstet Euch!" „Es lebe die Freiheit!" „Nieder mit der Reaction!" „Tod

den Verräthern!" „Die Weltgeschichte sieht auf uns!" „Die Nachwelt wird uns richten!"

Jedem Redesatz folgte ein donnerndes „Bravo und Hurrah!" Vorwaltend bei diesem Beifallsgeschrei des souveränen Volks waren die hellen Knabenstimmen der kleinen fliegenden Buchhändler, der Radieschenausschreier und der zügellosen Race der Gassenbuben von Berlin.

Mehrere bekannte Demokraten, die doch am Ende in ihrer bürgerlichen Stellung compromittirt zu werden fürchteten, gaben sich das Ansehen, als ob sie die Volksleidenschaften oft da, wo sie noch gar nicht rege waren, beruhigen wollten. Sie ermahnten hier und da, das Volk möge ruhig nach Hause gehen und erwarten, bis es der Behörde gefallen würde, seine längst gemachten Versprechungen einer allgemeinen Volksbewaffnung zu erfüllen.

„Wenn aber", fuhr so Einer dann mit erhobener Stimme fort, „das so oft schon getäuschte Volk nicht länger von den katzenpfötigen Leisetretern einer schleichenden Camarilla sich an der Nase herum führen lassen will; wenn es mit männlichem Ernst denkt: „„Selbst ist der Mann,"" oder: „„Hilf Dir selber, so wird Gott Dir helfen;"" wenn es da vor sich liegen sieht das Arsenal der Waffenvorräthe, womit das ganze souveräne Volk wehrhaft gemacht werden konnte; wenn es empört darüber, daß allnächtlich ganze Schiffsladungen

voll entführt werden, um die Soldateska der Reaction gegen uns zu bewaffnen; wenn es erbittert darüber, daß eine von den Hofintriguanten verführte Bürgerwehr, diese Weißbier vertilgenden, entarteten Söhne des Vaterlandes, den souveränen Lindenclub an Kranzler's Straßenecke aus einander zu jagen sich erfrechen, und sogar feile Häscher einer Verknechtungsassecuranz, die sogenannten Constabler, sich an den geheiligten, unverletzlichen Personen der Volksvertreter von der Linken vergreifen, die sich das große Verdienst um die Förderung der Emeute erwarben, die Berliner Straßenjungen zu Steinwürfen gegen jenes neubelebte Skelett eines vermoderten Polizeistaats aufzuhetzen; genug, wenn das Volk entschlossen ist, sich von den Schergen des Absolutismus nicht länger mit Füßen treten zu lassen und zu den Waffen zu greifen, die dort im Zeughause ebenso gefährlich als nutzlos für das Volk aufgehäuft liegen, dann, o meine Freunde . . . . . doch, ich habe geendet. Sie werden mich verstanden haben!"

Das Hurrah- und Bravorufen der Menge verbreitete es weithin, daß da und dort im dicht gedrängten Volkshaufen ein Volksredner mit stürmischem Beifall gesprochen hatte.

Die große Kanone im Kastanienwäldchen am Zeughause, von der in der Nationalversammlung der bekannte Abgeordnete Jung von der äußersten Linken

durch eine Interpellation an den Kriegsminister zuvor ermittelt gehabt hatte, daß sie nicht geladen sei, wurde zur Rednerbühne. Doch war es immer, als wollten die Volksleidenschaften sich nicht so recht aufregen lassen. Bärtige Bummler, bestrafte Diebe, entlassene Züchtlinge und die schon seit Friedrich dem Großen berühmten Straßenbuben bildeten noch immer den Vortrab der Volksbewegung und übten ihren Muthwillen durch Einwerfen der Fenster des Zeughauses und Neckereien der Bürgerwehr, die sich dabei völlig passiv verhalten mußte. Herren und Damen aus den gebildeten Ständen sah man Arm in Arm durch die Gruppen einer neugierigen Menge wandeln. Hier und da hörte man von neu Herbeikommenden die Frage: „Was giebt es denn hier? Was ist das?" und die Antwort: „Das Volk will Waffen haben!" „Nicht mehr wie billig!" hieß es dann und Andere sagten wieder: „Soll mich doch wundern, wo das hinaus will!" „Sie werden doch nicht schießen?" fragte eine Dame in schwarzer Sammetmantille und lorgnettirte nach der Gegend des Zeughauses hin. „Warum schießen? es sind ja keine Soldaten da!"

Plötzlich aber ertönten dennoch zwei Schüsse.

„Die Bürgerwehr schießt!" riefen Mehrere und liefen davon, Andere, die muthiger waren, stürmten nach der Gegend hin, wo die Schüsse gefallen waren.

„Seht da, die reactionäre Bürgerwehr massacrirt

das souveräne Volk! Jetzt Volk, hilf Dir selber, dann wird Gott Dir helfen!"

So rief ein junger Mann, der eine rothe Fahne schwang. Es war unser Republikaner Fritz Ohnesorge.

Es fielen darauf noch mehrere Schüsse aus den Reihen der Bürgerwehr. Diese aber tödteten zwei Menschen; einen Arbeiter und eine alte Frau. Die ersten beiden Schüsse waren von zwei Männern in Blousen, die hinter der Wehrmannschaft standen, gefallen.

Eine verwundete alte Frau wurde auf einem Schubkarren durch die Straßen gefahren. Man tauchte weiße Tücher in das Blut der Gefallenen und die Ultrademokraten hatten nun erreicht, was sie wollten: Blut und Wuth.

Auf der Niederwallstraße waren aus zwei Todten schon sieben gemacht und weiterhin schon dreizehn. Man trug die Todten, von welchen Einer ein mehrmals schon bestrafter Dieb war, durch die Stadt, schwang die rothe Fahne und proclamirte die Republik. Kurz, man ließ kein Mittel unversucht, in der ganzen Stadt nach einem vorher in den Clubs wohlüberlegten Plane den Aufruhr zu verbreiten. Aber es gelang nicht, einen neuen 18. März herauf zu beschwören. Beherzte Bürgerwehrmänner sprangen in die Haufen tobender Bummler, Straßenjungen und aufregender Demagogen hinein, entrissen den Trägern die rothen Fahnen und entließen

Andere mit einer tüchtigen Tracht Schläge. Es wäre so leicht gewesen, das Ganze mit ein paar geschlossenen Bataillonen der Bürgerwehr auseinander zu treiben, während diese an verschiedenen Orten aufmarschirt standen und nicht einschreiten durften, weil der Commandirende, Herr Blesson, den Befehl dazu nicht gab.

Nur an zwei Stellen zeigte sich der Uebermuth einer rohen Menge und ihrer Führer und Verführer.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Bürgerwehrmajor Benda, aus dessen Bataillon am Zeughause die Schüsse gefallen waren, habe Feuer commandirt. Obwohl sich dieses Gerücht später als falsch erwies, indem Herr Benda nicht einmal zugegen gewesen war, so zog doch eine wüthende Pöbelrotte vor dessen Wohnung in der Münzstraße, zertrümmerte die zugemachten Fensterladen und drang in die Benda'sche Wohnung im untern Stock, wo sie alle die kostbaren Meubles, Spiegel, Porzellan und Geräthschaften zertrümmerte. Zum Glück rückte eine Bürgerwehrcompagnie vor das Haus, die entschlossener als manche Andere in die Zimmer drang und die dort überraschten Tumultuanten nicht eher entließ, als bis sie mit der flachen Klinge eine tüchtige Tracht Schläge empfangen hatten.

---

*) Vier der dort Betroffenen sind später gerichtlich zu achtmonatlicher und zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ueber das Schießen war ein großer Theil der Bürgerwehr selbst erschrocken. Mehrere Compagnien liefen auseinander. Unser tapferer Stadtverordneter und Weißbierbrauer, der wohlbeleibte Herr Faulbach war einer der ersten Bürgerwehroffiziere, der seinen Schleppsäbel in die Scheide stieß, in eine Droschke stieg, und davon fuhr, indem er durch das Schwenken eines weißen Tuches den mit Steinen ihm nachwerfenden Gassenbuben anzeigte, daß er ein Freund des Volks sei.

Seinem glorreichen Beispiel hatte der pensionirte Major von Pruski, ein Ueberbleibsel aus der alten Zopf- und Kamaschenzeit, den Muth unter zehntausend: Schockschwernothdonnerwettern zu folgen und zu ihm in die Droschke stieg sein ebenso tapferer Freund, der hagere Geheimrath Leblos, der um das Bajonnett seines Gewehrs ein weißes Tuch wickelte, zum Zeichen, daß er nichts Feindliches gegen das von ihm verwünschte und vermaledeite souveräne Volk im Schilde führe.

Da nun nur wenige Compagnien am Zeughause stehen geblieben waren, so konnten diese an die Vertheidigung desselben gar nicht denken und da der Avantgarde der Tumultuanten jede Zügellosigkeit frei ausging, so schwoll den Bummlern der Kamm und sie glaubten nun, unter steter Aufhetzung von Seiten der Ultrademokraten, Alles wagen zu können.

Das Innere des Zeughauses war von einer Com-

pagnie des 24. Regiments, unter dem Commando des Hauptmanns von Natzmer besetzt.

Gleich nachdem vor dem Zeughause geschossen worden war, erschienen im Centralbureau der Bürgerwehr verschiedene Deputationen, theils aus dem Volke, theils von der Bürgerwehr selbst und besonders vom Handwerkervereine. Dieser letztere erbot sich das Zeughaus zu besetzen und forderte stürmisch die Zurückziehung des Militärs aus dem Innern des Gebäudes. Der Commandeur der Bürgerwehr, Herr Blesson erklärte, daß er darüber keinen Bescheid geben könne; man müsse sich deshalb an den Kriegsminister wenden. Dieser verweigerte jedoch später die Erlaubniß.

Dennoch gab Blesson in der großen Verwirrung, worin er sich befand, die schriftliche Ordre, daß das Studentencorps und der Handwerkerverein gemeinschaftlich die untern Räume des Zeughauses besetzen sollte. Dieser Befehl wurde jedoch von Herrn von Natzmer mit Recht nicht respectirt und die Studenten kehrten auf die Universität zurück.

Mehr Erfolg hatte der Handwerkerverein. Dr. Große, der Commandeur desselben, erhielt nach einigen Unterhandlungen die Oeffnung der Thüren und die Mannschaften zogen ein.

Indeß hatten einzelne Männer aus dem Volke in feurigen Reden zum Angriff auf das Zeughaus auf-

gefordert. Unter Andern nennt man unter den Aufwieglern den weißbärtigen Conditor Karbe. Die bekannten Demokraten Korn und der Arbeiter Sigrist waren auf die Kanonen im Kastanienwäldchen gestiegen und hatten dem Volke zugerufen: „„Jetzt oder nie ist der große Augenblick gekommen die Volksbewaffnung zu erlangen.

In Folge dessen wurde mit einer von einer Rinnsteinbrücke aufgerissenen Bohle eine andere Thüre des Zeughauses eingestoßen; Gassenbuben zertrümmerten die unteren Fenster und stiegen ungehindert hinein. Das große Portal wurde von Innen geöffnet und nun fluthete die Menge massenhaft in das Innere dieses großartigen Arsenals der preußischen Waffen.

Sofort begann die Vertheilung der Musketen, Büchsen, Säbel, Hirschfänger, sowie der Munition an Blei und gegossenen Kugeln. Alles wurde in großen Massen hinausgeschleppt und Viele der ärgsten Bummler und Polizeiobservaten verkauften für wenige Groschen ihre leicht gemachte Beute an wohlgekleidete Personen, die sich damit auf- und davonmachten, und drangen dann selbst wieder in das Innere des Zeughauses. Einige hatten Fackeln geholt, oder auch von den dort liegenden Vorräthen angezündet und so erleuchteten grelle Streiflichter die dunklen Räume, in welchen eine wogende Volksmenge mitten unter den Trophäen des

preußischen Waffenruhmes, unter Fahnen, Kanonen, Waffen- und Kugelpyramiden sich mit einer ameisenartigen Thätigkeit bewegten. Die massenhaften Schlagschatten und die dunkel gebliebenen Räume, in welchen sich kaum zu erkennen gewesene Schattengestalten von Menschen wie ein infernalisches Gewürm bewegten, dabei eine gräulich stille Geschäftigkeit, bewußt in diesen dem Ruhme Preußens geweihten Hallen mit räuberischer Hand hochverrätherisch eingebrochen zu sein, eine Stille, die doch wieder geisterhaft belebt wurde durch das Krachen der erbrochenen Gewehrkisten und der zertrümmerten kostbaren Modelle; es war wie das Hämmern der Engel des jüngsten Gerichts auf die Särge der Todten.

Der Handwerkerververein versuchte zwar anfänglich dieses räuberische Treiben zu hindern, allein er war zu schwach und mußte sich zurückziehen.

Nun führten die demokratischen Volksführer einen Meisterstreich aus, der dem Lügengeiste Asmodi's Ehre gemacht haben würde.

Das Militär, eine Compagnie Soldaten, wurde von seinen Führern für zu schwach gehalten, gegen die meistens unbewaffnet eindringende Menge die ihm zur Bewachung anvertrauten Schätze zu vertheidigen. Es zog sich daher aus den untern Räumen in die obern zurück und hob die hinaufführende Treppe hinter sich

aus. So war in den gewölbten feuerfesten Räumen die militärische Besatzung des Zeughauses gegen jeder Angriff von Seiten des Volks gesichert; noch mehr, sie war auf zwei Tage mit Lebensbedürfnissen versehen und dennoch ließ Herr von Natzmer sich durch die glattzüngigen Lügen von Demagogen, unter welchen man die Demokraten Eichler, Korn und Levysohn nannte, verleiten, seinen Fahneneid zu brechen und den ihm anvertrauten Posten zu verlassen.

Jene Männer begaben sich an den abgebrochenen Aufgang zur oberen Etage und erklärten dem nur zu leichtgläubigen Commandeur des Militärs, welches die obere Etage besetzt hielt, ganz Potsdam sei in Aufruhr, der König und die königliche Familie wären vertrieben und flüchtig geworden und dort, wie in Berlin, sei die Republik proclamirt.

Herr von Natzmer erklärte anfangs mit Entschiedenheit, daß er Befehl habe, die obere Etage bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Dem wurde entgegnet, das sei ein völlig nutzloses Blutvergießen, wofür er den höheren Mächten des Himmels wie dem souveränen Volke verantwortlich sein werde; denn alles Militär sei schon aus der Stadt gezogen. Jeder Widerstand würde vergebens sein und nur mit der Vernichtung der ganzen Compagnie endigen.

Da nun schon die Brandfackel an das Holzwerk

der Fenster gelegt wurde, so zog sich der Hauptmann von Natzmer auf einige Augenblicke zurück, um mit den übrigen Offizieren seiner Compagnie eine kurze Berathung zu halten.

Nach einigen Minuten kehrte Herr von Natzmer zurück und erklärte den demokratischen Lügengeistern, die ihn durch Unwahrheiten bethört hatten: „Ich weiß wohl, daß ich wegen Verlassung des mir anvertrauten Postens militärisch verdammt werden würde; da ich aber auf verschiedene, mit der Bitte um Verhaltungsbefehle an den Commandanten abgesendete Meldungen, ganz ohne Antwort geblieben bin und daher der Nachricht glauben muß, daß das Militär die Stadt verlassen habe, so will ich lieber mich selbst zum Opfer bringen, als durch Anwendung der Waffen Ereignisse herbeiführen, deren Folgen unberechenbar sind. Ich bin bereit, mit der Compagnie abzuziehen, wenn mir ein freier ehrenvoller Abzug gewährt wird."

Herr Eichler, der sich zum Anführer des Volks aufgeworfen hatte, gestand diese Bedingung zu und führte etwa um 10¼ Uhr die Compagnie an der Seite ihres unglücklichen Hauptmannes gehend, nicht ohne eigene Gefahr, durch das anfangs erbitterte Volk am Kupfergraben entlang nach der Kaserne.

Man erzählt sich, daß über dieses unsoldatische Benehmen die Entrüstung im Militär so groß gewesen sei,

daß, als ihm ein nach dem Zeughause eilendes Bataillon im Geschwindschritt entgegen kam, und er an der Spitze seiner Compagnie, umgeben von Demokraten, dem Bataillonscommandanten entgegentrat, ihm dieser im tiefsten Gefühl des Unwillens über diese schmachvolle Verletzung der altpreußischen Kriegesehre zurief: „Gehen Sie weg, oder ich speie Ihnen ins Gesicht!"

Es ist bekannt, daß der tiefbeschämte und jetzt wie ein Ehrloser behandelte irregeleitete Militär die Folgen seiner menschlichen Schwachheit nach einem kriegsrechtlichen Urtheil noch heute durch vieljährige Festungshaft büßen muß, aber die Schmach war auch eine nie wieder auszutilgende, und die Folgen seines kraftlosen Benehmens waren nie wieder gut zu machen.

So waren durch Charakterschwäche und Haltlosigkeit von zwei Männern, denen die wichtigsten Staatsinteressen anvertraut waren, dem Bürgergeneral Blesson und dem Hauptmann Natzmer, die Waffenvorräthe des Staats, die Wehrgeheimnisse desselben, die kostbaren unersetzlichen Modelle, und die unschätzbaren historischen Reliquien, Prachtwaffen, Siegestrophäen und Fahnen der Plünderung und Zerstörungswuth eines durch phantastische schwindelnde Demokraten aufgewiegelten zügellosen Pöbels preisgegeben. Der Ehre Berlins war ein unvertilgbarer Schandfleck angehängt. Alle besonnenen Vaterlandsfreunde erkannten, daß diese Pöbelherrschaft

zum Untergange alles Wohlstandes, alles gewerblichen Verkehrs, alles Credits führen müsse, daß eine wohlgeordnete Regierung damit nicht möglich sei.

Die Reaction rieb sich vergnügt die Hände. Sie hatte durch den schwindelnden Unverstand der Demokratie einen großen Sieg errungen; denn die öffentliche Meinung aller vernünftigen und besonnenen Vaterlandsfreunde, die nicht länger unter einer, die wahre Freiheit terrorisirenden Pöbelherrschaft leben wollten, hatte sich ihr zugewendet. Und einer Contrerevolution war damit die erste Hinterthür geöffnet worden.

So hatte die Demokratie durch ihren scheinbaren Sieg im Zeughaussturm die erste schwere Niederlage erlitten.

Und das war um so schmählicher, je mehr die Feigheit ihrer zügellosen Vorkämpfer hervortrat. Kaum waren einige Bürgerwehrbataillone, die in der Nähe standen, empört darüber, daß ihr Commando sie im Stiche ließ und die Schätze des Staats der Plünderung preisgab, auf eigne Faust gegen das Zeughaus vorgerückt, kaum rückte ein Bataillon Soldaten heran, um die Schmach, welche der unglückliche Hauptman über das preußische Militär gebracht hatte, zu tilgen, so sprangen die Plünderer des Zeughauses aus allen Fenstern und liefen davon, und Die auf den Straßen

mit geraubten Waffen betroffen waren, ließen ohne Widerstand sich ihren Raub wieder abnehmen.

So wurde die Feigheit dieser Helden nur durch die Größe ihrer Frechheit übertroffen.

Indeß, den französischen Emissären war es gelungen, einige der so wirksamen Zündnadelgewehre zu erlangen und durch den französischen Gesandten nach Frankreich zu senden.

Und der Hochverrath am Vaterlande war durch demokratische Schwindelei vollendet.

Neuntes Buch.

Die beiden Reactionäre. — Herr v. Kater speculirt auf Clara. — Beide im Volkstumulte. — Demokratische Musterreden. — Dr. Rubow und Clara. — Graf Roger und Jenny. — Mordanfall. — Zeughaussturm. — Graf Arnold und die Marquise von Bellefleur. — Mysterien aus der großen Welt.

„Es handelt sich jetzt um eine schlechte Partei, die um jeden Preis Anarchie will."

Guizot.

1.

Dieser Tag der Bewegung war es auch, der in den uns näher bekannten Familien= und persönlichen Verhältnissen eine tiefe in das Leben der Einzelnen eingreifende Bewegung hervorbrachte.

Am Mittage desselben Tages stand der Baron von Kater auf der Brücke, welche von dem Opernplatze nach dem Lustgarten, dem königlichen Schlosse gegenüber führt. Mit einem tiefen Grimm sah er die Entweihung des königlichen Schlosses, durch Aushängung der neu angebrachten Gitterthore an den Schloßportalen, und doch, wenn er an die Folgen dieser von der Bürger=

wehr nicht gehinderten Pöbelexcesse dachte, so rieb er sich vergnügt die Hände und sprach vor sich hin: „Das ist gut, sehr gut, je toller je besser, desto eher wird unser königlicher Herr die Ueberzeugung gewinnen, daß mit der Revolution kein dauernder Frieden zu schließen ist, daß daher mit Waffengewalt eingeschritten werden müsse, um die Anarchie einer zügellosen Pöbelherrschaft mit Gewalt zu unterdrücken."

Ebenso äußerte er sich gegen einen älteren Herrn, von hohem Wuchs und voller Gestalt, der an ihn herantrat und ihn mit den Worten auf die Schultern tippte: „Guten Morgen, liebster Baron, aber was sagen Sie zu diesen scheußlichen Excessen des Pöbels, und solche vandalische Horden wagen es, sich das souveräne Volk zu nennen."

„Ich bin unendlich vergnügt darüber, lieber Graf," entgegnete Herr von Kater, und entwickelte ihm nun seine vorher schon im Selbstgespräch geäußerten Ansichten.

„Sie sind ein Meister in der Politik," rief ihm der Graf von Padden-Triton zu, „um desto schmerzlicher habe ich es zu beklagen, daß sich der Gewährung von Wünschen, die Sie als den Lohn für Ihre loyalen Gesinnungen zu betrachten haben würden, immer noch einige, doch hoffentlich noch zu überwindende Hindernisse entgegenstellen."

„Doch nicht . . . ."

„Ja, leider, was die Hand meiner Tochter betrifft. Sonst ein gehorsames Kind, aber in diesem Punkte der unbeugsamste Eigensinn.“

„Sie erschrecken mich, Herr Graf, eine Weigerung . . . .“

„Die mir ganz unerklärlich ist. Eine gute Erziehung hat meine Tochter gelehrt, daß in hochadligen Familien allein der Wille des Familienhauptes über die Hand der Töchter des Hauses zu entscheiden habe. Dieses Princip hat sie stets anerkannt, und nun, denken Sie sich den Horreur, hat sich dieses irregeleitete Kind sogar mit Philosophie gewaffnet. Sie sagt mit Schiller:

„„Eine Grenze hat Tyrannenmacht!““

Damit aber meint sie unverholen die Macht des Vaters in Vermählungsangelegenheiten seiner Kinder. „„Hier,““ spricht sie mit unbegreiflicher Entschiedenheit, „„hat jede fremde Willensbestimmung ein Ende. Es ist ein unveräußerliches Urrecht der Menschheit,““ was der Dichter so ausdrückt:

„„Drum prüfe wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!““

Solche Gedanken aber kommen nicht aus ihrem Kopfe. Meine Frau und ich, wir haben ihre Gesellschafterin Fräulein Jenny stark im Verdachte, ihr solche revolutionäre Ideen in den Kopf gesetzt zu haben. Deshalb soll mir die Person morgen aus dem Hause.

Noch mehr, um meine väterliche Autorität geltend zu machen, habe ich Adelaiden mit dem Kloster gedroht und ihr nur die Wahl gelassen, entweder Ihre Hand anzunehmen oder den Schleier; da fiel das unsinnige Mädchen auf die Kniee und rief in Thränen ausbrechend: „„O Dank, Dank, lieber Vater, Sie retten mich! lieber würde ich in den Tod gehen, als““.... Sie entschuldigen, lieber Baron, daß ich das Weitere verschweige.“

„Ah, gehorsamer Diener! es wahr ohne Zweifel sehr schmeichelhaft für mich, was die gnädige Comtesse beliebte über mich zu äußern. Indeß junge Damen, wenn sie schön sind, haben ihre kleinen Capricen, wer verdenkt ihnen das? Solche Launen sind jedoch vorübergehend. Ich billige vollkommen die Entfernung der Miß Jenny aus Ihrem Hause, und stimme alsdann für ein kluges Temporisiren. Auf sich allein angewiesen, wird die Caprice bald ihre kleine Spitze verlieren, und damit wird sie ganz von selbst der gesunden Vernunft und einer besseren Ueberlegung wiedergewonnen werden. Das Kloster in Perspective, wird schon dazu beitragen, die junge Comtesse zur Räson zu bringen. Nur nichts übereilt, mein werther Herr Graf, Geduld, Beharrlichkeit und Zeit und die Sache wird sich am Ende von selbst machen.“

. . . .

Als der Graf sich entfernt hatte, sprach der Baron zufrieden vor sich hin: „Bon, so werde ich meine Freiheit noch eine Zeitlang genießen können, ehe ich mich in den Despotismus eines säuerlichsüßen Ehejochs begebe. Denken wir jetzt ernstlich daran, die kleine Liäson mit der allerliebsten Voigtländerin endlich zur Wahrheit zu machen."

Er begab sich gegen Abend in das Haus des Fräulein von Hackbret, machte ihr ein Cadeau mit einem Funfzigthalerschein der Seehandlung, den er, wie aus Versehen, auf dem Tische liegen ließ und äußerte alsdann den Wunsch, Fräulein Clara allein zu sprechen.

„Mit Vergnügen," entgegnete das Fräulein, „indeß werden Sie Ihre Noth damit haben. Es ist ein kleiner Teufel an Sprödigkeit; weder Geld, noch Diamanten blenden sie. Denken Sie sich, dem reichen Banquier Goldfisch hat sie Sottisen unter die Augen gesagt, wie man sie nicht an den Spiegel zu stecken pflegt. Noch mehr, den alten hagern, ledernen Geheimrath Leblos, der im Vertrauen auf die 50 Ducaten, die er ihr auf den Tisch hinzählte, allerdings etwas zu täppisch wurde, hat sie sans façon in die Visage geschlagen, daß ihm die Nase blutete. Horreur das! Ich habe sie aber auch dafür eingeschlossen in ihr Zimmer und werde sie so lange als Gefangene behandeln, bis es ihrem Trotzköpfchen beliebt Räson anzunehmen."

„Gnädige Frau, Sie irren in Ihren Voraussetzungen," sprach Herr von Kater mit heuchlerischem Niederschlagen der Augen und Falten der Hände, „ich finde die tugendhafte Gesinnung dieses jungen Mädchens nur höchst achtungswerth. Ich hatte diese, meine Schutzbefohlene, mit einem wahrhaft väterlichen Wohlwollen in ihr Haus und unter Ihre Obhut gebracht. Da ich aber jetzt sehe, daß ihre Tugend Gefahren ausgesetzt ist, welche ich nie würde vor Gott und meinem Gewissen verantworten können, so bin ich entschlossen, sie aus Ihrem Hause zurückzunehmen und anderweit in ein ehrbares Haus unterzubringen."

„Hahaha, das ist köstlich, Herr von Kater ist ein solider frommer Mann geworden, er will das Delicateßhäppchen für sich allein behalten, verdenke es ihm nicht, man ist sich selbst der Nächste. Und ich muß gestehen, daß mich ihre Widerspenstigkeit bei meinen Freunden gewissermaßen compromittirt. Ich will deshalb froh sein, wenn ich sie nur erst mit guter Manier los werde, d. h. nach Erstattung der hundert Ducaten, die ich auf die Toilette und Ausbildung dieser kleinen undankbaren Creatur verwendet habe."

„Gnädige Frau," sprach Herr von Kater höflich, „es giebt Verhältnisse in der Welt, in denen man von der Kunst zu rechnen keinen Gebrauch macht. Hier sind

hundert Ducaten, nun aber ersuche ich Sie, mir Ihre kleine Gefangene zu übergeben."

Frau von Hackbret schloß Clara's Zimmer auf. Herr von Kater fand sie in Thränen.

In einer solchen Stimmung findet der Schein wohlwollender Theilnahme leicht Eingang in ein bekümmertes Herz.

Herr von Kater, der mit ihr allein war, verstand es, sein Bedauern zu äußern, daß man ihn in Hinsicht des Rufes dieses Hauses getäuscht habe. Er sehe leider ein, daß hier nicht Alles so sei, wie sich für die Ehre und den Ruf eines jungen Mädchens wünschen lasse. Fräulein Hackbret empfange, wie er erfahren habe, zwar nur Gesellschaft aus den reichen und höheren Ständen bei sich, aber für diese sei sie eine Gelegenheitsmacherin, die nichts Anderes beabsichtige, als mit der Tugend ehrbarer junger Mädchen, die sie in ihr Haus locke, Handel zu treiben. Fräulein Clara würde es nicht verkennen, daß er sich ihrer väterlich und in reinster Absicht angenommen habe, indem er sie in ihrer Hülflosigkeit hierher geführt; deshalb aber verkenne er auch nicht seine Verpflichtung, sie aus diesem Sodom und Gomorra wieder zu retten, wohin er sie, ohne die Folgen zu ahnen, gebracht habe. Für jetzt könne er ihr kein anderes Asyl anbieten, als sein eigenes Haus unter der Obhut einer ehrbaren alten Haushälterin.

Wenn sie ihm dorthin folgen wolle, so würde er sogleich ihren Bräutigam, den Doctor Rubow, aufsuchen und mit ihm vereint, sich bemühen, ihr ein anderes Unterkommen zu verschaffen.

Mit Freuden nahm Clara diesen Vorschlag an. Herr von Kater empfahl ihr, ihren Koffer zu packen, indem er versicherte, die ganze Toilette, welche sie von dem Fräulein von Hackbret empfangen habe, sei derselben bezahlt und ihr freies Eigenthum. Sie möge sich daher nur gegen 7 Uhr Abends bereit halten; dann würde er mit einer Droschke vorfahren und sie mit ihren Effecten abholen.

Herr von Kater sprach dabei in einer so würdigen Haltung, daß Clara nicht das geringste Mißtrauen hegte. Zudem war ihre Lage hier im Hause eine so verzweiflungsvolle, daß ihr keine andere Rettung blieb, als ihrem väterlichen Freunde, wie er sich nannte, zu vertrauen, um aus Verhältnissen befreit zu werden, die sie jetzt als jedes sittliche Gefühl verletzend erkannt hatte.

Es war die Zeit, als am Brandenburger Thore ein großer Volksauflauf entstanden war, weil die Bürgerwehr von der Thorwache den republikanischgesinnten Rehberger Arbeitern den Einzug mit einer rothen Fahne verwehrt hatte. Die Menge wogte die Linden hinauf. Inmitten derselben fuhr eine Droschke mit einem Pferde. Immer dichter wurden dort die Menschen-

haufen, je näher man der Gegend an der Ecke der langen Friedrichsstraße vor Kranzler's Conditorei kam, wo sich um verschiedene Volksredner eine große Volksmasse, der sogenannte Lindenclub, versammelt hatte.

Mühsam fuhr die Droschke vorwärts, doch endlich war es nicht mehr möglich durchzudringen und mitten im Volkshaufen wurde das Pferd aufgehalten. Man konnte weder vor, noch zurück sich von der Stelle bewegen.

Im Wagen saß ein ältlicher, langer, hagerer Herr und eine junge Dame, die ihren farbigen Halbschleier vor das Gesicht heruntergezogen hatte. Das waren Clara und der Baron von Kater. Auf dem Rücksitze standen ein Koffer, ein Carton und ein verhüllter messingener Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Die Commode, das einzige Meuble, welches dem jungen Mädchen als elterliches Erbstück lieb und theuer war, hatte Herr von Kater versprochen am folgenden Tage abholen zu lassen.

Aber eine Droschke in einer Volksversammlung gilt den Volksführern sogleich als eine ambulante Rednertribune. Es dauerte auch nicht lange, so zogen mehrere kräftige Hände den Kutscher vom Bocke herunter und ein junger Mann, mit einer rothen Feder am aufgeschlagenen Calabreserhute, wurde von seinen Freunden hinaufgehoben und die Menge schrie ihm zu: „Rede halten, Rede halten!“

Der junge Mann in der grünen Blouse eines Freischärlers mit dem feinen magern und blassen Antlitze und dem dünnen Schnurr- und Backenbarte nahm das Wort, ohne sich nach den in den Wagen sitzenden Personen umzusehen. Mit einem fast freudigen Schreck erkannte Clara ihren wunderlichen republikanischen Freund aus dem Voigtlande, Fritz Ohnesorge.

Diesesmal war seine demokratische Meisterrede gegen die dem Volke so verhaßten Constabler gerichtet, welche jetzt die Veranlassung dazu gaben, indem sie sich bemühten, die Zusammenrottung des Lindenclubs auseinanderzutreiben und dabei selbst einige Deputirte der Linken, die sich unter den Aufwieglern befanden, festnahmen, worauf diese jedoch sich mit unerhörter Frechheit auf ihre Unverletzlichkeit als Deputirte gegen die Polizeihaft schützten. Der Redner war von einer so compacten Masse kräftiger Arbeiter und Proletarier umgeben, daß die Constabler wohl seine Schmähungen hören, aber nicht ihn ergreifen konnten.

Diese unsinnige Ultrademokratenrede lautete wörtlich*) im Wesentlichen, wie folgt:

„Deutsche Männer, Söhne des Vaterlandes! Gewiß ist keiner unter Euch, der nicht schaudernd den Abgrund sähe, an den die sogenannten Räthe der Krone das

---

*) S. J. Stadike: Lehrbuch der Demagogie S. 82.

Vaterland gebracht. Blicken wir um uns, was haben wir gewonnen?

„Eine Schaar lauernder Polizeispione, feiler Despotenknechte, die sich warnende Stimme des Gesetzes nennt, umspäht uns; eine Denunciantenrotte verfolgt uns, wenn wir bemüht sind, das Volk über seine wahren Menschenrechte, über Bedürfnisse der Zeit aufzuklären, verkümmert uns das gewährte freie Vereinigungsrecht. Dem gescheuchten Wilde gleich müssen wir uns hetzen lassen von den servilen Spürhunden, die uns durch rohe Gewalt in den heiligsten Aeußerungen des Volksbewußtseins stören. Was hat das Volk für Mittel, seine Souveränetät, seinen kategorischen Willen kund zu geben, als jene politischen Serenaden, jene demokratischen Notturnos, welche vulgo Katzenmusiken oder besser „„musikalische Mißtrauensvoten““ genannt werden.

„Einiger elenden Pflastersteine, einiger lumpiger Fensterscheiben willen wagt man es, der Majestät des Volks in frechem Uebermuth die Spitze zu bieten.

„In der Nationalversammlung erzählt man der Nation von den „„zusammengekrachten Trümmern des Absolutismus““, von dem „„vermoderten Skelett des Polizeistaats““, von den „„breiten demokratischen Grundlagen““, von dem „„aus dem Feudalschlamm herrlich emporblühenden Baume der Völkerfreiheit““ und was

dergleichen bloßes Constitutionsgewäsch mehr ist, und dennoch schämt man sich nicht, schon wieder neue Sclavenketten aus der Rumpelkammer des Absolutismus hervorzusuchen; dennoch trachtet man, den erwachten, sich mächtig regenden Geist wieder einzupferchen."

Nun ergoß er sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Minister. Er nannte sie: „in der Hochschule der Reaction ergraute Sünder," „den Auskehricht des bureaukratischen Augiasstalles," „eine Bande, die sich nicht entblöde, durch ihre feilen Häscher eine Verknechtungsassecuranz zu organisiren," „die faulende Leiche der Hermandad aus blutgetränkter Erde heraus zu wühlen, um sie als Vogelscheuche der Freiheit zu gebrauchen" u. s. w.

„Sie glauben," fuhr er fort, „durch ein Institut, das so vormärzlich, so abgetragen, so zertreten, so morsch, so verrottet ist, als das der Gensdarmen, wenn sie ihnen nur einen neuen Rock anziehen, der Freiheit ein Schnippchen zu schlagen, die eigentlichen Inhaber der Kraft zu terrorisiren!

„Meine Freunde, darum haben wir nicht auf den Barrikaden geblutet, daß die schnöde Meute der Rückwärtsler uns nun zerfleischen dürfe, daß die volksfeindliche Camarilla unsere glorreiche Errungenschaft antasten dürfe, daß die Sbirren in blauen Röcken uns durch

Rippenstöße von der Höhe des Jahrhunderts in die Jauche der Knechtschaft stoßen dürfen!

„Oder ist hier Einer unter Euch, eine juchtenduftige, knutensüchtige Sclavenseele, der in seinem Hundesinn sich unter ein so haarsträubendes Joch beugen möchte? Nein, es ist kein solch serviler Schleicher unter Euch, es wäre Verrath an der Würde dieser hohen Versammlung, nur für möglich zu halten, daß eine solche niedrige Hundeseele unter uns umher wandelte.

„Wohlan denn, Freunde, deutsche Männer, hier gilt es Entschlossenheit, schaart Euch um die scharf blickenden Hüter der Volksrechte, um die Männer des Volksvertrauens und rüstet Euch zum Kampfe. An allen Ecken und Enden flackert aufs Neue die Feuersbrunst der Revolution empor; die Ereignisse überstürzen sich lawinenhaft. Laßt uns die Heilung tausendjähriger Gebrechen vollenden. Fern sei uns jede verächtliche Halbheit, die Lammsgeduld der Impotenz; die entscheidende Schlacht muß geliefert werden. Umgürtet Euch mit dem ganzen Stolz der Volkssouveränetät; schließt Eure Reihen, haltet fest zusammen und stürzet die Schergen des Polizeistaats!“

„Nieder mit den Polizeibestien!“

Diese, man kann wohl sagen wahnsinnige Rede, verfehlte ihren Eindruck auf den ebenso wahnsinnigen Pöbel.

Es entstand ein furchtbares Gedränge, begleitet von einem wilden Hurrah! Man sah hier und dort die Säbel der Constabler blitzen; eine Waffe, die der Pöbel wenig fürchtete, weil er wußte, daß die so angefeindeten Schutzmänner Ordre hatten, davon nur im äußersten Nothfall und so schonend als möglich Gebrauch zu machen.

Schon rissen Gassenbuben das Straßenpflaster an den Rinnsteinen auf und schleuderten Steine in dichtgedrängte Schaaren der Polizeimannschaft, die langsam vorrückte. Hinter diesen blitzten Bajonnette der Bürgerwehr; eine schon mehr gefürchtete Waffe, vor der man sich zurückgezogen haben würde, hätte man nicht die Bürgerwehr bei vielen Gelegenheiten eines Straßentumults schwach und schwankend gesehen.

Schon riefen mehrere Stimmen: „Barrikaden bauen!“ „Droschke umwerfen!“ „Heraus mit den Aristokraten, die in Droschken fahren, während das souveräne Volk zu Fuß laufen muß!“ „Tretet den Reactionär und die Aristokratin unter die Füße!“ „Heraus mit dem Camarillageschmeiß!“

Vergebens protestirte Herr von Kater, daß er ein guter Demokrat sei, und seine Begleiterin eine Tochter aus dem Volke. Schon hatte man das Pferd ausgespannt und nervige Fäuste hatten von beiden Seiten die Thüren aufgerissen und zerrten am Palletot des

geängstigten Reactionärs; da erblickte Clara noch einmal Fritz Ohnesorge, der, vom Bock des Wagens herabgesprungen, sich geschäftig und überall aufregend unter die tobende Volksmenge gemischt hatte. Sie rief ihn an, daß er doch hier helfen und retten möge. Dabei hatte sie ihren Schleier zurückgeschlagen und wurde von dem jungen Republikaner gehört und erkannt.

Mit freudigem Ausruf auf sie zuspringen, ihr die Hand reichen und drücken, das Volk zurückweisen mit den Worten: „Die laßt nur zufrieden, das ist meine liebe Freundin aus dem Voigtlande," das war das Werk eines Augenblicks.

Im nächsten Augenblick aber erkannte Fritz ihren Begleiter.

„Sie, Herr von Kater, hier?" rief er ihm zu, „und unter ihrem Schutz dieses junge Mädchen? Gut, daß ich Sie hier treffe; ich werde Sie nach dem Lynchgesetz in bester Form Rechtens todt prügeln lassen. Sie sind entlarvt! Unter der Maske eines Demokraten verbergen Sie die Gesinnungen eines elenden, heuchlerischen Reactionärs. Sie sind ein politischer Jesuit, der zehnmal den Tod verdient hat, und dazu sind Sie ein hinterlistiger, niederträchtiger Lüstling. Unter dem Vorwand, dieses unschuldige, junge Mächen aus einer drückenden Lage zu befreien, haben Sie es in ein übelberüchtigtes Haus, zu einer vornehmen Kupplerin gebracht und dort

hat man mir und dem Doctor Rubow den Zutritt versagt."

„Aber, mein Herr," sprach Herr von Kater ängstlich, „was den letzten Vorwurf betrifft, so war ich selbst ein Getäuschter. Erst heute erfuhr ich, was dort vorging und habe mich beeilt, sie aus diesen Verhältnissen zu retten. Ich war im Begriff, sie in mein Haus aufzunehmen, bis sich eine anderweite anständige Versorgung für Sie finden würde; war's nicht so, Fräulein Clara? Habe ich nicht stets Sie anständig behandelt und die reinsten Gesinnungen gegen Sie bewiesen?"

„Ich kann über Herrn von Kater nicht klagen und glaube Ursache zu haben, ihm Dank schuldig zu sein."

„Gestehen Sie, Fräulein Clara, daß ich Ihnen aus freien Stücken versprochen habe, daß Sie Herrn Ohnesorge und Ihren Verlobten, den Dr. Rubow, dort sprechen könnten."

„Versprochen? Ja, das ist wahr!"

„Aber dieser aristokratische Lüstling würde dieses Versprechen nicht gehalten haben!" rief Fritz mit Lebhaftigkeit. „Sie dürfen nicht zu ihm ziehen, Clara, bei Gott nicht; man kennt jetzt seine heimlichen Ausschweifungen. In allen Häusern der Prostitution hinter der Königsmauer, wie in den vornehmen Absteigequartieren ist er bekannt und verrufen. Dieser Elende ist gewissenlos genug, um durch eine Intrigue Sie auf immer

von Ihrem Geliebten zu trennen, Sie durch betäubende Mittel zu verführen und geradezu herausgesagt, Sie in Gnaden zu seiner Mätresse zu erheben. Sie dürfen bei ihm nicht bleiben."

„Aber wohin in dieser hülflosen Lage, dieser furchtbaren Volksbewegung? Wenn ich nur wüßte, wo Rubow wohnte, wenn mich nur Jemand dorthin führen wollte."

„Gerettet müssen Sie werden, Clara. Ich werde mich opfern, um Sie zu retten. Dort, in einiger Entfernung, steht Bürgerwehr. Ich habe den Dr. Rubow als Führer einer Abtheilung derselben gesehen. Zu ihm werde ich mich schon durchschlagen, um ihm zu verkündigen, daß seine Braut hier in Gefahr sich befinde. Nehmen mich die edlen Constabler fest, was ich Ihnen gerade nicht verdenken kann, so werde ich von der Freiheit träumen, wenn ich sie nicht selbst mehr genießen kann. Ihr aber, mein Freund, werdet mir hier diese holde Schöne bewachen, daß ihr kein Leid widerfahre. Sie aber, schwarzweißer Kater, werden mich begleiten. Ließe ich Sie hier inmitten des souveränen Volks zurück, so würde man Sie todtschlagen und in Stücken zerreißen. Einem Volksführer steht Großmuth wohl an. Edel sei die Rache eines rothen Republikaners. Nun marsch vorwärts; ich werde diesem verknechteten Hofthiere den Rücken decken."

„Lassen Sie mich mit Ihnen gehen, Herr Fritz, der kürzeste Weg zur Rettung ist der beste.“

„Und Ihren Kanarienvogel preisgeben? Gott behüte gegen solche Grausamkeit! Rubow wird Sie hier schon abholen; giebt's dabei Keile, desto besser, eine Emeute ohne Kampf kommt mir vor, wie die Nachtmütze des deutschen Michels; nein, Blut muß fließen, rothes warmes Menschenblut, denn durch Blut führt der Weg zur Freiheit!“

Mit diesen Worten entfernte sich der wunderliche Republikaner, indem er den Reactionär mit einigen Faustſtößen in den Rücken vor sich hintrieb. Er hatte Mühe, denselben vor weiteren Mißhandlungen zu schützen. So war denn endlich die aufgeregte Volksmenge durchbrochen und man kam in das Bereich der Constabler, welche sogleich den jungen Volksredner, der sie so entsetzlich geschmäht hatte, festnahmen.

Dieser aber wickelte schnell ein weißes Taschentuch um den linken Arm und sagte: „Ich bin Parlamentär, führt mich zu dem Anführer der dort stehenden Abtheilung der Bürgerwehr Dr. Rubow, ich werde mit ihm unterhandeln, wegen eines ehrenvollen Rückzuges des souveränen Lindenclubs.“

Das geschah und Fritz sagte dem Dr. Rubow, was er wissen mußte. Dieser war hoch erfreut durch die Hoffnung, seine Geliebte endlich wieder zu finden und sie

aus großer Gefahr befreien zu können. Ohne diese Absicht zu verrathen, ließ er sogleich seine Compagnie in geschlossener Colonne vorrücken. Er hatte den Bürgerwehrmännern ein eigenes Angriffsmanövre für Emeuten empfohlen, das weniger gefährlich, aber doch ebenso wirksam war, als ein Bajonnettangriff. Er ließ nämlich im geschlossenen Fortschreiten die Gewehrkolben auf das Straßenpflaster stampfen, so daß Diejenigen, die nicht wichen, schmerzhafte Stöße auf die Füße empfingen. Das half; die Vordersten drängten die Folgenden zurück und so trieb die geschlossene Mannschaft vor sich hin, ohne daß nur eine Verwundung erfolgte.

Bald war die Droschke erreicht, in welcher Clara noch saß, verlassen von ihren Vertheidigern.

Der Moment des Wiedersehens war von beiden Seiten ein freudiger, nur gestatteten jetzt die Verhältnisse nicht, daß sie sich dieser Freude so ganz hingaben. Ein Handdruck, ein paar Worte der Begrüßung war Alles, was sie sich in Gegenwart von mehr als hundert Zeugen und bei den zu beachtenden dienstlichen Verhältnissen erlauben durften.

Rubow übergab sogleich das Commando einem Freunde und die Bürgerwehr, die sich nach diesem ersten Erfolge verstärkt hatte, trieb die Volksmenge auseinander, die sich darauf nach dem Zeughause hinwälzte, um dort den Tumult zu vermehren. Rubow aber war

so glücklich, den Droschquier mit seinem Droschkenpferde wieder aufzufinden. Dieser spannte das Pferd wieder an und Rubow stieg zu seiner Geliebten in den Wagen und gebot dem Kutscher, vor das Hotel de Rom zu fahren.

Herr von Kater hatte sich unbemerkt entfernt. Auch dem jungen Republikaner war es gelungen, den „Schergen des Polizeistaats", wie er die Constabler nannte, zu entkommen und im vollen Trabe eilte dieser nun nach dem Zeughause, wo der Sturm schon ausgebrochen war; dort glaubte er sich für die große Volkssache noch nützlicher machen zu können, als wenn er als Märtyrer der Freiheit das Stadtvogteigefängniß bezog.

Als aber die Droschke sich in Bewegung gesetzt hatte und aus dem Volksgewühl erlöst war, gaben Rubow und Clara ihren Gefühlen Worte. Das sittenreine, junge Mädchen ließ nur errathen, welchen Gefahren sie entgangen war. Rubow war darüber außer sich.

„Der gute Ruf meiner Braut", sprach er, „ist das Heiligste, was ich kenne. Um diesen zu bewahren, kann ich mich nicht entschließen, Dich in meine Privatwohnung einzuführen. Es ist ein Chambregarni, deren Wirthin, eine ehrbare Wittwe, mit Argusaugen den guten Ruf ihres Hauses und damit die Sittlichkeit ihres Chambregarnisten überwacht. In Berlin aber passiren so viele Mysterien, daß man es der braven Frau nicht

hätte verdenken können, wenn sie bei dem Uebernachten eines jungen Mädchens in meiner Wohnung sich das Aergste gedacht hätte."

Das war der Beweggrund, weshalb Dr. Rubow seine Braut nach dem Hotel de Rom fuhr und sich dort, wo so viele Fremde verkehrten, daß es Niemandem einfiel, in die Privatverhältnisse der Gäste eindringen zu wollen, ein Zimmer geben ließ.

Hier erst, als Beide allein waren, gaben sie sich dem vollen Erguß ihrer Zärtlichkeit hin.

Nun erzählten sie einander ihre Schicksale. Rubow schilderte, wie er von Fritz Ohnesorge erfahren habe, wo sie sich aufgehalten, wie es ihm aber unmöglich gemacht worden sei, sie zu sehen. Man habe zuletzt, als er mit der Polizei gedroht, versichert, die Clara sei heimlich aus dem Dienst entwichen. Der alte Bediente habe ihn sogar eines Tages mit der scheinbar größten Treuherzigkeit von der Welt in angeblich allen Gemächern des Hauses umher geführt, zuletzt auch in ein kleines Stübchen, worin er sogleich ihren Kanarienvogel und ihre geschweifte Commode von Nußbaumholz erkannt habe; aber sie, die er suchte, sei nicht dagewesen.

Als sich Clara näher nach der Zeit dieses Besuchs erkundigte, ergab es sich, daß es gerade ein Nachmittag gewesen, an welchem sie mit ihrer Gebieterin eine

Spazierfahrt nach Charlottenburg gemacht hatte. So hatte das Schicksal mit ihnen gespielt. Nun aber waren sie wieder vereinigt und Rubow versicherte, daß nichts auf der Welt wieder sie trennen sollte.

Aber da fingen sie an zu rechnen, ob sie wohl bei bescheidenen Ansprüchen ein selbstständiges Familienleben begründen könnten und es zeigte sich, daß Rubow's ungewisses Einkommen nicht einmal genüge, ihn ganz allein kümmerlich durchzubringen, um so weniger eine Frau an seiner Seite zu ernähren. Gehalt bezog er nicht von der Universität; ein Collegium, das er las, war wenig von zahlenden Studenten besucht, wobei es jedoch an Hospitanten nicht fehlte. Schriftstellerische Arbeiten an wissenschaftlichen Journalen wurden sehr gering honorirt. Diese kleine Einnahme, welche seit den Märzereignissen noch abgenommen hatte, reichte kaum hin, nur die nothwendigsten Bedürfnisse an Miethe, Mittagstisch, Holz und Torf zu decken. Seine medicinische Praxis bestand in der Behandlung von armen Kranken, die natürlich nicht zahlen konnten.

„Aber es leben ja jetzt so Viele von der Demokratie," sprach Clara, die in ihrer Unschuld die ganze Demokratie als ein gutes Geschäft betrachtete und damit so unrecht nicht hatte.

„Das ist eben das Schändliche und Abscheuliche," rief Rubow mit empörtem Gefühl, „daß so viele elende

Subjecte, die, weil sie nichts Gründliches gelernt haben, und zum Arbeiten weder Geschick, noch Beharrlichkeit haben, sich als Volksredner an die Spitze der Bewegung stellen, von den fremden Emissären der Propaganda sich bezahlen lassen; durch aufregende Placate oder schlechte Witze in Bummlerzeitungen Geld verdienen, bei jedem Krawall an der Spitze stehen, Clubs und Volksversammlungen begründen und für wohlthätige oder liberale Zwecke Sammlungen veranstalten und das Geld in die Tasche stecken; daß solche Subjecte, denen die urtheilslose Menge wie eine Hammelheerde dem Leithammel folgt, nicht selten in den Polizeilisten als Observaten, bestrafte Diebe und Betrüger, entlassene Züchtlinge und Vigilanten verzeichnet stehen, die sich, wenn sie Hunger und Durst haben, selbst dem Denunciantenclub verdingen; daß andere Demokraten hirnlose Schwärmer, Ideologen sind, die, was wir namentlich in der Frankfurter und der Berliner Linken beobachten, unhaltbare, unausführbare, in der Luft schwebende Ideen über Volkswirthschaft, Staatsleben, deutsche Grundrechte und deutsche Einheit auf der Tribune von sich blasen. Oder es sind auch solche unter den Demokraten und das ist die Mehrzahl, die nur die Mode mit machen; die aus Eitelkeit und um sich Anhang zu verschaffen, einige demokratische Schlagwörter auswendig lernen, dann damit reichlich ausgestatteten Unsinn als

langbärtige Volksredner in die Welt hinein donnern. O, wahrlich! die Demokratie ist tief gefallen, durch ihre eigenen eifrigsten Anhänger. Ist auch der große Gedanke der Demokratie, daß das ganze Volk als vernünftige und würdige Männer damit berufen ist, ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten in der Familie, in der Gemeinde, wie im Staate selbst zu ordnen, ein schöner, großer und erhebender, aber nur in der Idee, so tritt damit in der Wirklichkeit die Unwissenheit, Phantasterei, moralische Versunkenheit, Selbstsucht und Eitelkeit so vieler Menschen, die als Demokraten den Staat beherrschen wollen, in so schroffe Widersprüche, daß die Demokratie, wie sie sich wirklich gestaltet hat, zu einer hohlen und leeren Phrase herabgesunken ist; welche, da sie ihr geistiges Gewicht verloren hat, keine andere Waffe mehr zu führen weiß, als Anarchie und Pöbelherrschaft, womit sie alle Vernünftigen und Besonnenen, alle wahren Volks- und Vaterlandsfreunde, und alle Besitzenden von sich abwendet. Ja wahrlich, hätte seit den Märztagen die wahre und edle Demokratie die Herrschaft und Anerkennung, die sie durch den Umschwung der Ideen des Zeitgeistes selbst auf dem Boden der Revolution errungen hatte, mit Vernunft, Besonnenheit, geregelter Kraft und Mäßigung benutzt, so würden jetzt schon die Nationalversammlungen, anstatt mit deutscher Professorenweisheit ein weitläufiges und

bodenloses Theoriengewebe eines nie fertig werdenden Verfassungswerkes zusammen zu leimen, uns längst schon in wenigen, stark ausgeprägten Zügen eine Grundverfassung gegeben haben, die, indem sie die Freiheiten der Märzerrungenschaften dem Volke verbriefte, Ruhe, Frieden, Ordnung und Handel und Wandel wieder hergestellt hätte. Wie aber die Angelegenheiten jetzt stehen, so hat die Demokratie ihre eigene Sache in die Luft verpufft. Ich habe geschwärmt für die Demokratie in ihrer höchsten und edelsten Bedeutung, aber ich schwärme nicht mehr dafür; ich begreife, daß ihre Ideale in der so gebrechlichen Wirklichkeit nicht ausführbar sind, und um noch zu retten, was zu retten ist, vertraue ich dem Könige, daß er seine Verheißungen redlich erfülle und will eine starke Regierung, welche die Macht haben muß, alle die Ausartungen einer mißverstandenen, irregeleiteten Demokratie und sei es mit der Spitze der Bajonnette zu unterdrücken. Darum aber bin ich noch nicht Reactionär; denn eine Rückkehr zu dem alten und veralteten Militär-, Polizei-, Beamten- und Aristokratenstaat wäre ein Unglück für Volk und Land. So ist auch die politische Gesinnung meines Freundes, Graf Roger in Potsdam; morgen wollen wir hinüber fahren, vielleicht gelingt es ihm, meiner holden Clara in seiner Familie Aufnahme zu verschaffen."

Dieser Beschluß wurde gefaßt, als draußen auf der Flur eine Diversion erfolgte, die wir später erzählen wollen.

2.

An demselben Mittage, nachdem in den Schloßportalen von den unruhigen Volksmassen die neuen eisernen Gitterthorflügel ausgehoben waren, zog sich der Gardelieutenant, Graf Roger von Padden=Triton, der voll Entrüstung diese Entweihung des Burgfriedens des Königshauses durch einen zügellosen Pöbel mit angesehen hatte, zurück. Für den Abend ließ die große Bewegung in den Volksmassen, die Alarmirung der Bürgerwehr und das Consigniren des Militärs in die Kasernen noch ärgere Volkstumulte erwarten.

Er kehrte so eben in voller Uniform mit dem Spitzhelm, dessen in Silber geprägter Adler das Vorderschild bildete und im Waffenrock mit dem Degen an der Seite aus dem prachtvollen, neuen Hotel des Kriegsministeriums auf der Leipziger Straße zurück. Der Kriegsminister hatte ihn hart angelassen wegen seiner demokratischen Gesinnungen und ihm die seines Vaters und Bruders zum Muster gestellt. Da sein erneuertes Gesuch, nach Schleswig zur activen Armee versetzt zu werden, abgeschlagen war, so hielt er es jetzt für Ehrensache, nochmals seinen Abschied zu fordern. Er er=

hielt denselben ziemlich in Ungnaden, also ohne das Recht, die Armeeuniform ferner tragen zu dürfen. Damit war nun Roger frei, frei wie ein Vogel in der Luft; denn selbst von dem Familiendespotismus seines Vaters konnte er sich erlöst fühlen, wegen der Erbschaft, die ihm von einem Oheim zugefallen war. Und so hatte er denn nur noch einen Gedanken, der ihn glücklich machte, trotz aller Widersprüche seiner Familie, sich mit seiner geliebten Jenny, wenn es nicht anders möglich sei, im Auslande heimlich zu vermählen, da in Preußen die Gesetze eine Ehe eines Edelmanns mit einer Person geringeren Standes als Mesalliance für ungültig erklären.

Gestützt auf seine nunmehr freie Stellung, glaubte er endlich den bisherigen Widerstand des tugendhaften Mädchens überwinden zu können und fuhr mit dem Eisenbahnzuge zurück nach Potsdam.

Von dieser Hoffnung belebt, betrat er um 6 Uhr Abends das elterliche Haus vor dem Jägerthore bei Potsdam, wo er ein freundliches Stübchen bewohnte. Da überreichte ihm sein Bedienter das Schreiben Jenny's und sagte dabei, Fräulein Jenny sei ausgegangen; man wisse nicht wohin.

Roger zog sich zurück und las. Nichts gleicht seinem Erstaunen und Schreck, seinem Schmerz und seiner Entrüstung. Im ersten Augenblick rief er aus: „O

Weiber, Weiber! auch sie hat mich getäuscht; sie liebte heimlich jenen furchtbaren, leidenschaftlichen Italiener, der schon lange der Schrecken des Hauses ist, während mir ihr Blick Liebe log! o schrecklich, schrecklich! Diese Täuschung überlebe ich nicht!"

Doch bald gewann ein besseres Gefühl in seiner Seele die Oberhand. „Es ist unmöglich," sprach er zu sich selbst, „dieser himmlische Engel an Reinheit und Herzensgüte ist einer solchen Täuschung nicht fähig. In ihrer Seele, die von den höchsten und erhabensten Gefühlen durchdrungen ist, kann eine solche Gemeinheit nicht aufkommen. Es muß ein anderer Grund sie dazu bewogen haben, und wenn mich nicht mein eigenes Gefühl täuscht, so kann es nur ein edler Zug ihres Charakters, der Gedanke sein, mich zu veranlassen, sie aufzugeben, um nicht, wie sie schon öfter angedeutet hat, Vertrauen und Wohlwollen mit Undankbarkeit vergelten zu müssen."

Durch diesen Gedanken schon etwas mehr beruhigt, ging er zu seiner Schwester, die er zum Glück allein traf, nachdem die Familie eben nach Glienicke zurückgekehrt war. Er fand sie ebenso betrübt über Jenny's Verschwinden. Ihr Brief lag geöffnet vor ihr auf dem Nähtisch. Bald verständigten sich die Geschwister darüber. Sie waren einerlei Meinung, daß Jenny nur aus den edelsten Beweggründen so gehandelt haben konnte.

Nun zweifelte Roger keinen Augenblick mehr, daß sie noch diesen Abend und zwar, wie die Umstände ergaben, mit dem Fünf-Uhr-Zuge nach Berlin gefahren sei. Sogleich entschloß er sich, selbst dahin zu eilen. Das konnte aber nicht früher, als mit dem um sieben Uhr abgehenden Zuge geschehen. Er eilte auf sein Zimmer zurück und vertauschte seine Uniform mit einer bürgerlichen Kleidung. Dann aber fiel es ihm schwer aufs Herz, daß es unmöglich sein werde, in dem großen Berlin die Entflohene zu finden. Doch rechnete er auf das Glück der Liebe. Da er im elterlichen Hause an eine freie Selbstständigkeit gewöhnt war, so brauchte er von seinem Vorhaben, wovon er jedoch seine Schwester unterrichtete, seinen Eltern nichts zu sagen; er ging also etwa Dreiviertel auf sieben Uhr durch das Jägerthor, die Lindenstraße mit den schönen schattigen Bäumen entlang und über die Brandenburgerstraße nach der Waisenstraße, wo vor dem schönen Gebäude des Casino Droschken einen Standplatz hatten. Hier bestieg er eine derselben und fuhr nach dem Bahnhof.

Er glaubte, daß seine Abreise unbemerkt geschehe; aber dem war nicht so. Das Argusauge der lauernden Eifersucht hatte ihn beobachtet. Es war Birboni, der bereits früher seine Angelegenheiten geordnet, vom Grafen und der Gräfin seinen Abschied genommen, seine Sachen auf die Eisenbahn geschickt hatte und nun in

jedem Augenblick zur Abreise bereit war. Er folgte dem jungen Grafen, sah, wie er in eine Droschke stieg und vom Casinogebäude aus in der Richtung nach dem Bahnhof hin davonfuhr.

Da er nicht zweifelte, daß Jenny mit dem Fünf-Uhr-Bahnzuge schon nach Berlin abgefahren sei, so hielt er es allerdings für unwahrscheinlich, daß der ihr jetzt nachfolgende junge Graf sie in Berlin auffinden werde. Indeß ein Gefühl von Unruhe und Eifersucht trieb ihn an, dem Grafen zu folgen, um ihn ferner beobachten zu können. So bestieg auch er eine Droschke, kam aber später auf dem Perron des Bahnhofs an, wo der Graf nicht mehr zu sehen war. Um selbst nicht von ihm bemerkt zu werden, setzte er sich rasch in einen der letzten Wagen dritter Classe und verschwand dort unter der Menge der Mitfahrenden aus den unteren und mittleren Ständen.

Birboni ahnete nicht, was vorgefallen war. Ein Zufall, oder, wenn wir wollen, ein diesem unnatürlichen Verhältnisse feindseliges Geschick hatte es gefügt, daß Jenny einige Minuten nach fünf Uhr auf dem Bahnhof ankam und eben aus dem Wagen stieg, um ein Billet zu lösen, als die schrillende Dampfpfeife der Locomotive ertönte und mit schnaubenden Nüstern das glühende Ungeheuer mit dem gestreckten Schlangenleibe einer langen Wagenreihe davonfuhr.

So blieb denn dem jungen Mädchen mit seinen schwer gepreßten Gefühlen nichts übrig, als sich in einen Winkel eines der Empfangzimmer in dem mit so vielem Luxus erbauten neuen Empfangsgebäude zu setzen, den grünen Schleier über das Gesicht herabfallen zu lassen und die in solcher Lage unendlich langen zwei Stunden bis zur nächsten Fahrt um sieben Uhr abzuwarten.

Jenny wurde in dieser Zeit weder bemerkt, noch beobachtet. Eine Fieberhitze durchglühte ihre Adern und trocknete ihre Zunge. Sie ließ sich ein Glas Zuckerwasser geben; aber diese Erfrischung vermochte ihr weder Kühlung, noch Linderung zu bringen.

So kam endlich der entscheidende Augenblick heran, der sie von Allem, was sie auf Erden noch liebte, trennen sollte. Sie schrak zusammen, als der Klingelzug ertönte, der den nahen Abgang des Wagenzuges verkündete.

Um auf dieser Fahrt möglichst ungestört zu sein, hatte sie ein Billet für ein Coupé erster Classe gelöst und äußerte gegen den die Thüre öffnenden Wagenmeister den Wunsch, allein zu bleiben.

„Das wird nicht möglich sein," entgegnete dieser, „wenn Sie nicht das ganze Coupé für sich allein gemiethet haben und dieses noch an der Casse zu bewerkstelligen, wird es an Zeit fehlen. Ich werde Sie indeß gegen Herren Besucher ziemlich sicher stellen, durch

ein Mittel, das die Rauchliebhaber, und das sind die Meisten, zurückschreckt.“ Er hing eine Tafel an die Einsteigethür, worauf die Worte standen: „Für Nichtraucher!“

Nun glaubte sich Jenny sicher gegen jede Störung. Sie ließ sich nieder auf dem letzten der drei mit üppiger Elasticität gepolsterten Sessel, die den drei großen Spiegelscheiben der Fenster in diesem vordern Coupé sich gegenüber befinden. Die Thür wurde zugemacht; Jenny ließ noch das grünseidene Rouleau herab und überließ sich endlich, in wohlthuende Thränen ausbrechend, ihren schmerzlichen Träumereien über ein so entsetzlich feindliches Geschick. Die erste Classe wird wenig befahren, da Minister und Generale sich der ebenso eleganten und bequemen Einrichtung der zweiten Classe zu bedienen pflegen, und so wurde sie denn wahrhaft überrascht und erschreckt, als kurz vor der Abfahrt des Zuges noch einmal die Thür des Coupé geöffnet wurde und ein Herr in Civilkleidung hereintrat, der, die darin sitzende Dame höflich und fremd grüßend, sich in den ersten Sessel zunächst der Thür niederließ.

Ungestüm klopfte ihr Herz, als sie ihn erkannte, den ihr das Schicksal im rettenden Augenblick zugeführt hatte; es war Graf Roger, der Geliebte ihres Herzens, dessen Nähe sie im Pflichtgefühl ihres starken Charakters floh. Jetzt galt es Vorsicht und Festigkeit zu beobachten.

Ein Augenblick Schwäche oder Unvorsichtigkeit konnte Alles verrathen. Sie hob den Schleier nicht, der ihre schönen, kummervollen Züge und ihre Thränen verbarg und wendete den Kopf nach der anderen Seite.

Graf Roger war viel zu tief versunken in seinen Gedanken, welche die heiligsten Gefühle seines Innern in die schmerzlichste Aufregung brachten, um weiter das ihm vermeintlich fremde Frauenzimmer in seiner Nähe zu beachten.

Die Locomotive pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung. Das langsame Puck, Puck, Puck der Maschine wurde immer schneller; Roger bat um Erlaubniß, das Rouleau aufziehen und das Fenster öffnen zu dürfen, und Jenny gewährte mit einem schweigenden Kopfnicken diese höfliche Bitte.

Noch einmal warf sie einen Blick auf die reizend jenseits der Havel belegene Stadt und die herrliche Wasserperspective, die sich am prinzlichen Park auf dem Babertsberge bis nach Klein-Glinicke hinaufzog und wie ein schmerzlicher Stich durch das Herz traf sie der Gedanke, daß sie nun für immer diese schöne Gegend verlassen sollte, wo sie in harmloser Unschuld die glücklichsten Tage ihres Daseins verlebt hatte, bis die unglücklichste aller Leidenschaften, eine hoffnungslose Liebe, über sie gekommen war. Ein tiefer Seufzer entwand

sich ihrer Brust und schweigend ertrug sie den ungeheuren Schmerz.

So kamen unsere Reisenden schweigend bis Zahlendorf, etwas über die Hälfte der vier Meilen von Potsdam nach Berlin. Hier ging der Zug langsamer, dann hielt er still, um einige Fahrgäste abzusetzen, die von Potsdam bis dahin mitgefahren waren.

Das waren ein paar lange peinliche Minuten. Der Wind hatte sich etwas aufgemacht und blies den Rauch von der nicht gar weit entfernten Locomotive in das offene Fenster. „Darf ich das Fenster schließen?“ fragte er die junge Dame höflich, „ich besorge, daß Zugluft und Rauch Sie incommodiren.“

Jenny erschrak heftig bei dieser unerwarteten Anrede. Die Furcht, sich zu verrathen, machte ihr eine Antwort unmöglich. Selbst nicht einmal durch eine Neigung ihres Kopfes ihm ihre Zustimmung zu erkennen zu geben, wagte sie, weil es dabei unvermeidlich gewesen wäre, ihr Gesicht ihm zuzuwenden.

Dieses Benehmen mußte dem Grafen auffallen. Er hielt es für eine sehr unzeitige Prüderie und wiederholte seine Frage in etwas gereizter Stimmung mit dem Zusatz: „Wenn es vielleicht der gnädigen Dame genehm wäre, mich einer kleinen Antwort zu würdigen.“

In der Furcht entdeckt zu werden, griff Jenny an ihren Schleier, den der Wind lüftete, vielleicht etwas

zu heftig für das zarte Bändchen, das ihn am Hut befestigte. Unter der krampfhaft zuckenden Bewegung ihrer Hand riß das Bändchen, der Schleier fiel und Roger erkannte die feinen, jetzt todtblassen Gesichtszüge seines geliebten Mädchens.

„Jenny! um Gott Jenny! geliebte Jenny! Sie hier in meiner Nähe?“ rief er aus und indem er seinen Sessel verließ und sich an ihrer Seite niedersetzte, ergriff er ihre Hand, die er mit lebhafter Wärme an seine Lippen zog.

„So entkommen Sie nicht; Gottes Fügung, der unsere Trennung nicht will, hat uns wieder zusammengefügt. Ich bin frei, wie der Vogel in der Luft, jetzt müssen Sie die Meinige werden.“

„O, ich bitte, beschwöre Sie, Herr Graf, verschonen Sie mich. Sie wissen ja, meine Hand ist nicht mehr frei, ich bin gebunden; ob es verhaßte, unglückselige Bande sind oder nicht, die ich aus Pflichtgefühl schloß, das bleibt sich gleich; meine Pflicht trennt uns auf ewig und übergiebt mich dem Gatten, dem ich mich verlobte.“

„Jenny, Sie haben es vergeblich versucht, mir Zweifel an der Reinheit ihrer Gesinnung einzuflößen. Ich erkenne, daß es die edelsten Beweggründe waren, die Sie vermochten, die Hand dieses gefährlichen Bösewichts anzunehmen, der sich in die Gunst meines Va-

ters einzuschmeicheln gewußt hatte. Ihm das Wort zu brechen, ist kein Unrecht; denn Sie gaben es mit innerem Widerstreben, ohne die Stimme des Herzens zu hören. Noch einmal, sein Sie die Meinige, ich bin jetzt mein eigener Herr, ein freier Mann, der Wille meines Vaters hat keine Macht mehr über mich."

Jenny dachte einen Augenblick nach. Dann hob sie ihren schönen Kopf und schaute ihm mit ihren seelenvollen Augen in die seinigen. Es war die Ruhe des festen Entschlusses einer starken Seele über sie gekommen und sie sprach:

„Hören Sie mich, Graf Roger, mein Entschluß ist gefaßt, ich werde ihn dem Freunde mittheilen; denn mehr dürfen Sie mir jetzt nicht sein. Da Sie im Vertrauen auf meine edlere Gesinnung sich selbst vom Scheine des Gegentheils nicht täuschen ließen, so würde meine Opferung durch eine Verbindung, die mich unglücklich machen würde, nicht den Zweck erreichen, Sie von Ihrer unglücklichen Leidenschaft zu heilen. Ich bin daher entschlossen, eine Verbindung abzubrechen, die schon darum eine unmoralische ist, weil sie eine Lüge sein würde. Der Förster Birboni wird sich darüber nicht beschweren können; denn er muß sich selbst sagen, daß er nur durch Bedrohung Ihres Lebens meine Einwilligung erzwang. Ja, mein Freund, Ihr Leben ist bedroht von diesem leidenschaftlichen, eifersüchtigen Ita-

liener, hüten Sie sich also vor Meuchelmord, und könnten Sie mir ein anständiges Asyl der Zurückgezogenheit verschaffen, wo ich mein Leben in möglichster Einsamkeit verbringen kann — ohne Sie wieder zu sehen, oder auch nur in brieflicher Verbindung mit Ihnen zu bleiben, so würden Sie mich zum Danke verpflichten. Wäre ich Katholikin, mir würde in der Stille eines Klosters bald geholfen sein, aber als Protestantin . . ."

„Liebe, theuere Jenny, Sie machen mich glücklich, indem Sie mir den Schmerz der Entsagung bringen. Ihre Verbindung mit jenem Unwürdigen hätte ich nicht überlebt, wenigstens einer von uns Beiden müßte sterben; aber die Trennung, die, wie ich hoffe, keine ewige sein wird, werde ich mit der Resignation zu ertragen wissen, von der Sie mir ein so schönes Vorbild geben. Ich achte und ehre die edlen Gesinnungen, welche die Richtschnur Ihres Handelns sind, und werde für ein Asyl sorgen, in welchem keine Leidenschaft von Außen her Sie beunruhigen soll."

Unter solchen Gesprächen, die, weil ein Entschluß einmal gefaßt war, immer mehr die Gemüther der Liebenden beunruhigten, wurde Berlin erreicht.

Das Getümmel der Aussteigenden auf dem Perron schien sie gegen jede Beobachtung zu schützen. Aber der Verfolger dieser Liebenden war aufmerksam und schnell. Vertrauend hing sich Jenny an Roger's Arm.

Es gereichte ihr zur Beruhigung, daß sie von einem beschützenden Freunde geführt wurde. Sie sagte ihm, daß sie Birboni versprochen habe, seiner im Hotel de Russie zu warten; deshalb entschied der junge Graf für das Hotel de Rom. Unangefochten hatten sie eine Droschke bestiegen. Sie ahnten nicht, daß der Italiener unmittelbar hinter ihnen eine andere Droschke bestiegen und dem Kutscher einen Thaler geboten hatte, wenn er jene Droschke nicht aus den Augen lassen würde.

So fuhren sie denn die Leipziger Straße hinauf und wurden zuerst aufgehalten durch den bedeutenden Auflauf, der vor dem neuen großartigen Hotel des Kriegsministeriums auf Entscheidung wegen der Volksbewaffnung harrenden Volksmenge stattfand.

3.

In dem Wagen, der dicht hinter der Droschke, in welcher sich der Graf und Jenny befanden, fuhr, saß der Jäger schäumend vor Wuth und mit den Zähnen knirschend. Er zog den Hirschfänger, den er trug, aus der Scheide und versuchte die Spitze und Schneide desselben; beide waren haarscharf, denn Birboni hatte seinem Groll nachhängend seit einigen Tagen die Klinge desselben geschliffen. In einer besondern Abtheilung der Scheide steckte noch ein Waidmesser, ein scharfes dolchartiges Messer mit scharfem Rücken, dessen sich die Jäger

auf der Jagd bedienen, um einem angeschossenen Wilde vollends das Garaus zu machen. Birboni war mit der Untersuchung der Brauchbarkeit seiner Waffen sehr zufrieden und sprach: „Jetzt könnte ichs vollbringen. Im Volkstumulte entkäme ich am leichtesten und wenn ich auch gefangen und als Meuchelmörder hingerichtet würde, was wäre daran verloren? ein Leben ohne Werth für mich, wenn ich dieses Mädchen, das ich mit glühender Leidenschaft liebe, nicht besitzen soll.

Mit diesen Mordgedanken stieg er aus dem Wagen und schlich sich heran an die von Menschen umdrängte Droschke. Thüren und Fenster derselben waren zugemacht. Der Kutscher schlug auf das Pferd, um durch die dichte Volksmenge zu dringen. Aber mit Geschrei und Zuruf: „Still halten!“ fiel man dem Pferde in die Zügel. Einen schwachen Lichtschein warf die Laterne vor dem Ministerhotel auf die bewegte Volksmenge, auch auf die braunbärtigen Züge des Mörders, der mit krampfhafter Wuth den Griff seines Hirschfängers umkrallte.

So stand er lange zögernd, endlich entschlossen, riß er die Wagenthür auf und zog wuthentflammt mit Blicken, die keinen Zweifel in seiner Absicht ließen, seinen Hirschfänger aus der Scheide.

„Habe ich endlich den Entführer meiner Braut auf der That ertappt?“ grollte er zwischen den Zähnen, „nun stirb, Elender!“

Mit diesen Worten zuckte er den Stahl gegen den Wehrlosen, noch einen Augenblick und er war verloren; da packte eine kräftige Faust seinen Arm und ein bleicher junger Mann, der diesen Griff gethan hatte, sprach mehr freundlich als zürnend: „Sie scheinen im Irrthum zu sein, Herr Kamerad, es ist kein Fürst und kein König, den Sie ermorden wollen; nur in diesem Falle würden sie die Republik gefördert und sich ein Verdienst um das Volk erworben haben. Als gemeiner Mörder aber gehören Sie auf das Schaffott, kommen Sie zum Staatsanwalt, das ist ein prächtiger Popanz, um die Mörder und Diebe zu schrecken.“

Mit diesen Worten hatte er durch einen mehr gewandten als kraftvollen Griff dem erschrockenen Italiener den Hirschfänger entrissen und übergab ihn den Arbeitern, über die er einen Oberbefehl zu führen schien. Das war wieder der Republikaner Fritz vom Voigtlande, der überall zu finden war, wo es nur immer in Berlin einen Straßenkrawall gab.

Jetzt blickte der junge Mann in den Wagen und sagte, indem er höflich seinen Calabreserhut mit der rothen Feder abnahm: „Es wird sehr nützlich sein, daß die Herrschaften nur eiligst sich verziehen, ehe die Volksjustiz aufwacht und eine Lynch=Keilerei die in Droschken fahrenden Aristokraten für ihren Hochmuth bezahlt.

Wo wollen sie hin, ich werde Ihnen als Sauvegarde dienen."

Graf Roger dankte dem so wild und doch dabei gutmüthig aussehenden jungen Manne und sagte, daß sie nach dem Hotel de Rom zu fahren wünschten.

„Das ist freilich weit von hier, indeß ich bringe Sie hin, es giebt noch mehrere Straßenemeuten, die wir auf diesem Wege zu passiren haben."

Die Bürgerwehr rückt an, riefen mehrere Stimmen hinter ihnen.

„Platz da, die Bürgerwehr," schrie Fritz Ohnesorge, indem er den Wagen schloß; „wer Courage hat, laufe was er kann."

Damit entriß er dem wie versteinert auf dem Bocke sitzenden Droschkenkutscher die Peitsche, schwang sich auf das knickebeinige Roß, ließ die Peitsche knallen über die Köpfe der Bummler und Straßenbuben und rief: „Platz da, souveränes Volk! Ich bringe gefangene Aristokraten, welche die ersten sein werden, die morgen nach der Proclamation der Republik im Lustgarten guillotinirt werden sollen."

Es lag ebenso viel Humor als Ernst in diesem Zurufe, und unmöglich hat Don Quixote auf seiner Rosinante einen komischeren Anblick gewährt, als hier der junge Republikaner in seiner Freischaarenblouse, mit dem Calabreserhute und dem Schleppsäbel.

Der Pöbel wich und das Droschkenpferd durch Peitsche und Hacken zugleich getrieben, setzte sich in möglichst beschleunigten Trab.

„Gott sei gedankt, unser Leben ist gerettet," sprach Jenny, indem sie die Hand ihres Geliebten drückte.

„Nur das meinige war in Gefahr," sprach der Graf, wobei er die liebe Hand küßte.

„Und ich hätte Ihren Tod nicht überlebt," entgegnete Jenny durch das Ereigniß erschüttert, sie war so ergriffen, daß sie mit einer Anwandlung von Ohnmacht kämpfte und macht- und willenlos an seine Brust sank. Ebenso macht- und willenlos ließ sie sich von ihm küssen. Sie befand sich wie in einem Traumleben. Jeder Gedanke an Widerstand war von ihr gewichen; es war ein süßer, von Wonne durchschauerter Moment, in welchem Sie jedoch wie einen Stich durchs Herz fühlte bei dem Gedanken, es ist ja doch Alles unmöglich, wir müssen — wir müssen uns trennen!"

Indem sie weiter fuhren, hatten sie keine Ahnung davon, daß der Schreckliche ihnen auf dem Fuße folgte. Im Getümmel, das durch die andringende Bürgerwehr veranlaßt war, entkam er den Leuten, die ihn festgehalten hatten, zwar ohne Mütze und Hirschfänger, aber die Scheide desselben hielt er noch in der Hand und in dieser steckte das scharf und spitz geschliffene Waid-

messer; das genügte dieser italienischen Banditennatur, um die entsetzliche That zu vollenden.

So sah er unbemerkt, wie Graf Roger und Jenny vor dem Hotel de Rom ausstiegen und von dem goldbetreßten Portier in das Innere des Gasthauses über den erleuchteten Hausflur geführt und dort dem Oberkellner übergeben wurden, der es übernommen hatte, den vornehmen Gästen, wovon er den Grafen erkannte, denn dessen Familie pflegte dort abzusteigen, wenn sie nach Berlin kam, ihr Logis anzuweisen. Er führte sie die breite Treppe hinauf durch einen langen Corridor, der in der bereits eingetretenen Abenddämmerung noch nicht erleuchtet war.

Ungehindert folgte ihnen der Jäger. Man ließ ihn überall passiren, weil er noch die bekannte Livree des gräflichen Hauses trug und das Defecte seines Anzuges nicht bemerkt wurde. Eben war der Oberkellner beschäftigt, die Thür des den Fremden bestimmten Logirzimmers aufzuschließen, da sprang der entsetzliche Mensch vor und führte einen wüthenden Stoß mit dem dolchartigen Messer gegen Roger's Brust; aber Jenny hatte diesen Anfall zuerst bemerkt, sie sah in der Abenddämmerung das blitzende Messer in der geschwungenen Faust des heranspringenden Banditen blitzen. Seine Augen glühten wie feurige Kohlen und mit dem Ausrufe: „Hülfe! Mörder!“ riß sie den geliebten Freund

am Arme zurück. Und dennoch traf der Stoß, das Messer drang ihm bis ans Heft ins Fleisch, zum Glück nur in Folge der durch Jenny veranlaßten raschen Bewegung durch das Muskelfleisch des linken Oberarmes, ohne die Pulsader zu durchschneiden. Rasch zog Roger das blutige Messer aus der Wunde und rief dem betroffenen Mörder zu, indem er es gegen ihn zuckte: „Rühre Dich nicht vom Flecke oder Du bist des Todes, Verbrecher!“

Diese geräuschvolle Scene hatte Hülfe herbeigerufen, ehe Graf Roger in Folge des Blutverlustes in Ohnmacht sank. Die nächste Thür öffnete sich und heraustrat Doctor Rubow, gefolgt von Clara, die ihn zurückhalten wollte. Rubow erkannte augenblicklich den Freund, ahnete, was geschehen war, ergriff den jetzt fliehenden Mörder. Auch der Kellner sprang herbei und hielt ihn fest. Rubow übergab ihn den von allen Seiten herbeistürzenden Kellnern, Hausknechten und Fremden und empfahl ihm die Hände auf den Rücken zu binden und ihn der Polizei zu übergeben; dann eilte er wieder zu dem Verwundeten zurück. Dieser war indeß in der Anwandlung einer Ohnmacht nur noch von den beiden jungen Mädchen aufrecht erhalten.

Rubow trug ihn in das geöffnete Zimmer und legte ihn auf dem Sopha nieder. Schnell wurde der Aermel des Rocks und der mit Blut getränkte des Hemdes

aufgeschnitten und der junge Arzt überzeugte sich bald, daß hier keine Gefahr sei, wenn nur die Blutung gestillt werden könne; das geschah durch eine angelegte Compresse und Roger erholte sich wieder nach der Anwendung von Riechsalz.

Das Wiedererkennen der beiden Freunde unter solchen Umständen gab eine rührende Scene. Jenny's Thränen und Clara's Mitgefühl harmonirten mit dem Erguß der Herzen, die sich im warmen Dankgefühl zu Gott erhoben über die wunderbare Rettung aus einer schrecklichen Lebensgefahr. Dann besprachen sie das Ereigniß, und Rubow stellte seinem Freunde seine geliebte Braut vor. So auch Graf Roger die seinige. Nach solchen Ereignissen vermochte auch Jenny keine Zurückhaltung mehr zu beobachten. Sie gab sich ganz dem Gefühl der Liebe hin, welches ihr ganzes Seelenleben durchwehte, und sprach nun, aber mit der Entschiedenheit eines Entschlusses, der weder Widerspruch, noch Abänderung zuließ: „Es würde über menschliche Macht gehen, meine Gefühle jetzt noch verleugnen zu wollen, aber ein Anderes ist es, sich davon hinreißen zu lassen. Ich gestehe offen, daß ich meinen theuren Freund, Graf Roger, über Alles liebe, aber seine Gattin kann ich nie werden, ohne die Einwilligung seiner Familie."

Unbemerkt war in die halboffene Thür ein hochge-

wachsener junger Mann in eleganter Civilkleidung getreten. Kaum ließ sich in der Dämmerung noch erkennen, daß er einen feinen blonden Schnurrbart und blaue Augen in den feinen, fast mädchenhaft zarten, aristokratischen Gesichtszügen trug.

Es war der Rittmeister Graf Arnold von Padden-Triton, der unbemerkt die letzten Worte Jenny's gehört hatte. Auch er war mit demselben Eisenbahnzuge von Potsdam gekommen, wenn auch in anderer Absicht, wie wir später erfahren werden. Ihm war es in Potsdam nicht unbekannt geblieben, daß Jenny entflohen war. Auch hatte er bemerkt, daß sein Bruder in einem mehr vorn in der Nähe der Locomotive stehenden Waggon ein Coupé bestieg. Er zweifelte nicht, daß es auf eine Entführung Jenny's abgesehen war und glaubte sich berufen, einen Familienscandal abzuwenden. Das war der Grund, weshalb er, ehe er sich zu seiner Braut, die Marquise, begab, nach dem Absteigequartier der Familie, dem Hotel de Rom fuhr. Dort auf dem Hausflur brachte man ihm den Italiener gebunden entgegen und dort erfuhr er dessen versuchten Mordanfall gegen seinen Bruder. Er ließ sich nach dessen Zimmer führen, wo die Thür noch halb offen stand und hörte Jenny's Erklärung, die ihm Alles deutlich machte.

Jetzt trat er vor und sprach:

„Auf diese Einwilligung, Fräulein Jenny, würden

Sie vergebens warten. Der fleckenreine Stammbaum der gräflichen Familie von Padden-Triton wird nie den Eclat einer Mesaillance dulden. Ihre Gesinnungen weiß ich zu ehren und um Ihre eigenen Wünsche zu erfüllen und meinen Bruder vor Uebereilungen, deren Folgen sich nie wieder gut machen ließen, zu sichern, bin ich bereit, Ihnen ein Asyl zu vermitteln, wo sie davor sicher sein werden in der Ruhe einer schönen Resignation nie wieder durch unbesonnene Leidenschaft eines erlauchten Sprößlings des Hauses von Padden-Triton gestört zu werden. So rede ich", schloß er mit dem vollen Aplomb des Bewußtseins einer hohen Stellung, „als künftiges Haupt dieser Familie und ich hoffe, daß solche Worte, welche auch die Gesinnung meines Herrn Vaters und meiner gnädigen Frau Mama aussprechen, Beachtung finden werden."

„Keineswegs, mein Bruder," entgegnete Roger, indem er sich in einer sitzenden Stellung aufrichtete, während die Bläße seiner edlen Gesichtszüge in ein dunkles Roth des Unwillens übergingen; „die Zeiten eines feudalen Familiendespotismus sind vorüber, ich werde mich ihm nie wieder fügen. Der Geist einer neuen Zeit hat dem Adel seine blasonnirten Privilegien genommen und ihm dafür die ewigen Urrechte der Menschheit wiedergegeben. Es giebt keine Mißheirathen mehr, denn aufgehoben sind alle Standesvorrechte eines ver-

kommenen Adels. Jetzt bin ich selbstständig in jeder Hinsicht, majorenn, verabschiedet auf meinen Wunsch vom Militär und Herr eines unabhängigen Vermögens. Für meine Braut werde ich schon selbst sorgen und, sobald es mein Befinden erlaubt, meinem Vater und meiner Mutter offen und ohne Scheu meine Absichten und Ansichten erklären. Warum sollte ich damit zurückhalten, sind es doch Gesinnungen, die, im Lichte der Zeit geboren, die Berechtigung der gesunden Vernunft für sich haben. Ich fordere daher, mein Bruder, von Dir, daß Du Dich in meine Angelegenheiten nicht einmischest, wie ich mich in die Deinigen nicht einmischen werde, wie wenig ich auch Deine vorhabende Verbindung zu billigen vermag, die ich für ein moralisches Mißbündniß halte!"

„Bruder!"

„Drohe Du nur; ich bin Mann genug, mich dadurch nicht einschüchtern zu lassen. Ich würde diese Angelegenheit nicht berührt haben, hättest Du Dir nicht eine Einmischung in die meinige erlaubt."

Der Eintritt von Polizeibeamten unterbrach diese unangenehme Unterredung. Roger und Jenny wurden über den Vorfall vernommen; Graf Arnold entfernte sich. Birboni saß in Ketten gelegt im Hausvoigteigefängnisse.

4.

Die Creolin, Marquise von Bellefleur, hatte überlegt, daß sie ihr ganzes Verhältniß zu dem reichen, jungen Grafen aufs Spiel setzen würde, wenn sie länger in den allerdings zweideutigen Verhältnissen in Berlin bleiben würde. Schon hatte Graf Arnold sie gebeten, sich von dem Abendzirkel des Fräulein von Hackbret zurückzuziehen, da, wie er erst neuerlich von einigen Kameraden gehört habe, das Haus dieser Dame nicht im besten Rufe stehe. Wie leicht konnte er mehr entdecken und dann war bei einem Manne von seinem Range und seinem Stolze Alles verloren. Sie benutzte daher die Schrecken des Tages, um dem Grafen durch ein Billet, das sie durch einen Bedienten um 2 Uhr mit der Eisenbahn nach Potsdam absendete, dem Grafen zu melden, daß sie sich in Berlin nicht mehr sicher fühle und daher wünschen müsse, nach Potsdam ziehen zu können und das um so lieber, als dort die Familie wohne, welcher sie künftig anzugehören die Ehre haben würde. Sie bitte ihn daher, wenn seine Eltern nichts dagegen haben würden, ihr sogleich eine angenehme Wohnung wo möglich in der Nähe der ihrigen zu miethen.

Graf Arnold sprach darüber sogleich mit seiner Mutter, die Alles billigte und diesen Schritt der Marquise bei ihrem Gemahl, der sich in Berlin befand,

vertreten zu wollen erklärte. Ein angenehmes Landhaus, in welchem eine reizend belegene herrschaftliche Wohnung offen stand, war vor dem Jägerthore bald gefunden. Arnold ließ durch den Meublehändler Gärtner und den kunstsinnigen Decorateur Bongé die geschmackvolle Einrichtung derselben besorgen und eilte selbst nach Berlin, um noch an demselben Abend seine Braut in ihr neues Logis einzuführen.

Bei der Marquise befand sich der Lieutenant von Taille mit ihr in einem einsamen tête à tête. Er saß neben ihr in ungenirter Stellung auf dem Sopha; ihre Hand lag in der seinigen. Sie sprachen über die beabsichtigte Verlegung ihres Wohnsitzes nach Potsdam und der Lieutenant von Taille war ganz damit übereinstimmend.

„Nur dadurch," sprach er, „kann Ihre Vermählung mit dem reichen Grafen beschleunigt werden und das thut Noth, ehe Intriguen und Störungen durch nachtheilige Gerüchte entgegentreten."

„Und werden Sie nicht eifersüchtig, lieber Freund, wenn ich mich vermähle?"

„Im Gegentheil, erst die verheirathete Frau ist wahrhaft frei, ihren geheimen Neigungen zu folgen und wenn ich das Glück habe, als Hausfreund in Ihren Hofstaat eingeführt zu werden, so kann ich froh sein, wenn der Herr Gemahl nicht eifersüchtig wird. Ich

selbst habe dazu keine Veranlassung; denn das ist in der großen Welt ganz in der Ordnung, daß bei einer schönen Frau der Freund mehr gilt, als der gestrenge Herr Ehegemahl. Ich traue zudem meinem Freunde, Graf Arnold, Welt genug zu, um sich nicht ein Ridicul zu geben durch Eifersucht wegen einer kleinen Liäson seiner Gemahlin. Die Spanierin hat ihren cavaliere servente, ohne daß die Welt oder der gute Narr von Gemahl Arges dabei findet; so auch die Italienerin ihren Cicisbeo; der Franzose hat Welt genug, bei den kleinen Galanterien seiner Frau ein Auge zuzudrücken; nur der deutsche Michel ist Philister genug, um allzu lächerlich im Ehestande Treue der Frau zu prätendiren. Zum Glück ist die Crême der Gesellschaft über solche spießbürgerliche Gesinnungen erhaben und deshalb hoffe ich, wird unser zärtliches Verhältniß, holde Melanie, ohne Störung des Hausfriedens fortdauern können. Ich habe Hoffnung, nach Potsdam versetzt zu werden und während der Herr Gemahl auf der Regierung über den Acten brütet, für die Unterhaltung der jungen Frau sorgen zu dürfen."

„Sie malen mit dem Pinsel eines Dichters, mein geliebter Freund, geben wir uns der süßen Hoffnung hin, daß unsere Freundschaft durch nichts gestört werde."

In diesem Augenblick öffnete sich rasch eine Seitenthür und die vertraute Kammerfrau trat ein, indem sie

sprach: „Der gnädige Herr Graf Arnold sind eben vorgefahren und legen schon im Vorzimmer den Palletot ab.“

„Um Gott,“ rief die Marquise, „setzen wir nicht Alles aufs Spiel. Sie müssen sich zurückziehen, liebster Lieutenant.“

Das geschah durch eben diese Seitenthür und bald darauf trat Graf Arnold durch die Mittelthür ein.

Nach einer herzlichen Begrüßung von seiner Seite, welche sie mehr höflich als mit Wärme aufnahm, kam das Gespräch auf die Ereignisse des Tages, die ihm die Marquise mit den lebhaftesten Verwünschungen der Demokraten erzählte.

„Es ist empörend,“ rief Graf Arnold mit dem vollen Gewicht eines Reactionärs, der keine andern Gedanken hat, als die alte Herrlichkeit eines übermüthigen Feudaladels wiederherzustellen; „so weit aber hat der revolutionäre Wahnsinn jene Demokraten jetzt getrieben, daß wir zu den Hochbegünstigten, die sich in der unmittelbaren Umgebung des Königs befinden, jetzt sprechen dürfen: „„Auf wen wollen Sie denn nun noch bauen, auf uns oder auf das Volk?““ Des Volkes Gunst ist wandelbar und deshalb könnte es ihm einmal einfallen, es mit der Republik zu versuchen. Wir aber sind sichere Leute; denn durch den Hof haben wir ja Sinecurenstellen mit gutem Gehalt ohne Arbeit, Pensionen, Orden, Titel und Glanz. Wir aber sind wahrlich

nicht ohnmächtig; denn wir umspinnen das ganze Land. Wir bilden die Collegien, die Bureaus, wir sind die Offiziere der Armee. Was soll aber daraus werden, wenn die Prätensionen einer haltlosen Volksfreiheit so voranschreiten? Man ruinirt uns durch Aufhebung der Jagd, der Feudallasten, durch Gleichstellung der Grundsteuer, die Aemter werden spärlicher, die Besetzung streng überwacht; der Hof kann auch nichts mehr für uns thun, denn jeden Groschen werden sie nachrechnen. Und nun nehmen sie uns noch dazu den Glanz, der uns umgab und vom niedern Volke unterschied: den Adel und die Orden! Jetzt oder nie muß diesem Unwesen ein Ende gemacht werden. Der Hof und die Krone hat nunmehr zu entscheiden, ob sie uns länger zu Freunden haben wollen oder nicht."

Die Marquise stimmte ihm völlig bei und erklärte, der Staat sei nicht mehr anders zu retten, als durch Kartätschen, Spitzkugeln und Bajonnette.

Nach diesen politischen Herzensergießungen, die dem jungen Reactionär ein wahres Bedürfniß gewesen zu sein schienen, kam er auf den eigentlichen Gegenstand seines Besuchs, auf den Umzug nach Potsdam.

Die Marquise hätte gern diesen Umzug auf morgen verschoben, um ihn mit größerer Bequemlichkeit vornehmen zu können; allein plötzlich entstand unten auf der Straße Volkstumult und Geschrei. Es war ganz in

der Nähe vor dem Hause des Bürgerwehrmajors Benda, dem, weil die Menge ihn im Verdacht hatte, daß er vor dem Zeughause: „Feuer!“ commandirt habe, die Fenster eingeworfen und die kostbaren Meubeln in seiner Wohnung in der untern Etage seines Hauses zerstört wurden. Der Schreck über dieses Ereigniß entschied über ihr Bedenken. Sie war sogleich bereit, mit dem Grafen nach Potsdam zu fahren und beauftragte ihre Kammerfrau, jetzt sie zu begleiten, morgen aber nach Berlin zurückzukehren, um ihre Garderobe ihr nachzubringen; denn des Transports der Meubeln bedurfte es nicht, da sie Chambregarni wohnte. Der Bediente solle indeß die sorgfältig verschlossen zu haltende Wohnung bewachen.

Jetzt erst erzählte Graf Arnold das Ereigniß mit seinem Bruder und legte besonders unwillig Gewicht auf die Mesalliance, die derselbe beabsichtige, nachdem er sich von dem unglücklichen Zeitgeist habe fortreißen lassen durch eine Emancipation von der Autonomie des Familienhaupts, welche allen Glanz erlauchter Familien zu Grunde richten müsse.

Auch für diesen Fall wußte die kluge und gewandte Frau Rath und Hülfe.

„Vor allen Dingen“, sprach sie, „gilt es hier Verstellung anzuwenden. Gegen Leidenschaften läßt sich mit Opposition nicht operiren; wenigstens die Leiden=

schaft der Liebe ist ein gelinder Wahnsinn, keiner Vorstellung der Vernunft zugänglich. Geben wir uns daher das Ansehen, als wenn wir seine Wahl billigen und uns bemühen würden, auf die Zustimmung seiner Eltern einzuwirken. Bis dahin aber müsse Fräulein Jenny einen anständigen Zufluchtsort haben, wo sie gegen alle Wechselfälle eines bewegten Lebens gesichert sei und dazu eigne sich kein Asyl besser, als das neue großartige Krankenhaus Bethanien. Dort wird sie allmälig durch Disciplin und Gebet von den Lockungen des Weltlebens abgezogen werden und das unangenehme Verhältniß wird sich durch die religiöse Schwärmerei, in welche sie unausbleiblich versinken wird, von selbst auflösen."

„Ein herrlicher, ein köstlicher Gedanke. Aber Lüge und Intrigue halte ich der Ehre eines künftigen Oberhaupts einer erlauchten gräflichen Familie für unwürdig."

„Sie, geliebter Freund, sollen auch nur durch Schweigen zu billigen scheinen, was ich ihnen schon plausibel genug vorstellen werde. Wir haben noch Zeit genug bis zum Abgange des nächsten und letzten Eisenbahnzuges für heute Abend um zehn Uhr. Fahren wir also sogleich nach dem Hotel de Rom; es geschehe unter dem Vorwand meiner lebhaften Theilnahme an dem Ereigniß. Ich werde dann schon das Weitere über-

nehmen und garantire für den Erfolg, wenn es Ihnen nur nicht an Connexionen fehlt, die Aufnahme der jungen Person, die sich in Ihre Familie eindrängen will, als Novize oder auch als angehende Gemüthskranke in die Irrenstation dieses Hauses zu bewirken."

„Zum Glück", entgegnete er, „ist eine der frommen, jungen Damen mit unserer Familie verwandt und befreundet, die Tochter des alten Generals von Sanscoeur und geschiedene Gattin des unwürdigen Grafen von Banco, Alwine von Sanscoeur.*) Sie ist Chanoinesse in jenem klösterlichen Krankenhause, dessen treffliche Einrichtung katholische Institutionen auf ein protestantisches Hospital mit Erfolg übergetragen hat. Man geht dort von der Idee aus, daß ohne Gottes unmittelbare Gnadenwirkung eine Heilung des siechen Leibes oder einer gemüthskranken Seele, durch menschliche Heilwissenschaft nicht möglich sei und um Gottes Beistand zu gewinnen, wäre Gebet, Bibellesen und erbauliche Betrachtungen das einzige und sicher zum Ziel führende Mittel.

Nach dieser Bemerkung bot Graf Arnold der Marquise, die sich in einen kostbaren Terneaux-Shawl gehüllt hatte, den Arm und führte sie auf die Straße. Bei dem Tumult in der Nähe war es weder rathsam,

*) S. den Roman des Verf.: „So war es", Thl. I. S. 153 u. Th. II. S. 256 u. flg.

noch möglich einen Wagen vorfahren zu lassen. Sie mußten daher erst wenigstens bis zu Ende der Straße zu Fuße gehen, ehe sie eine Droschke, um weiter zu fahren, besteigen konnten. Die Kammerfrau nahm Platz auf dem Rücksitz.

So erreichten sie endlich das Hotel de Rom und traten gegen 9 Uhr Abends in das Zimmer, worin sich Graf Roger mit Jenny und Rubow mit Clara noch befanden. Die beiden jungen Mädchen hatten sich bereits befreundet; ähnliche Geschicke und gleich reine Gesinnungen hatten ihre Herzen gegenseits aufgeschlossen.

Der so späte Besuch der Marquise, welche Jenny und Graf Roger bereits persönlich kannten, ohne ihr geneigt zu sein, mußte allerdings überraschen. Die Marquise aber entschuldigte diesen Besuch damit, daß ihr Verlobter der Verbindung seines Bruders mit der liebenswürdigen Jenny entgegen gewesen sei; doch sei es ihr gelungen, ihn zu überzeugen, daß in Angelegenheiten des Herzens kein Dritter ein Wort mitzureden habe und daß die Wahl einer Lebensgefährtin von so seltenen Tugenden nur eine in jeder Hinsicht glückliche zu nennen sei. Sie komme daher so spät noch in keiner andern Absicht, als um dem jungen Paare ihre und des Grafen Arnold herzliche und theilnehmende Glückwünsche darzubringen.

Graf Arnold begnügte sich, dieses mit einer ernsten Verneigung zu bestätigen.

Gutartige Menschen sind leicht von gütigen Gesinnungen Anderer zu überreden. Weniger war das bei Jenny der Fall, welche die Schläge des Geschicks schon mißtrauischer gemacht hatten, als bei dem biedern, geraden Roger. Dieser drückte dankbar seinem Bruder die Hand und ließ sich nun leicht von der Marquise überreden, daß für Jenny vorerst kein besseres Asyl gefunden werden könne, als ihre einstweilige Aufnahme bei den Canonissinnen des Krankenhauses Bethanien.

Dieser Gedanke fand Eingang. Graf Arnold erbot sich deshalb, sogleich an die geschiedene Gräfin Banco, die indeß wieder den väterlichen Familiennamen Sanscoeur, der für ihren jetzigen Seelenzustand so bezeichnend war, angenommen hatte, zu schreiben. Das geschah und es wurde beschlossen, daß am folgenden Morgen der Dr. Rubow Fräulein Jenny dort einführen sollte.

Dem Grafen Arnold und seiner Braut hatte Roger die Verlobte seines Freundes vorgestellt und den Erstern gebeten, mit seiner Schwester Adelaide zu reden, ob sie nicht bei ihrer Mutter die Aufnahme derselben an Jenny's Stelle vermitteln könne. Sogleich erbot sich die Marquise mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, Fräulein Clara in dieser Eigenschaft bei sich selbst aufzunehmen; doch Roger konnte immer noch kein volles Ver-

trauen zu dieser amerikanischen Abenteurerin fassen und lehnte mit Feinheit diesen Vorschlag ab, indem er vorgab, er sei es seiner Schwester schuldig, ihr einen guten Ersatz für die verlorene Freundin zu gewähren, die er nicht eher in die Familie wieder einführen könne, als bis sie seine Gattin sein würde. Graf Arnold bot der Marquise den Arm, um mit ihr den Wagen zu besteigen, der Beide nach dem Berlin-Potsdamer Bahnhof bringen sollte.

Im Hotel de Rom wurde für die Nacht die Anordnung getroffen, daß die beiden jungen Mädchen in dem einen Zimmer und die beiden Männer im andern übernachten sollten. Rubow wollte seinen verwundeten Freund für den Fall eines eintretenden Wundfiebers nicht verlassen.

So wurde denn der Abend unter den Liebenden, während draußen auf den belebten Straßen das Unwetter der Revolution stürmte, still und friedlich in glücklicher Liebe hingebracht und zwar in der erhöhten Seelenstimmung, welche die Lebensrettung und die Eigenthümlichkeit einer solchen Situation von selbst herbeiführen mußte. Jenny hatte nun ihren Widerstand gegen das so mächtig auf ihr reiches Gemüth eindringende Gefühl der Liebe aufgegeben. „Seinem Geschick entgeht der Mensch nicht,“ sprach sie, „Gott will nicht, daß wir getrennt werden für immer. Dich hat er ge-

rettet vom Mörderdolch, mich von einer Verbindung, die mir schrecklicher gewesen wäre, als der Tod. Unsere Trennung wird daher keine ewige sein. Wir werden uns wiedersehen, um uns dann für immer anzugehören. Der Gott der Liebe wacht über uns; seinem mächtigen Walten werden die Herzen Deines Vaters und Deiner Mutter nicht mehr lange Widerstand leisten können. Diese Hoffnung, diese Zuversicht sei unser Trost in der Stunde der Trennung und nun gute Nacht, lieber Roger."

Sie gab dem Verwundeten jetzt selbst den Kuß der ersten Liebe, den sie ihm früher versagt hatte. Aber Roger hielt ihre feine, weiße Hand fest, zog sie an seine Lippen und sagte: „Noch darfst Du nicht von mir gehen. Es ist kaum 10 Uhr und jetzt in dem Moment, wo das Leben in der höchsten Bedeutung, in dem Verständniß unserer liebenden Seelen aufgegangen ist, müssen wir dieses Glück noch länger genießen. Es wäre grausam, wenn Du jetzt schon Dich entferntest. Siehe, dieser Arm ist noch gesund, mit meinem rechten laß Dich umfangen und an mein Herz, an meine Lippen drücken."

„Nicht wieder," sprach sie freundlich, aber entschieden, „der erste Kuß war ein Weihekuß, der zweite würde diesen wieder entweihen. Bis unsere Verbindung durch den Segen Deines Vaters ihre volle Berechtigung ha-

ben wird, bleibe sie eine reine Seelenliebe, welche in dem Bewußtsein gegenseitiger Zuneigung eine Harmonie der Seelen findet, die allein die Kraft giebt, das menschliche Herz über alles widrige Geschick zu erheben. Nur eine solche rein geistige Liebe wird mit unseren Seelen unsterblich sein und jedes Ungemach des Lebens überdauern."

Während Jenny in der Ueberschwenglichkeit einer höheren geistigen Liebe schwärmte, waren Rubow und Clara glücklich in den süßesten und zärtlichsten Umarmungen. Diese Beiden dachten auch zuerst daran, daß der Mensch nicht von Liebe und Küssen allein leben könne. Rubow machte daher den Vorschlag, ein Abendessen zu bestellen, was auch bald servirt wurde und die beiden unter so manchen wehmüthigen Gefühlen dennoch glücklichen Paare bis gegen Mitternacht in traulicher Heiterkeit vereinigt hielt.

5.

Indeß fuhren Graf Arnold und die Marquise mit ihrer Kammerfrau, die unten im Wagen sitzen geblieben war, durch die belebten Straßen nach dem Potsdamer Bahnhof zu, in einer Richtung, wo sich die Passage am Zeughause nicht vermeiden ließ. Das geschah aber gerade im Moment des höchsten Tumults, als die Zeughausthüren erbrochen waren und ein zügelloser Pöbel Arme voll Waffen herausschleppte.

Im Gedränge konnte der Wagen nur langsam vorrücken. Manches höhnende Wort wurde den im Wagen Sitzenden zugerufen. Indeß hielt man die Pferde noch nicht auf. Das Volk hatte andere Beschäftigungen.

„Das ist empörend, das ist entsetzlich, das ist ein Sacrilegium!" rief Graf Arnold und die Marquise stimmte ihm bei mit der Bitte, seine patriotischen Aeußerungen zu mäßigen. Solche Reden wären hier gefährlich; denn der Pöbel habe die Oberhand.

Da trat ein blasser, hochgewachsener Mann mit feinen, aber etwas verlebten und doch schönen Gesichtszügen und einem zierlich gestutzten, kleinen Kinn- und Schnurrbart, dabei fein gekleidet an den Wagen und sprach spottend: „Ha, jetzt erkenne ich Sie, Graf von Padden-Triton, nur Ihrer feinen Reactionärnase wird es ein angenehmes Parfüm sein, wenn ich Ihnen sage, daß Herr von Ratzmer, der Commandeur des Militärs im Zeughause, sich vollständig hat dupiren lassen. Wir Demokraten haben ihm vorgelogen, die Republik sei proclamirt und der König aus Potsdam entflohen; und in diese grobe Falle ist er gegangen und eben im Begriff, mit seinen Soldaten abzuziehen; hahaha, das ist der eingebildete Ruhm einer volksfeindlichen Soldateska, daß sie den ihr anvertrauten uneinnehmbaren Posten ohne Schwertstreich verläßt. Hahaha!"

Damit zog er sich zurück, um noch einige Volks-

haufen, die da noch als müssige Zuschauer standen, aufzufordern, sich Waffen zu holen, „damit Ihr", setzte er hinzu, „die Schergen der Gewalt, die alsbald gegen das souveräne Volk vorrücken werden, zurücktreiben und vernichten könnt."

Auch diesen Zuruf hörte Graf Arnold noch. „Das ist entsetzlich!" rief er aus, „dieser freche Mensch ist der aus dem Adelstande ausgestoßene Graf Banco, der, eine Schande für die Nationalversammlung, als einer der Koryphäen der äußersten Linken gilt. Hier gilt es, mein Leben einzusetzen für meinen König. Haben Sie den Muth, hier einige Minuten allein zu bleiben, Melanie, so werde ich versuchen, diese ehr- und pflichtvergessenen Offiziere zu enttäuschen und sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen."

„Gehen Sie mit Gott, theurer Graf; aber ich besorge, es wird Ihnen nichts helfen und darum beschwöre ich Sie, sich nicht zu sehr zu exponiren."

„Das würde unritterlich gegen Sie sein, theure Melanie und deshalb bitte ich Sie, sein Sie ruhig. Ich werde schon vorsichtig genug einschreiten, um Sie nicht in Gefahr zu setzen, Ihren Beschützer zu verlieren."

Mit diesen Worten stieg er aus, machte die Wagenthür wieder zu und gebot dem Kutscher, hier so lange zu halten, bis er zurückkehren würde.

Dann wand er sich durch das Gedränge der oft

mit zwei bis drei Gewehren beladenen Gassenbuben und Bummler, die ihm für wenige Groschen die kostbarsten Waffen anboten. Er kaufte ein Zündnadelgewehr und ein paar kostbare türkische Pistolen für eine Kleinigkeit und zwar in keiner andern Absicht, als um sie an die Behörde zurückzuliefern; doch das sollte ihm verderblich werden. So erreichte er endlich das Innere des Zeughauses.

Hier rasselte die Trommel. Das Commandowort ertönte. Soldaten stellten sich auf. Ihr Hauptmann war von bekannten Demokraten umgeben, die immer noch fortfuhren, ihm entsetzliche Details zu erzählen über die republikanischen Bewegungen, die schon das ganze Land überzogen hätten. Alle Fürsten aus Europa wären bereits von ihren Thronen gestoßen. Das ganze Heer sei schon zum Volke übergegangen, dieses habe sich bewaffnet und mit den Soldaten fraternisirt. „Zum Zeichen der Wahrheit dieser Aussage," schloß der Demokrat, „sehen Sie hier eine rothe Fahne, die ich an meinen Stock befestigt, Ihnen vortragen werde, sobald wir ins Freie kommen." Damit zog er ein rothes seidenes Taschentuch aus seiner Tasche und befestigte es an seinen Spazierstock, indem er oben und unten Löcher hineinstieß.

Graf Arnold trat hervor und sprach mit imponirender Ruhe: „Sie kennen mich, Herr Hauptmann, ich bin

Graf Arnold von Padden-Triton, früher Rittmeister in der Garde du Corps. Und so werden Sie meinem Ehrenwort glauben, wenn ich Sie auf Cavalierparole versichere: es ist nichts als Demokratenlüge mit der Republik. Nur einige Gassenbuben haben mit einer rothen Fahne die Republik ausgerufen, sind aber dafür durch die Bürgerwehr mit einer Tracht Schläge zur Ordnung verwiesen. Der König und die königliche Familie befinden sich noch im Vollbesitze ihrer Macht in Potsdam, umgeben von einem treugesinnten Adel, und das Heer ist treu seinem Eide und seinem Könige. Nur Sie, mein Herr Hauptmann, sind ein Abtrünniger geworden, pfui, schämen Sie sich! halten Sie sich nur noch wenige Minuten hier auf Ihrem Posten, so wird ein Bataillon Soldaten anrücken und Sie befreien."

„Zu spät!" rief der Hauptmann im ausdrucksvollen Schmerze, „hier, umgeben von bewaffnetem Volke, kann ich mich nicht mehr halten. Ich habe mich geopfert, um Bürgerblut zu schonen, ich sehe ein, daß ich dem Standrecht verfallen bin, mögen Sie mich erschießen, ich habe den Tod des Verbrechers verdient!"

Diese letzten Worte sprach er mit tiefem, ungeheurem Wehe und dem gedämpften Tone der Beschämung in sich hinein.

„Elender!" grollte Graf Arnold, „so übergeben Sie

mir das Commando, im Namen des Königs fordere ich Ihren Degen, ich werde wissen, gegen diesen Pöbel zu siegen oder zu sterben!"

Damit griff er zugleich nach dem Degen des Hauptmanns; doch ein ungeheurer Tumult um ihn her wurde laut.

„Ein Reactionär!" schrieen die Demokraten und Demagogen, „schlagt ihn todt, den Reactionär!"

Das Gebrüll: „Reactionär!" wurde immer heftiger, hundert Fäuste und Stöcke wurden gegen ihn gehoben. Vergebens suchte er zu entkommen; schon zerrte man ihn hin und her. Noch einen Moment und er würde zu Boden gerissen und dann von der wüthenden Menge zu Tode getreten sein, da rettete ihn noch, wenigstens von dieser Gefahr, unser republikanischer „Ueberall und Nirgends", der Exstudent: Fritz Ohnesorge. Er riß die Angreifer zurück und rief ihnen zu: „Pfui, schäme Dich, souveränes Volk, feige Mörder zu werden, beflecke nicht die heilige Sache der Freiheit durch Banditenmord! Dieser Reactionär steht unter meinem Schutze, aber er soll seiner Strafe nicht entgehen. Denn schwerere Verbrecher giebt es nicht, als diese Rückwärtsler, dieser Pesthauch der Despotie, dieser gleißnerischen Zungendrescher, katzenköpfige Leisetreter, diese Fürstenmast, diese Drachensaat der alten Staatsgaukler, diese zum Himmel stinkende Gewalterschleicher, dieses

Sclavenseelengeröchel; diese Centralstandrechtsbestien mit den dickwulstigen Tigerlippen, dieses Urscheusal, diese klapperbeinigen Laternenpfahlcandidaten, mit einem Worte, welches die Hölle mit allen ihren Legionen Teufel, diese Hochverräther am souveränen Volke umfaßt, diese Reactionäre!

„Ein solcher," schloß er, „steht hier vor Euch, gerichtet, wenn Ihr wollt, unter Euren Fäusten und den Absätzen der rindsledernen Schuhe des Proletariats zu sterben, aber ich beschwöre Euch, entzieht dem Henker nicht, was dem Henker gebührt, den Raben am Hochgericht nicht, was ein Rabenaas ist, Platz, da kommt Bürgerwehr!"

Alles wich zurück; während die Soldaten zum Zeughause hinausmarschirten und nur durch die Demokraten selbst und durch Bürgerwehr gegen Insulten eines aufgeregten Pöbels beschützt werden konnten, schritt ein ohne Befehl herbeigekommenes Commando Bürgerwehr ein, und fing an die Plünderer mit dem Bajonnett aus dem Zeughause zu vertreiben, und Denen, die mit Waffen herauskamen, diese wieder abzunehmen. Dieser Bürgerwehr nun führte der junge Republikaner den Grafen entgegen und rief ihnen zu: „Meine Herren! Hier ist ein Hochverräther, ein Reactionär, der, wie Sie sehen, dem souveränen Volke die von demselben eroberten Waffen gestohlen hat. Ich trage darauf an, daß er dem Staats-

anwalte zur standrechtlichen Behandlung übergeben werde, um später gehängt zu werden. Dixi et animam salvavi, sela, abgemacht!“

Mit diesen Worten machte er Kehrt, um an einem andern Orte der Bewegung seine Thätigkeit weiter fortzusetzen.

Vergeblich protestirte und remonstrirte Graf Arnold gegen die Absicht, Waffen rauben zu wollen. Er nannte sich und fügte hinzu: „Schon mein Name sollte mich gegen jeden Verdacht der Art sicherstellen. Ich gebe mein Ehrenwort darauf, daß ich die Waffen nur gekauft habe, um sie dem Staate, dessen Eigenthum sie sind, zurückzugeben.“

„Das kann Jedermann sagen,“ sprach ein dicker Schlächter, der als Bürgerwehrhauptmann fungirte, rauh, „Sie sind auf frischer That mit den geraubten Waffen iu der Hand ertappt, und so werden Sie von Rechtswegen arretirt, in die Stadvoigtei gebracht und morgen dem Staatsanwalt vorgeführt ....“

„Aber mein Gott, so berücksichtigen Sie doch ...“

„Geht mich nichts an, ist Sache des Gerichts, zu urtheilen, ob Sie schuldig sind oder unschuldig.“

„Aber mein Herr, dort im Wagen sitzt eine Dame, die ich nothwendig noch erst sprechen muß, ich wollte sie nach der Potsdamer Eisenbahn führen ....“

„Machen Sie keine Umstände, Herr Graf,“ sprach

der Bürgerwehrhauptmann im gutmüthigen Tone, „wenn ich Sie jetzt freilasse, so soll mich der Teufel holen, wenn Sie das souveräne Volk nicht sans façon als einen Reactionär todtschlägt. Uebrigens ist es billig, daß jene Dame benachrichtigt werde. He! Herr Fritz, Sie übernehmen es wohl ....“

„Verstehe schon, werde Alles besorgen,“ sprach der junge Revolutionär, dessen blasse Züge im Volksgedränge wieder sichtbar geworden waren und der Alles mit angehört hatte, jetzt aber ebenso schnell sich im Getümmel verlor.

„Drei Mann und ein Gefreiter vortreten!“ commandirte nun der Bürgerwehrhauptmann. „Und Sie, Herr Goldschmidt,“ so wendete er sich an den Letztern, „werden auf der Hausvoigtei den Rapport zu den Acten geben, daß dieser Mann mit den Waffen in der Hand auf frischer That ertappt sei; nun, marsch fort!“

Das Volk jubelte Beifall. Niemand zweifelte, daß nun die letzte Stunde des ertappten Reactionärs geschlagen habe. Eine Menge Gassenbuben und Arbeiter begleiteten ihn; indeß machte man doch dem Gefangenentransport überall Platz, wenn der Zuruf erschallte: „Es ist ein Aristokrat, ein Reactionär! er wird ins Gefängniß gebracht!“

Jetzt versuchte der Graf die Bürgerwehr durch Vorstellungen zu bewegen, ihn in der Richtung hin, wo

der Wagen hielt, worin die Marquise sich befand, zu führen. Allein der Führer der Bürgerwehr schützte seine Ordre vor, die ihn anwies, auf nächstem Wege den Arrestanten nach dem Hausvoigteigefängnisse zu führen.

Nun drückte er dem Führer der Patrouille ein Zweithalerstück in die Hand und wiederholte seine Bitte.

„Was soll ich damit?“ fragte der Bürgerwehrmann spottend, indem er seinen Kameraden das Geldstück zeigte, „will der Herr Graf Champagner trinken und meinen, ich sei ein Kneipier von Natur? Da irren sich doch der Herr Graf gewaltig; ich bin der Banquier Goldschmidt und wenn der Herr Graf heute noch so ein zwanzig, vierzig bis sechzig Tausend Thaler bedürfen, so bin ich der Mann, der solche Kleinigkeit in jedem Augenblicke auszahlen kann, so wahr Gott mir helfe!“

Der Graf entschuldigte sich, so gut es gehen wollte, indeß wurde er ohne Weiteres nach dem Polizeigefängnisse geführt, woraus er jedoch erst am folgenden Morgen, nachdem der Beamte, der über solche Fälle zu entscheiden hat, seinen Morgenkaffee getrunken hatte, entlassen zu werden hoffen durfte.

Inmitten von Betrunkenen und Vagabonden, in einem dunklen Gemach mit verpesteter Luft, ohne Lagerstelle und fast ohne Sitzplätze verbrachte er eine schreckliche Nacht, ohne zu ahnen, wie unterdeß seine geliebte

Braut einen ähnlichen Unfall benutzte, um ihn auf das Entsetzlichste zu betrügen.

6.

Es hatte sich nämlich der wüthend aufgeregte Pöbel um den Wagen versammelt, in welchem die Marquise mit ihrer Kammerfrau saß und in ängstlicher Spannung die Rückkehr des Grafen erwartete.

Vom Spotten und Höhnen kam es zum Einschlagen der Wagenfenster und Ausspannen der Pferde. Das Wort Aristokratin setzte die Volkswuth in Flammen. Plötzlich hörte man in der Dunkelheit am festen geregelten Tritt, am Klirren der Waffen und dem weithin schallenden Commandoworte das Herannahen eines Bataillons Füsiliere, die zum Entsatz des erstürmten Zeughauses im Sturmschritt heranrückten.

„Soldaten kommen," schrie die Menge, „Barrikaden bauen!"

Mit diesem Rufe wurde ohne weitere Umstände der Wagen, worin die beiden Frauen saßen, von dem vor den anrückenden Soldaten fliehenden Pöbel umgestürzt und diesen blieb es überlassen, zur oberen Wagenthüre herauszusteigen. Das würde eine höchst schwierige Aufgabe gewesen sein, wäre ihnen nicht ein junger Mann beigesprungen, den wir als überall aufregend und hülfreich schon kennen, der Republikaner Fritz Ohnesorge.

Kaum war es ihm gelungen, die Marquise und ihre Kammerfrau auf festen Boden zu stellen, so sah er sich auch schon von Soldaten umringt. Uud da einige Constabler, die sich im Gefolge der Soldaten mit vorgewagt hatten, ihn der Theilnahme an der Rebellion und dem Zeughaussturme anklagten, so sollte er verhaftet werden. Vergebens bat die Marquise, indem sie sich nannte, ihren Retter zu verschonen. Indeß hatte das Bataillon hier in der Nähe eine Stellung eingenommen. Mehrere Offiziere sammelten sich schon aus Neugier um die schöne junge Dame. Doch Einer erkannte sie, ihr Galan, der Lieutenant von Taille, der denn auch nicht ohne angenehme Ueberraschung von der eleganten Amerikanerin wieder erkannt wurde. Auf ihre Fürbitte befreite er ihren jungen Retter von der ihm drohenden Verhaftung.

Sodann erbat sich der Lieutenant von seinem Commandeur Urlaub, um eine Dame von Stande, die durch die zügellose Pöbelrotte in Gefahr und Verlegenheit gebracht sei, nach Hause zu führen. Diese Bitte wurde gewährt und voll Freude kehrte der schlanke Lieutenant zu seiner Amanten zurück.

Indeß hatte ihr Fritz Ohnesorge schon gesagt, daß ein Graf von Padden-Triton, ihr Verlobter, denn er kannte die Verhältnisse, verhaftet sei, und daß er vor

morgen früh im günstigsten Falle nicht entlassen werden würde.

„Tant mieux," rief der Lieutenant, „in diesem Falle fordert es ritterliche Pflicht von mir, die junge Dame unter meinen Schutz zu nehmen."

„Dann bitte ich Sie, mich sogleich nach dem Potsdamer Bahnhofe zu führen, ich wünschte noch mit dem Zehnuhrzuge abzureisen."

„Das große Wort" sprach Fritz Ohnesorge pathetisch, „das in der Politik die Stelle der großen Nachtmütze vertritt, unter welcher der deutsche Michel und seine Tyrannen den günstigen Augenblick zum entscheidenden Handeln verschlafen, das Wort: „„Zu spät!"" findet auch hier seine Anwendung. Ja holde Dame, es ist zu spät, um heute Abend noch nach Potsdam zu fahren. Die zehnte Stunde hat bereits geschlagen."

Der Lieutenant hatte indeß durch einige Soldaten den umgestürzten Wagen wieder aufrichten lassen und bot der jungen Dame den Arm, da sich, wie er bemerkte, der Kutscher mit den Pferden aus dem Staube gemacht habe und daher erst zu Fuß eine ruhigere Gegend der Stadt erreicht werden müsse, um einen Wagen zu bekommen.

Die Kammerfrau erhielt Befehl, die Cartons, die im Wagen standen, Schachteln, Mantillen und Umschlagetücher, ohne welche keine Dame reisen kann, in Ver-

wahrung zu nehmen und sich damit am folgenden Morgen acht Uhr auf dem Potsdamer Bahnhofe einzufinden, indem man mit dem alsdann abgehenden Zuge jedenfalls abreisen wolle. Der Graf würde dann auch schon befreit sein und sich dort einfinden. — Wie sich das machen lasse unter so bedrängenden Umständen, das bekümmerte so wenig die gnädige Frau, als ihren Begleiter. Vergnügt hing sich Melanie an den Arm ihres Führers, des jungen Mannes mit der feinen Taille und dieser zog ihre kleine, mit den zartesten strohgelben Glacéhandschuhen bekleidete Hand an seine Lippe, und drückte zärtlich ihren runden schwanenweißen Arm mit dem seinigen.

„Welch ein glücklicher Zufall," rief Herr von Taille aus, „schenkt uns noch eine Nacht der freien Liebe?"

„Die Märzrevolution und ihre Folgen," entgegnete Melanie.

„Sagen Sie Ihre schönste Errungenschaft; denn welche schönere könnte es geben, als die freie Liebe einer gottvollen Nacht."

„Ich hoffe, Herr von Taille, Sie werden mich nach Hause führen."

„Wenn ich total blödsinnig wäre! Das hieße doch nichts Anderes, als unsere süßesten Geheimnisse der Indiscretion plauderhafter Lakeien und Soubretten, oder der Prüderie einer gelbhäutigen Betschwester, Ihrer

Hauswirthin preisgeben. Eine verlobte Braut darf so etwas nicht wagen. Ich, als Ihr künftiger Hausfreund, habe zudem die Verpflichtung, für die Ehre Ihres Hauses zu sorgen. Habe ich wohl wagen dürfen, eine einzige Nacht bei Ihnen zuzubrinbringen, meine süße, himmlische Melanie? Aber diese Nacht soll kein Gott und kein Teufel mir rauben. Es ist die letzte der Freiheit, die uns der Himmel selbst geschenkt hat, es ist eine Errungenschaft der Revolution, die selbst der entschiedenste Reactionär, wenn er nur nach den socialen Forderungen unserer Zeit an die freie Liebe glaubt, sich erlauben darf."

„Sie sind ein Philosoph, lieber Taille; man kann Ihnen nicht widersprechen."

„So hören Sie meinen Entschluß, zu welchem Entschlusse meine Philosophie von der Emancipation des Fleisches führt. Wir bringen diese Nacht zusammen zu, das Recht und die Möglichkeit dazu hat uns der Zeughaussturm erobert."

„Zugestanden, Sie Erzschelm! aber wo?"

„Ich führe Sie in eine Conditorei, dort wird ein lauschiges verschwiegenes Zimmer uns aufnehmen und Liebe und Punsch werden uns durchglühen bis zum hellen Morgen."

„Sie malen zum Entzücken die Freuden der Frei-

heit. Gestehen Sie nur offen, in der Liebe sind sie ein Erzdemokrat.“

„Entschuldigen Sie, schöne Frau, gerade umgekehrt; in der Liebe bin ich ein absoluter Monarchist; nur in dem einen Falle wäre ich Republikaner, wenn ich als solcher Dictator werden könnte, leider aber ist der Absolutismus in der Liebe abgeschafft. Eine Kammer würde ich mir immer noch gefallen lassen, das ist die Hochzeitkammer. Verdammt! Im Uebrigen bin ich doch mehr Anhänger des Zweikammersystems des Herzens, vorausgesetzt, daß es für mich schlägt und das Ihrige ist, Melanie — aber wir sind zur Stelle, treten wir ein.“

„Aber mein Himmel, ich bin doch ängstlich, wenn man uns erkennte ....“

„Hat nichts zu sagen, würde auch nichts schaden, denn diese Asyle der freien Liebe bleiben der treuen Gattenliebe stets ein Mysterium. Wie manche schöne Frau aus den höheren Ständen spricht hier ihren Galan, ohne daß der Herr Gemahl, der die schöne Nacht am Spieltische oder bei seiner Mätresse durchschwelgt, das Geringste davon ahnet.“

„In diesem Falle wäre es eine gerechte Revange von Seiten der Frau. Wer weiß, wie mein künftiger Herr Gemahl seine freien Stunden hinbringen wird. Beten wird er gewiß nicht, wenn er sich bei schönen Mädchen befindet. Also kommen Sie.“

Die Nacht wurde sehr heiter hingebracht. Von Punsch und Liebe durchglüht hatte Melanie den Einfall, daß man diese letzte freie Nacht vor ihrer Vermählung so viel als möglich genießen müsse. Ich habe Lust eine Polka zu tanzen und frage, giebt es keinen Ball hier in der Nähe, an dem man unerkannt Theil nehmen könnte.

„Im Coliseum wird diese Nacht getanzt. Masken werden zugelassen, um Diejenigen zu begünstigen, die unerkannt den Ball besuchen wollen. Aber ich sage vorher, es ist ein Ball der Prostitution. Aeußerlich wird im Tanzsaale der Anstand gewahrt, aber was in den Logen geschieht ....“

„Geht uns nichts an. Ich liebe es, die Mysterien des Lebens auch in den Höhlen der Ausschweifung zu belauschen. Fahren wir zu einem Maskenverleiher und dann auf den Ball.“

Das geschah und die Marquise und ihr Galan ergaben sich ganz der zügellosen Freude, überzeugt, daß sie in ihrer Verkleidung nicht erkannt werden würden.

Aber dem war nicht so. Als Beide am Büffet einen Augenblick sich demaskirt hatten, um ein Glas Champagner zu trinken, trat ein hochgewachsener Herr an sie heran und sprach auf das Freundlichste: „Ah, schönen guten Abend, meine gnädige Frau Marquise! Sie sehen

mich im höchsten Grade überrascht, über das Glück, Sie hier zu treffen."

„Herr von Kater!" rief die Marquise erschreckend, „Sie werden doch nicht ....?"

„An der schönsten aller Schönen zum Verräther werden? Soll mich Gott bewahren! — Ich würde ja dadurch die Gunst verlieren, als Vertrauter und Eingeweihter, auf einige Gegengefälligkeiten von Seiten der gnädigen Frau rechnen zu dürfen."

„Als Mitwisser eines Geheimnisses, das meine Verbindung mit dem Grafen Arnold zerreißen würde, haben Sie mich zu Ihrer Sclavin gemacht. Gebieten Sie über mich. Was soll ich thun, um Ihre Wünsche zu befriedigen?"

„Die Antwort bleibe ich vorerst schuldig; die Zeit wird indeß kommen, wo ich mich genöthigt sehen werde, Sie an Ihr gütiges Versprechen zu erinnern."

Zehntes Buch.

Folgen des Zeughaussturmes. — Der Zug nach dem Kreuzberge. — Ruge. — Charlottenburger Demokraten-Jagd. — Organisation des Aufstandes. — Dowiat. — Aufstand vor dem Ministerhotel. — Versuche die Soldaten zu verführen. Aufstand vom 7. September. — Neuer Revolutionsplan. — Wrangel's Parade. — Eine Eselei mit dem Bürgerwehrgesetze. — Dowiat's Bekenntnisse. — Arbeiteraufstand auf dem köpeniker Felde. — Leichenzug der Gefallenen. — Der demokratische Congreß am 25. October — Aufstand vor dem Schauspielhause am 31 October. — Unsinnige Beschlüsse der Nationalversammlung. — Das Ministerium Brandenburg. — Vertheidigungspläne der Demokraten. — Der passive Widerstand.

„Es scheint mir wie ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet
Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet.“
Goethe.

1.

Dem Zeughaussturme am 14. Juni folgte noch eine lange Reihe von Ausschreitungen über alles Maß gesetzlicher Ordnung, wodurch die Umsturzpartei jede geregelte Regierung unmöglich zu machen suchte, um sich selbst mit einer zügellosen Volksmenge, die urtheilslos, blind ihren Eingebungen folgte, an die Spitze der Staatsgewalt zu drängen.

In der Nationalversammlung, welche in Berlin tagte, saßen diese radicalen Landstürzer auf der äußersten Linken. Auf den Straßen, in den Clubs und in Volksversammlungen nannte sich diese Partei mit ihren Führern Demokraten und Republikaner. Die Volksvertreter der Linken gingen mit ihnen Hand in Hand und die Demokraten der Straße gaben den Demokraten der Nationalversammlung für ihre extremen Maßregeln die nöthige Unterstützung.

Die Oberleitung dieser anarchischen Volkswühlereien übernahm der demokratische Centralausschuß, welcher zur Zeit des Zeughaussturmes sich constituirt hatte. Dessen offen erklärte Aufgabe war es, die demokratische Republik einzuführen, also nichts Geringeres, als den Thron der Hohenzollern zu stürzen, und den König zu vertreiben zum Danke für die dem Volke gewährten Zugeständnisse einer vernünftigen, aber durch Gesetze gegen Mißbrauch zu schützenden Freiheit.

Geben wir ein gedrängtes Bild von jenen gesetz- und ordnungslosen Zuständen, die damals Berlin zu einem fortwährend glühenden Vulkane einer immer wieder angeblasenen Revolutionsflamme machten.

Abends unter den Linden, an Kranzler's Ecke brüllten durch Geldspenden und aufregende Reden erhitzte Pöbelrotten ihre Marseillaisen und wüsten Freiheitslieder. Von hieraus waren jene Straßenkrawalle, Katzenmusiken

und Verhöhnungen der Constabler ausgegangen, welche durch fliegende Corps von Berliner Straßenjungen, geschäftslosen Bummlern und in Zuchthäusern schon bestraft gewesenen Verbrechern ausgeführt wurden.

Und doch ging nicht Alles nach Wunsch. Die großen Massen der Ruhe liebenden Bürger waren nicht zu bewegen, sich bei einer neuen Revolution zu betheiligen. Die Demokraten in Hippel's Bierstube schimpften auf die Weißbierphilister und Fanatiker der Ruhe um jeden Preis, mit denen nichts Großes anzufangen sei und gaben am Ende der Reaction alle Schuld. Die Reactionäre sollten den Zeughaussturm und alle Straßenkrawalle heraufbeschworen haben, um dagegen mit der bewaffneten Macht einschreiten zu können.

So viel aber war richtig, daß Männer wie Herr von Kater und der Graf von Padden-Triton nebst Gesinnungsgenossen sich vergnügt die Hände rieben und sprachen: „Je toller, desto besser, desto näher ist ihnen ihr Ende!“ Die Reation hätte Recht, die Demokratie in ihrer unsinnigen Verblendung, arbeitete ihnen, ohne es zu wollen und zu wissen, in die Hände.

Da die Regierung dem anmaßlichen Beschlusse eines noch politisch haltlosen Reichsministeriums, daß am 6. August dem Reichsverweser alle deutschen Heere huldigen sollten, nicht beitrat, so wurde es Mode aus Widerspruchsgeist die deutschen Farben auf den Thron

der Demokratie zu heben. Preußische Kokarden und Fahnen wurden abgerissen, ein Huldigungszug nach dem Kreuzberge zum 6. August beschlossen, der freilich nicht den erwarteten großen Anklang fand, um als gewaltige Demonstration des souveränen Volkswillens gelten zu können. Der Präsident des souveränen Lindenclubs ließ wohl eine große schwarzrothgoldne Fahne vorantragen, und seine Garde, die Straßenbuben und Taugenichtse, die Demokraten und fliegenden kleinen Buchhändler mit tellergroßen deutschen Kokarden an den Mützen und Hüten schlossen sich ihm an; selbst Deputirte von der äußersten Linken sah man im Zuge, aber kein achtbarer Bürger betheiligte sich dabei, kaum vermochte die bekannte Berliner Neugier anständige Frauen zu bewegen, sich nur an den Fenstern zu zeigen.

Am Monumente auf dem Kreuzberge, diesem eisernen Obelisk, den dankbare Erinnerung an die Rettung Berlins von anrückenden Franzosenschaaren in dem großen Befreiungskriege gewidmet ist, hatten sich die treugesinnten Landbewohner des Teltower Bauernvereins versammelt gehabt und feierten mit patriotischen Reden und Gesängen die Treue gegen das Vaterland und den König. Doch ehe die Demokraten von Berlin, deren Zug man eben vom Berge heranwallen sah, sich näherten, entfernten sich die Teltower Bauern. Als Einer ihnen zurief: „Ihr fürchtet Euch doch nicht,“ antwor-

tete ein ehrlicher Bauer: „Ja, Nachbar, Angst haben wir auch, denn wir scheuen die Berührung dieser Republikaner, wie der Gesunde sich scheuet vor der Pest.“

„So war es wieder nichts,“ rief Fritz Ohnesorge seinen Gesinnungsgenossen zu. „Die Reactionäre sind entflohen und wir haben unseren Zweck verfehlt, ihnen das Leder zu gerben.“

. . . .

Um die Mitte des Monats August gewannen die Berliner Demokraten einen bedeutenden Zuwachs an Geist und Bart, an Arnold Ruge, der aus Frankfurt am Main hier eintraf.

Dieser verhegelte und verhagelte Ruge laborirte schon auf der Universität an der luftigen Weltverbesserungskrankheit. Seine demagogischen Umtriebe brachten ihm ein Strafurtheil auf funfzehnjährige Einsperrung; doch früher entlassen, nach sechsjähriger Haft, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem und schimpfte in den deutschen Jahrbüchern, die er mit 300 Abonnenten später in Halle herausgab, das deutsche Volk, für das er früher geschwärmt hatte: „„die niederträchtigste Nation;““ doch da seine unklaren Schriften niemals in das deutsche Volk gedrungen waren, so durfte er es wagen, zur Zeit der neuen Bewegung in Berlin wieder als demokratischer Volksredner mit den bärtigen Pöbelmassen zu coquettiren und mit Vater Karbe, dem Lindenmüller,

Ottensoser und anderen Erzdemokraten Berlins um die souveräne Gunst dieser „niederträchtigsten Nation" zu buhlen.

In Charlottenburg hatten die dort thronenden Gebrüder Bauer, besonders Edgar Bauer durch redselige Ergüsse gegen den Prinzen von Preußen und das Haus Hohenzollern die dortigen loyalen Unterthanen erbittert. Am 20. August drangen diese darauf in die demokratische Versammlung und es kam dort zu schlagenden Demonstrationen gegen die bekanntesten demokratischen Schwadroneurs.

Natürlich brachte dieses Attentat gegen die Repräsentanten der Volkssouveränetät die ganze Demokratie in den Harnisch. Riesenplacate erschienen an Mauern und Bäumen, welche diesen Hochverrath am Volke denuncirten und zum allgemeinen Rachezuge gegen Charlottenburg aufriefen.

Und doch wurde nichts daraus. Allein der demokratische Club nahm die Charlottenburger Realinjuriensache in die Hand und erließ, da gerade auch der märkische Demokratencongreß in Berlin tagte, durch seine Sectionen eine Einladung zu einer großen Volksversammlung am 21. August vor dem Opernhause, wozu auch der Lindenmüller aufforderte.

Dort kam es zu aufregenden Reden. Die Beschlüsse des demokratischen Clubs lauteten dahin:

„Die Sectionen des demokratischen Clubs greifen

zu den Waffen, mit denen sie sich heimlich zu versehen haben und stehen in ihren Versammlungslokalen schlagfertig. Das Comité sitzt bei Waßmann (in der Bierstube) und unterhält eine fortlaufende Verbindung mit der Fraction der Linken, die bei Mylius zusammen ist."

Damit war der Aufstand förmlich organisirt.

Es hatte sich eine bedeutende Volksmasse vor dem Opernhause angesammelt. Ein in Berlin neuer demokratischer Redner war aufgetreten, der deutschkatholische Prediger Dowiat, der später in der wegen Betheiligung an diesem Aufstande geführten Untersuchung sein revolutionäres Streben dadurch charakterisirte, daß er offen erklärte: „Die deutschkatholische Mission war mir nur ein Vorwand gewesen zum Zweck meiner politischen Umtriebe und um Propaganda zu machen für die communistische (rothe) Republik. Ich habe im Leben Alles auf die Karte der Revolution gesetzt und sehe jetzt ein, daß ich verspielt habe."

. . . .

Dieser Glücksritter der Revolution unter der Heuchlerlarve eines Priesters einer neukatholischen Reformation und Edgar Bauer donnerten von der Höhe der Treppe des Opernhauses herab polternde Reden auf das aus: „Fabrikanten und Krämern", wie sie sich ausdrückten, „zusammengesetzte Ministerium"; (welches erst

gerade den Wünschen der Demokraten, die es jetzt anfeindeten, sein Dasein zu danken hatte).

Es war das Ministerium Auerswald und Kühlwetter, das an diesem Abend mit Gewalt gestürzt werden sollte.

Die Worte, welche jene beiden Volksredner als Zunder des Aufruhrs in die Menge schleuderten, fingen richtig Feuer. Etwa vierzig in der Nähe der Redner aufgestellte politische Claquers der Edgar Bauer'schen Section gaben den Ton des Beifalls, welcher in der aufgewiegelten Masse donnernden Widerhall fand. Besonders hatte der Aufruf zur Plünderung der Reichen unter der besitzlosen Menge Zustimmung gefunden.

Nun ging es fort im Sturmschritt nach den Ministerhotels. Zuerst vor das Haus des Ministers des Innern, zu Kühlwetter. Es hieß, dieser sei nicht zu Hause. Doch die wilde Rotte begnügte sich nicht mit diesem Bescheide, sondern drang ins Haus, sogar bis in das Cabinet des Ministers, der durchaus gefangen, wo möglich gehangen werden sollte. Vorerst war bestimmt, daß jene vierzig von der Edgar Bauer'schen Section die Minister in ihre Mitte nehmen und nach dem Clubhause bringen sollten. Die Abwesenheit des Ministers vereitelte diesen Plan. Sodann kam Befehl vom Comité des demokratischen Clubs, das in Waßmann's Bierstube saß, den Justizminister Märker heim-

zusuchen und die Freilassung aller politischen Gefangenen von ihm zu erpressen.

Darauf gings mit Tumult und Geschrei zu dem Minister Märker auf der schönen und breiten Wilhelmsstraße.

Auf dem Wege dorthin versuchte die aufgewiegelte Menge, unter den Linden die Eisenstangen von der Barrière loszubrechen, um sich damit gegen den Minister als demokratische Cyclopen zu bewaffnen.

Der Justizminister Märker war indeß dem Sturm entgangen, indem er sich in das gegenüber belegene Hotel des Ministerpräsidenten von Auerswald begeben hatte.

Doch zeigte der Justizminister einen ehrenwerthen Muth. Er ließ sich, auf der Auffahrt zu dem Hotel mitten unter Demokraten und bärtigen Wühlern stehend, die Wünsche des sogenannten souveränen Volks vortragen und ertheilte mit würdiger Entschlossenheit den Bescheid, daß er in diesem Verlangen nicht den gesetzlichen Ausdruck des Volkswillens erkennen könne. Dieser sei in einem constitutionellen Staate nur durch die Majorität der Nationalversammlung vertreten. An diese möge man sich wenden auf dem Wege der Petition. So nur sei es gesetzlich.

Damit ließ er die betroffenen Demokraten stehen, die er mit ihren eigenen Waffen geschlagen hatte und

ging in das Ministerhotel, wo gerade Gesellschaft war.

In den glänzend erleuchteten Salons sah man zahllose Ordensbänder, goldgestickte Uniformen und rauschende Damenkleider. Die Reaction und die Diplomatie war dort würdig vertreten, denn außer fast sämmtlichen fremden Diplomaten befanden sich dort unter Andern Herr von Kater und Graf Padden-Triton mit seiner Gemahlin und Tochter, der armen Adelaide, die sehr blaß geworden war in ihrem hoffnungslosen Liebesgram; auch der jetzige Regierungsassessor, Graf Arnold von Padden-Triton mit seiner jungen Gemahlin, der frühern Marquise von Bellefleur, war dort. Diese Verbindung war erst vor Kurzem in Potsdam in aller Stille gefeiert worden und die Neuvermählten waren erst kürzlich von der in solchen Fällen üblichen Erholungsreise nach Potsdam zurückgekehrt, von wo sie, der Einladung des Ministers folgend, herüber gekommen waren, um sich einmal wieder wohl zu fühlen in den Kreisen der haute-volée von Berlin.

Doch sollten sie dort den Kelch der demokratischen Freiheit Berlins in vollem Maße zu leeren bekommen.

Obwohl der Justizminister, der in die Gesellschaft getreten war, erzählte, was unten vorgefallen sei und wie er den rebellischen Pöbel abgefertigt habe, so herrschte doch keine geringe Aengstlichkeit in der Versammlung,

die sich vergebens das Ansehen einer vornehmen Verachtung der Pöbelmassen geben wollte. Aber erschütternd dröhnte der Volkstumult von der Straße herauf.

Dort war schon von den Führern des Aufstandes der Entschluß gefaßt worden. Die Vierzig von der Leibgarde des revolutionären Comité hatten die Eingangsthüren des Hotels besetzt. Eine Deputation sollte hinein geschickt werden, unter dem Vorwand, die Petition wegen Freilassung der politischen Gefangenen bei den dort versammelten Ministern anzubringen; doch war der eigentliche Zweck, das Local zu recognosciren, denn mit einem Pistolenschuß sollte das Signal zum Einbruch gegeben werden.

Dabei sollten die Vierzig die Avantgarde bilden; die Menge sollte nachstürzen. Das Pistol, zum Signal für den Einbruch, trug ein bekannter Demokrat für diesen Fall schon geladen bei sich. Unter den Aufwieglern wurde sogar ein Abgeordneter*) von der äußersten Linken bemerkt, der mitten in einer Volksgruppe schrie: „Greift die Kerle, greift sie!" womit dieser ehrenwerthe Volksvertreter die Minister meinte.

Da rückten plötzlich Schutzmannschaften an. Sie

---

*) Nach W. Piersig's Mysterien der Berliner Demokratie (Berlin 1849) S. 68 u. 69 war dieser Abgeordnete der Schriftsetzer Brill aus Breslau, einer der eifrigsten Demokraten.

wurden aber mit einem Steinhagel empfangen, faßten indeß auf der Rampe der Auffahrt festen Fuß und wehrten die schon zum Einbruch in das Ministerhotel gerüsteten Rotten ab. Diese rissen nun das Straßenpflaster auf, zertrümmerten die Gaslaternen, zerbrachen das eiserne Geländer der Rampe und warfen die sämmtlichen erleuchteten Fenster des Hotels in tausend Scherben.

Oben im Saale war Alles voll Schrecken und Entsetzen. Große Steine flogen mitten in den glänzenden Damenkreis. Um von den hineinfliegenden Steinen nicht getroffen zu werden, suchte man sich hinter den Spiegelwänden zwischen den Fenstern und hinter den Pfeilern des Saals zu verbergen und die Reaction hatte abermals durch die Ausschreitungen der Demokratie die öffentliche Meinung und damit einen großen Sieg gewonnen.

Vergnügt rieb sich Herr von Kater nach gewohnter Weise die Hände und sagte zu dem Grafen von Padden-Triton: „Sehen Sie da die Diplomaten fremder Mächte, wie sie da, gleich einer Schafheerde im Gewitter, die Köpfe zusammenstecken; ich wette, sie haben sich völlig übersättigt an den Heldenthaten der Berliner Demokratie und werden schon das Ihrige beitragen, selbst die Kanonen und Bajonnette ihrer Souveräne anbieten, um dieser constitutionellen Wirthschaft ein Ende mit Schrecken zu machen.“

„Gebe nur der Himmel,“ sprach der Graf, „daß

die Ordnung der guten alten Zeit, worunter wir uns so wohl befanden, bald wiederhergestellt werde."

„Es wird und muß geschehen und sollte es mit der russischen Knute sein, die zu Hülfe gerufen werden muß."

„Wenn nur unser Herr bewogen werden könnte, seine liberalen Zusagen nach der Märzrevolution zurückzunehmen."

„Solche Ereignisse wie heute und wie der Zeughaussturm", sprach Herr von Kater mit dem Ausdruck von Zufriedenheit, „müssen ja nothwendig unserm Könige und Herrn die Ueberzeugung geben, daß sich der Staat nur mit einem bevorrechteten Adel durch die Macht von Bajonnetten, welche Edelleute als Offiziere commandiren, regieren lasse, nicht aber durch Demokraten von obscurer Geburt und diese revolutionären Volksvertreter, die zu allen Teufeln gejagt werden müßten."

Die meisten Damen, die noch während des Steinhagels die Eingangsthüren der Salons und Staatsgemächer hatten erreichen können, entflohen durch den Garten. Unter diesen die jetzige junge Gräfin von Padden-Triton, die vormalige Marquise von Bellefleur, die ihren Gemahl dringend bat, dieses heillose Sodom und Gomorra der Revolution, dieses verbrecherische Berlin noch in dieser Nacht zu verlassen, um nie wieder hierher zurückzukehren.

Indeß war das Heer der Constabler, das sich nach

und nach unten gesammelt hatte, und von seinen Säbeln Gebrauch machte, der Bewegung Herr geworden.

Die Demokraten waren wüthend über den verfehlten Erfolg. Sie zogen sich in das Kaffeehaus von Meding zurück und schimpften weidlich auf die Schlaffheit und Lauheit der Weißbierphilister, mit denen nichts Großes anzufangen sei. Ein Schwarm von Demokraten stürzte auf die Straße und verlangte, daß alle Querstraßen, die in die Linden ausmündeten, mit Barrikaden verrammelt würden. In der Behrensstraße brachte man es auch wirklich dahin, wobei der Abgeordnete Graf Banco thätig war. Doch bald wurde diese „feste Burg der Demokratie" von der Bürgerwehr, diesem deutschen Michel mit dem Kuhfuß, wie die Demokraten sie nannten, zerstört und damit die Ruhe wenigstens äußerlich wiederhergestellt.

Abermals war die gute Bürgerwehr unter dem Oberbefehl ihres am nämlichen Tage erwählten neuen Commandeurs, Herrn Rimpler, zu spät gekommen, nachdem der Schaden schon geschehen war; denn alle Offiziere der Bürgerwehr befanden sich an diesem Abend in Kroll's schönem Lokal im Thiergarten, mit einem Fest- und Zweckessen zu Gunsten ihres neuen Commandeurs beschäftigt, obgleich es früh genug bekannt geworden war, daß am Abend ein Aufstand, wo möglich eine neue Revolution ausbrechen werde.

Nun aber schimpften die in ihren Hoffnungen so stark getäuschten Demokraten nach Herzenslust auf das „Krämerministerium". Es war eine Lieblingsphrase Edgar Bauer's*), wenn er sagte: „Der besitzende Bürgerstand muß erst in das tiefste Elend gestürzt werden, bevor an wahre Freiheit zu denken ist."

Ganz im Einklange damit sprach Fritz Ohnesorge mit den Worten des Pariser rothen Republikaners Blanqui: „Das mächtige und besitzende Bürgerthum zu ruiniren, die Masse der Armuth durch planmäßige Untergrabung des Wohlstandes, durch permanente Unruhe und die daraus folgende Zerrüttung des Credits bis ins Ungeheuere zu vermehren und alsdann mit diesen Legionen des Communismus jeder bestehenden Ordnung in der Gesellschaft sowie des Staats den Vernichtungskrieg zu erklären."

Das waren die Segnungen der Demokratie, die dem durch und durch aufgewühlten Boden des Vaterlandes bevorstanden.

Aber um dahin zu gelangen, bedurfte es noch der Durchführung großer Gedanken.

. . . .

General Wrangel war zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken ernannt worden. In der

---

*) Nach Piersig 2c. S. 70.

Umgegend von Berlin waren bedeutende Truppenmassen zusammen gezogen; diese waren mit ihrer verdammten preußischen Disciplin und Soldatentreue den Demokraten Berlins sehr unbequem.

Die Demokraten beschlossen daher, ihr Benehmen gegen die Soldaten geradezu umzukehren. Mit der gehaßten „verthierten Soldateska" wurde geliebäugelt. Man versprach ihnen durch Placate goldene Berge und hielt sie in den Schenken frei. Ja, verschiedene Demokraten und Republikaner ließen sich in die Landwehr aufnehmen, um dadurch bessere Gelegenheit zu erhalten, ihre Kameraden zur Untreue zu verführen. Das aber bekam manchem dieser Sendlinge schlecht genug. Mehr als Einer von ihnen bekam schlagende Beweise von preußischer Soldatentreue zu genießen.

. . . .

Der Centralverein der Demokraten fühlte sich jetzt stark genug, einen neuen Aufstand zu unternehmen. Am 7. September sollte über die Nichtausführung des Stein-Schulzeschen Antrages, daß es allen Offizieren zur Ehrensache gemacht werden solle, aus dem Heer zu treten, wenn ihre Gesinnungen nicht mit der demokratischen Partei übereinstimmen würden, debattirt und abgestimmt werden. Durch Volksredner und Placate wurden die Volksmassen für diesen Tag in Aufregung versetzt. Der demokratische Verein der Königsstadt, der

sich kurz vorher gebildet hatte, schaffte für den 7. September rothe Fahnen an.

Die Abgeordneten der Linken trugen das Ihrige dazu bei, das Feuer der Revolution noch mehr anzufachen. Waldeck erschien im Bürgerwehrclub, wo er als künftiger Ministerpräsident honorirt wurde und erklärte: „Wenn die Linke aus der Nationalversammlung ausscheiden müsse, so möge das Volk sein Recht sich selbst holen."

Am 6. September faßten die Demokraten unter Mitwirkung mehrerer Deputirten den heimlichen Beschluß: „Am 7., dem Tage der Berathung über den Stein-Schulzeschen Antrag, sind beide Ausgänge der Singacademie," wo die Nationalversammlung damals noch tagte, „mit 100 entschlossenen Männern zu besetzen. Diese sollen dem äußern Anschein nach unbewaffnet und in friedlicher Absicht gegenwärtig sein; aber heimlich Pistolen und Dolche bei sich tragen."

Dann hieß es weiter in den Beschlüssen der Demokraten: „Fällt der Antrag durch, unterliegt die Linke, so wird von den 100 Mann sofort zur Gewalt geschritten und alle Minister werden gefangen genommen. Der Kriegsminister von Schreckenstein muß sofort den Befehl zum Abmarsch sämmtlicher in Berlin befindlicher Truppen erlassen und mit der auf die Brust gesetzten Pistole gezwungen werden, diesen Befehl zu

unterschreiben. Die fliegenden Corps besetzen das Zeughaus. Das Schloß wird unverzüglich befestigt und der Sitz der zu ernennenden provisorischen Regierung.

„Bis zur Einsetzung dieser provisorischen Regierung leitet das permanente Comite des demokratischen Clubs die ganze Bewegung. Alle öffentlichen Cassen werden von den dazu befehligten Sectionen in Beschlag genommen.“

Das war keine üble Speculation für die demokratischen Habenichtse und Pöbelbeherrscher. Geld und Macht, ein lockendes Phantom für literarische Proletarier und geschäftslose Bummler!

Alles war gerüstet. Linden-Müller, der bankerotte Kaufmann, Präsident des Straßenclubs unter den Linden, hatte schon zum 7. Mittags seine Legionen eingeladen zu erscheinen und den Ausgang vor dem Versammlungslokal der Nationalversammlung abzuwarten.

Die kleinen fliegenden Buchhändler verkauften Spott- und Schmähbilder, auf welchen die Minister an Laternenpfählen hingen. Einer derselben war noch leer und die Buben gaben demselben eine empörende Bedeutung.

Wider Erwarten war der demokratische Antrag der Linken in der Nationalversammlung durchgegangen. Das Volk jubelte, anstatt sich zu erheben und abermals war der Plan der Demokratie, eine neue Revolution anzufachen, gescheitert.

Damals brachte sich Held-Ajax um den letzten Rest seiner Popularität. Im Solde der Reaction stehend, ließ er am 7. Nachmittags ein schon früher gedrucktes Riesenplacat anschlagen, worin er das „unverständige Volk“ warnte, sich jedes Blutvergießens, wobei ja auch sein eigenes Heldenblut vergossen werden konnte, zu enthalten und nur noch wenige Tage Geduld mit Vertrauen zu ihm zu haben.

Kaum waren einige Tage vergangen, so trat Ajax mit dem, was er wollte, hervor. Es war das Monstrum eines Placats mit der gloriösen Ueberschrift: „Meine Idee“.

Diese war freilich unsinnig genug; aber sie erreichte ihren Zweck: die Pläne der Demokraten zu durchkreuzen.

In Folge dieses Ereignisses dankte das Ministerium ab. Die Demokraten jubelten und beschlossen einen neuen Putsch.

. . . .

Am 20. September hielt der Oberbefehlshaber aller Truppen in den Marken, die sich auf 60,000 Mann belaufen sollten, eine Parade in Berlin.

Diese Parade betrachteten die Demokraten als eine Herausforderung. Sie wollten eine Gegendemonstration ausführen; indeß in Betracht der Schärfe der Säbel und der Spitze der Bajonnette verschoben sie diesen Aufstand bis zum 25., wo das neue Ministerium des

Generals Pfuel in der Nationalversammlung erklären sollte, ob es den Stein'schen Antrag ausführen wolle oder nicht.

Placate und Volksredner regten die Massen auf. Demokratische Sectionen waren in den Seitengassen aufgestellt. Ungewöhnlich zahlreiche Volksmassen sammelten sich vor der Singacademie. Die bekanntesten Demokraten standen zusammen und unterhielten durch Ordonnanzen ihre Verbindungen mit ihren Sectionen. Tageslügen wurden verbreitet, je unsinniger, desto besser. Da erschallte der Ruf: „Die Linke hat sich mit dem Ministerium verglichen!"

„Hol' der Teufel die Linke!" schrie Fritz.

„Hol' der Teufel das Ministerium!" rief einer der bekannten Erzdemokraten; einer von den politischen jungen Juden oder Judenjungen, die, um sich eine Partei im Volke für ihre literarische Impotenz und kritische Arroganz zu gewinnen, Demokraten und Republikaner spielten; Himmelstürmer mit dem großen Maul, die den Staat umstürzen wollen, der ihnen doch die größte Wohlthat, die Gleichstellung mit den Christen, verheißen hatte.

„Hol' der Teufel", brüllte ein riesiger Arbeiter, „die verfluchten Demokraten, die uns von einem Tage auf den andern vertrösten. Heute hat es unter jeder Be=

dingung losgehen können und nun ist es wieder die alte Geschichte!“

Andere schrieen es ihm nach. Die von nervigen Fäusten bedrohten Demokraten wußten in ihrer Angst keine andere Rettung, als daß sie riefen: „Barrikaden bauen! laßt uns Barrikaden bauen auf dem Molkenmarkt, wir führen Euch!“

Die Barrikaden, die man dort anfing zu bauen, die Drohungen, welche Pöbelrotten ausstießen, die verbissene Wuth Derer, die Scandal um jeden Preis haben wollten, Alles bewies, daß der am Morgen vorgeschützte Zweck, die Würde der Nationalversammlung aufrecht zu erhalten, nur Vorwand zum Deckmantel von Umsturzplänen war. Im Groll über die verfehlte Hoffnung wurden am Abend den sonst gefeierten Deputirten der Linken, den Parteimännern Rodbertus und von Berg in den gräulichsten Mißtönen Katzenmusiken gebracht. Man schalt sie Reactionäre, welche die Revolution nicht um der Revolution willen wollten. Die Führer der Demokratie wurden gesichtet, die räudigen Schafe ausgemerzt und als Leithammel der verführten, urtheilslosen Menge blieben zum Theil Subjecte zurück, in deren Privatleben und Verhältnisse man nicht blicken durfte, ohne zu erröthen über die Anführer einer Partei, welche nichts Geringeres beabsichtigte, als jede gesetzliche Ordnung, jedes Glück und jede Wohlfahrt im

Volke umzustürzen, oder mit eigenen Worten der Demokraten: das Volk erst unglücklich zu machen, um es reif für das Glück einer rothen Republik zu machen.

. . . .

Am 5. December sah man das berühmte Autodafé, in welchem ein Esel in Procession geführt, das Bürgerwehrgesetz, das ihm unter den Schwanz gebunden war, zum Scheiterhaufen schleppte. Diese schöne Idee soll von dem berühmten Pommer Arnold Ruge ausgegangen sein; Vater Karbe mit dem weißen Barte war unter den Heerführen dieser Eselei. Das Bürgerwehrgesetz, das die Nationalversammlung angenommen hatte, wurde öffentlich verbrannt. So wußte die Demokratie von Berlin ihre eigenen Volksvertreter zu ehren.

Wie damals die Stimmung der Demokraten Berlins gegen die Besitzenden und Ruhe, Frieden und Ordnung liebende Bürgerschaft war, möge nachstehender Auszug aus einer Vertheidigungsrede des deutschkatholischen Predigers Dowiat, als er vor Gericht stand und wegen der Emeute am 21. August zu sechs Jahr Festung verurtheilt wurde.

Er sprach wörtlich:

„Mit glühendem Haß gegen die deutsche Bourgeoisie, die eigentliche Feindin der Freiheit Deutschlands, hatte ich mein Vaterland verlassen; mit glühenderem Hasse

kehrte ich zurück. Ich war schon in Köln, in Düsseldorf und in Bielefeld gegen das Bourgeoisieministerium aufgetreten; ich kam nach Berlin. Das Volk fieberte am Abend des 21. August über die Charlottenburger Schandthaten (das Ausprügeln der Demokraten). Es hatte sich am Opernhause versammelt. Ich trat auf und sagte zu ihm: „„Die Revolution von 1848 ist eine sociale Revolution, eine Revolution des vierten Standes. Habt Ihr Männer die Revolution deswegen gemacht, damit Euer natürlicher Feind, damit die Bourgeoisie zur Herrschaft gelange? Gewiß nicht! Nun wohlan, so schlagt der Bourgeoisie eine Scharte, stürzt ihre jetzigen Repräsentanten, stürzt das Ministerium Hansemann; zwingt es zur Abdankung!““

So kam es denn durch planmäßige Aufhetzung und demokratische Wühlerei auf dem Köpeniker Felde zum Arbeiteraufstande gegen die Bürgerwehr. Diese sah sich genöthigt, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Es gab Verwundete und Todte. Die Arbeitermassen schrieen: „Verrath!“ Sie riefen nach Waffen, erstürmten und plünderten die Waffenläden, trugen die im Kampf Getödteten mit offenen Wunden durch die Straßen. Jede Lüge wurde aufgeboten, das Volk zu erhitzen und den Bruderkampf anzufachen; aber die massenhafte Entfaltung aller 23 Bataillone der Bürgerwehr unterdrückte den Aufruhr im Entstehen.

Abermals sah sich die Demokratie um den Erfolg ihrer wühlerischen Pläne gebracht.

. . . .

Ein riesenmäßiger Leichenzug sollte die Gefallenen in den Friedrichshain zur Ruhe begleiten. Die Berliner Gewerke waren aufgeboten und durch Gesellen und Lehrlinge repräsentirt. Unter Waldeck's Anführung schloß sich die äußerste Linke der Nationalversammlung einer Demonstration an, welche den im Kampfe gegen die gesetzliche Ordnung gefallenen Hochverräthern die letzte Ehre erwies. Abends wurde ein Krieg gegen das Dienstmädchen und die Meubles des Bäckermeisters Schulz eröffnet, dem nachgesagt wurde, er habe als Hauptmann einer Compagnie Bürgerwehr: „Feuer!" commandirt gegen den rebellischen Arbeiterhaufen. Waldeck und Jung, die Deputirten der Nationalversammlung, hielten Reden von den Barrikaden herab.

Als aller Aufhetzerei ohnerachtet dieses demokratische Republikanergelüste abermals keinen Erfolg hatte, predigten die Demagogen, die eben noch aufgehetzt hatten, Ruhe, Frieden und Versöhnung und beschuldigten die Reaction, daß sie das Volk aufgewiegelt hätte, um später einen Vorwand zu haben, es mit Kartätschen niederschießen zu lassen.

. . . .

So brach denn endlich der 25. October an; dieser

große Tag der Hoffnung der Berliner Demokraten, an dem der längst vorbereitete große demokratische Congreß in Berlin zusammentreten sollte. Auf diesen Congreß hatte man die in steter Aufregung erhaltenen Massen vertröstet.

„Geduld, Brüder!" hieß es, „der demokratische Congreß wird in Berlin tagen und zugleich mit ihm die Mitglieder der Linken aller deutschen Nationalversammlungen. Dann wird Alles gut werden. Der demokratische Congreß wird eine neue Revolution machen und den 18. März vollenden."

Etwa 300 Sendlinge waren zu diesem demokratisch-republikanischen Völkerfeste zusammen gekommen. Aber schon in der ersten Sitzung geriethen die verschiedenen Parteien dieser weltumstürzenden Versammlung an einander und trennten sich.

Die Regierung, im Bewußtsein ihrer Kraft, ließ sie gewähren. Immer mehr kam ein unverständiges Spielen mit haltlosen Theorien an den Tag.

So kam denn auch die große Finanzfrage der zu begründenden deutschen Republik auf die Tagesordnung. Und es ergab sich, das die Casse dieses himmelstürmenden Titanenvereins in der ungeheuern Summe von 4 Thaler 20 Silbergroschen bestand.

Und der Fluch des Lächerlichen hatte auch diese große Frage: ob Monarchie? ob Republik? für die Sache

der Ordnung entschieden, und die große Allianz der Demagogen mit den Arbeiterfäusten, um das Königthum zu stürzen, hatte am gesunden Sinne im Kern des Volks seinen Untergang gefunden.

2.

Dennoch ruhte die Demokratie nicht, trotz aller erfahrenen Niederlagen.

Gelegenheit zu neuer Erhebung sollte der Antrag des Abgeordneten Waldeck, dieses großen Demokraten im hohen Staatsdienst, darbieten, der dahin ging:

„Zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte aufzubieten,"

ein Antrag, der bei der offenbaren Unmöglichkeit der Ausführung keinen andern Zweck haben konnte, als die Volksleidenschaften aufzuregen, die Brandfackel der Anarchie in das Land zu schleudern und der Regierung neue Verlegenheiten zu bereiten.

Am 31. October gegen Abend sollte dieser Antrag in einer außerordentlichen Sitzung der nach dem Schauspielhause verlegten Nationalversammlung zur Berathung kommen.

Das war eine herrliche Gelegenheit für die Berliner Demokraten, eine neue Volksbewegung aufzuwiegeln. Eine große Demonstration vor dem Schauspielhause

sollte den Demokraten der Linken die volksthümliche Folie geben und die besonnenen Mitglieder der Rechten einschüchtern.

Die Berathung der Vertreter von 16 Millionen sollte nicht mehr frei sein, sondern unter dem Terrorismus der Berliner Straßendemokraten stehen.

Gegen Abend, als die Zeit der Abstimmung auf den Waldeck'schen Antrag kam, füllte sich der Platz vor dem Schauspielhause von Minute zu Minute mehr mit Menschen, die in Gruppen zusammen standen und eifrig mit einander sprachen.

Es waren Leute darunter, die ein wüstes, verwildertes Ansehen hatten.

Die Drohungen auf der Straße harmonirten trefflich mit dem Einschüchterungssystem im Innern des Sitzungssaals.

So donnerte Waldeck den Ministern zu: „Wenn Ihr unsere Beschlüsse nicht ausführt, so werden wir selbst dafür Sorge tragen müssen."

Und d'Ester, diese Fleisch gewordene Interpellation, dieser Meister in der Kunst, die Geschäfte der Nationalversammlung zu hemmen, die Minister zu belästigen und zu hindern und herrschsüchtige Conventsgelüste der Versammlung aufzuregen, rief der Rechten, die ihn auslachte, zu: „Sie lachen? Es wird die Zeit kommen, wo Sie nicht mehr lachen werden;" und draußen auf

der Straße äußerte Vater Karbe: „Die Linke habe deshalb ihren Antrag auf namentliche Abstimmung gestellt, damit das Volk seine Feinde kennen lerne.“

Unter den Volksmassen, die sich auf dem Platz und besonders auf der Treppe vor dem Schauspielhause sammelten, sah man Leute mit neu gekauften Stricken in den Händen. Ueber die Bedeutung dieser hanfenen Colliers ließen sie keinen Zweifel. Es waren Männer von rauhem, verwildertem Ansehen, welche nach der Ehre geizten: Volkshenker zu werden und die gegen den Antrag stimmenden Abgeordneten an die Laterne zu bringen.

Um diese zu erkennen, die die Rechten waren, wurden von der nächsten Feuerwache Fackeln geraubt und als es dunkel wurde, angezündet, womit Jedem, der aus dem Schauspielhause trat, ins Gesicht geleuchtet werden sollte.

Die Demokraten wollten ihre Freunde mit Jubel empfangen; ihre Feinde bestrafen. Ein Ruf: an die Laterne! würde dann jedesmal ein Menschenleben vernichtet haben.

Damit Niemand entkomme, wurden die Thüren des Schauspielhauses von Außen vernagelt. Das Dröhnen dieser Hammerschläge tönte, wie die auf den Sarg der constitutionellen Freiheit.

Die Volkswuth steigerte sich. Sie forderte Opfer um jeden Preis. Einer der vernagelten Abgeordneten,

der mit dem belagernden Volke draußen durch das Schlüsselloch zu parlamentiren suchte und versicherte: er gehöre zur äußersten Linken, erhielt die schmeichelhafte Antwort: „Ei was, Linke oder Rechte, hier heißt's: „„Mitgefangen, mitgehangen!““

So war die Stimmung der Straßendemokratie so bedenklich geworden, daß der Abgeordnete Berends es für rathsam hielt, aus den Fenstern des Sitzungssaals mit dem Haufen zu unterhandeln.

Ein merkwürdiger Zufall, wenn nicht Absicht, war es, daß der Commandeur der Bürgerwehr, von dem ein Wort genügt hätte, um durch die zahlreich aufgestellten Bataillone Bürgerwehr die Bummlerschaaren aus den Umgebungen des Schauspielhauses zu vertreiben und die Freiheit der Berathung der Volksvertreter wieder herzustellen, sich selbst im Innern des Hauses hatte einsperren lassen, anstatt draußen zu bleiben, wo er hin gehörte.

Jene Bataillone harrten daher Stunden lang vergebens auf den Befehl vorzurücken von Seiten ihres Commandeurs. Da er zahlreich bewaffnete Mannschaft bei sich hatte, so würde es ein Leichtes gewesen sein, eine der nach Innen sich öffnenden Thüren aufzubrechen und die nöthigen Befehle an seine draußen harrende Mannschaft zu ertheilen. Allein der Mann war einmal vernagelt und wollte vernagelt bleiben.

Während er mit den Demokraten liebäugelte, bestürmte man ihn von der andern Seite: endlich Befehle zu ertheilen, welche die Freiheit der Berathung und das Leben der bedrohten Deputirten der Rechten sicherten. Und so, nachdem der Tumult schon mehrere Stunden ungestört gedauert hatte, ließ der Commandeur Rimpler endlich den Befehl zur Räumung des Platzes durch eine Kriegslist hinausspediren. Ein Aufwärter der Versammlung, der sich vom souveränen Volke, unter dem Vorwande, frisches Wasser für die lechzenden Deputirten holen zu wollen, die Erlaubniß zum Ausgang erlistet hatte, überbrachte die betreffende Ordre unbemerkt von den Demokraten an die Bürgerwehr.

Der Aufruhr wurde gedämpft durch das Vorrücken der Bürgerwehr. Diese hatte bisher ruhig jede Beleidigung von Seiten des Pöbels ertragen müssen: als Schimpfreden, Steinwürfe, Versengen der Kleider mit den brennenden Fackeln. Jetzt aber, als sie vorrückten, warf sich eine Schaar Fabrikarbeiter zwischen sie und den Pöbel, in der guten Absicht, Blutvergießen zu verhindern; allein einer wurde getödtet. Er fiel als ein Opfer dem Götzen: Demokratie.

Der Waldeck'sche Antrag in der Nationalversammlung wurde angenommen. Wie unsinnig dieser Beschluß war, ergab ein Zwischenfall, der lächerlich gewesen wäre, wenn er nicht Abscheu hätte erregen müssen.

Der Portier aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erschien vor einer der Thüren des Schauspielhauses und bat um Einlaß, weil er eine eilige Depesche von dem österreichischen Gesandten an den Minister des Auswärtigen zu bringen habe. Da glaubten Fritz Ohnesorge und andere Gesinnungsgenossen desselben eine glorreiche Handlung zu begehen, wenn sie ihm die Depesche abnähmen.

Das geschah; das Siegel wurde erbrochen und das Schreiben öffentlich verlesen. Es lautete in lakonischer Kürze:

„Ew. Excellenz zeige ich hiermit an, daß die kaiserlichen Truppen Herren von Wien sind."

So war denn der verlangte Entsatz von Wien durch preußische Truppen, weshalb so viel demokratischer Scandal gemacht war, nicht mehr als der Kampf mit Don Quixote's Lanze gegen eine Seifenblase gewesen wäre, die schon geplatzt war.

Wüthend darüber, so vom Geschick zum Absurden geführt zu sein, warfen die Straßendemokraten den armen Thürsteher zu Boden, legten ihm die Schlinge um den Hals und wer weiß, welche ruhmvolle That der Anarchie geschehen wäre, hätte nicht die vorrückende Bürgerwehr dem verbrecherischen Attentat ein Ende gemacht. Die aus der Sitzung zurückkehrenden Deputirten der Linken, Waldeck und Temme, lasen diesen Brief,

der ihr ganzes Thun und Treiben durchkreuzte, auf offener Straße dem Volke vor.

Den Beschluß begleiteten noch andere merkwürdige Umstände, welche bewiesen, wie sehr die Kammerdemokraten der Linken mit den rechten Straßendemokraten sympathisirten. Als der Augenblick der Abstimmung in der Nationalversammlung gekommen war und es den Anschein gewann, als werde doch der gesunde Sinn einer verständigen Majorität den unsinnigen Antrag ablehnen, hatten sich Demokraten in den Saal gedrängt, die durch ihre drohende Haltung Einfluß zu gewinnen suchten. Nur mit Gewalt konnten sie von der Bürgerwehr, die im Innern des Hauses stand, entfernt werden. Sie drohten aber zurückzukehren mit 3000 Kameraden hinter sich.

Noch mehr! als es zur Abstimmung kam, wurden Signale aus den Fenstern des Sitzungssaales nach Außen hin gegeben und plötzlich erhob sich auf dem weiten Platze vor dem Schauspielhause jenes entsetzliche Mord= und Rachegeschrei, das wohl geeignet war, selbst die muthigsten von den Deputirten der Rechten einzuschüchtern. Auch der Ruf: „Es lebe die Republik," war gehört worden und eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, war gesehen.

Der Bannerträger der rothen Republik war ein kaum vierundzwanzigjähriger junger Mensch, der bereits

wegen wiederholt versuchten Betruges mit Verlust der Nationalkokarde und mit Gefängniß bestraft gewesen war.

Ehre der Demokratie, die solche Koryphäen hatte!

. . . .

Der ganze October hatte sich schon ausgezeichnet durch wahnsinnige Beschlüsse der jetzt herrschenden Linken, wahnsinnig, weil sie ebenso zwecklos als vernunftwidrig waren. So war am 12. October der Beschluß gefaßt worden, dem Könige das Prädicat: „von Gottes Gnaden," zu nehmen. Man griff damit nach dem Glanze der Krone und suchte sie zu einer leeren Scheinrepräsentation herabzuziehen. Man tastete frevelhaft die Heiligkeit des Gefühls an, daß das Königthum unter dem Schutze der göttlichen Gnade stehe; man griff damit die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Krone an und suchte damit den Umsturz des Throns vorzubereiten.

Am 16. October machte der Abgeordnete Jung den Antrag, die Versammlung solle die Verfassung (mit der sie beiläufig bemerkt nicht fertig werden konnten, so lange die Staatscassen noch Geld hatten, Diäten zu zahlen) allein beschließen als Vertreter des souveränen Volks, nicht mit der Krone vereinbaren, wie das Mandat ihrer Berufung sagte. Das war aber eine offenbare Anmaßung eines Souveränetätsrechts, das ihnen nicht gebührte.

Am 31. October wurde auf Berends' Antrag die

Abschaffung des Adels beschlossen. Schon waren mit Recht alle Standesvorrechte im Verfassungsentwurfe abgeschafft worden; wozu nun noch der Unsinn, in das sociale Gebiet einzugreifen, wo die Gesetzgebung alle Macht verliert? Wozu sonst, als den Adel, der schon alle höhere Bedeutung seiner mittelalterlichen Existenz verloren hatte, noch ohne Noth kränken wollen, ohne etwas Anderes damit ausrichten zu können, als die Reaction noch mehr zu erbittern und sie aufzustacheln, das jetzige Unwesen der Demokratie mit aller Macht anzugreifen?

An demselben Tage wurde auch die Abschaffung aller Orden decretirt, das Recht, treue Staatsdienste zu belohnen, ohne dem Staate dadurch Kosten zu veranlassen. Man führte dagegen an, die Verfassung dürfe der Eitelkeit keine Nahrung gewähren, als ob nicht die Demokraten selbst in verblendeter Eitelkeit um die Volksgunst, Deputirten- und Ministerstellen gebuhlt hätten. So sehr es auch wünschenswerth bleibt, daß der leider eingeschlichene Mißbrauch in Ordensverleihungen beseitigt werde, so bleibt doch Ordensverleihung immer eine Sache der Anerkennung, die im Civil- und Militärdienst des Staates Eifer und Diensttreue erweckt und fördert.

. . . .

Die Reactionäre jubelten; denn die Demokratie

hatte in der unsinnigsten Verblendung ihnen die Waffen gegen sich selbst in die Hände gegeben.

Der König hatte endlich erkannt, was jetzt Noth that, ein selbstständiges, kraftvolles Ministerium der That. Das Ministerium Brandenburg und Manteuffel trat ins Leben.

So stand die Frage: entweder Umsturz des Throns, wenn es so fortging, oder Bekämpfung der Anarchie durch einen Ausnahmezustand.

Mit jenen demokratischen Elementen im Volksleben, wie in der Nationalversammlung war es nicht mehr möglich zu regieren. Die Permanenz der Anarchie hätte unausbleiblich zur Republik geführt. Es blieb keine Wahl: die constitutionelle Monarchie konnte nur gerettet werden durch eine Dictatur. Die freieste Republik der Welt, die alte römische, hat mehr als einmal diesen einzigen und letzten Rettungsweg beschritten. Auch hier war er zu einer höheren Nothwendigkeit geworden und unser König, Friedrich Wilhelm IV. zögerte nicht gegen den Willen der von der Linken beherrschten, von der Straßendemokratie terrorisirten Kammer und zum Schrecken der Demokraten ein Ministerium der rettenden That zu ernennen, welches dem Unwesen ein Ende machte.

Die Demokraten der Linken in der Nationalversammlung glaubten dagegen protestiren zu müssen. Sie entsandten noch spät Abends eine Deputation, an

deren Spitze der zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannte Regierungsbaurath von Unruh sich befand, zum König nach Sanssouci.

Der constitutionelle König konnte ohne die Gegenwart eines Ministers keine Deputation in Staatssachen empfangen, doch gewährte er den Abgeordneten eine Audienz als Privatpersonen. Die Deputirten der Nationalversammlung hätten doch wohl wissen sollen, daß sie damit schon die constitutionelle Form verletzt hatten.

Noch mehr! Sie erklärten dem Könige, daß das Ministerium Brandenburg das Vertrauen der Nation nicht habe und sie daher bitten müßten, die Ernennung desselben wieder zurückzunehmen.

Das war ebenfalls eine unconstitutionelle Forderung. Der König befand sich in seinem vollen constitutionellen Rechte, Minister nach seinem freien Belieben zu ernennen. Erst wenn diese vor der Nationalversammlung erschienen und Gesetzvorlagen machten, war es im Rechte und in der Form derselben, diese nicht zu genehmigen und die Minister durch die That zum Rücktritt zu bewegen.

Die Abgeordneten aber gingen noch weiter. Einer derselben, der Königsberger Joel Jacobi fügte zum Unrecht noch die Frechheit, indem er dem Könige, der die weiteren Auseinandersetzungen der Abgeordneten, ohne Beisein der Minister nicht anhören wollte, weil er kein

Recht dazu hatte, dem abgehenden Monarchen zurief: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen?"

Die Demokraten jubelten und vergötterten diesen Helden der Frechheit; im Lande aber brauchte man eben kein Reactionär zu sein, um die allgemeine Entrüstung darüber zu theilen.

Die erste That des Ministeriums Brandenburg war der Beschluß, den Sitz der Nationalversammlung nach Brandenburg zu verlegen. Kein formelles Recht stand dem entgegen. Die Bestimmung, daß die Nationalversammlung in Berlin tagen sollte, war allein auf einem Beschlusse der Regierung begründet gewesen; die Regierung mußte also auch das Recht haben, den Sitz der Nationalversammlung zu verlegen. Kein Staatsvertrag stand dem entgegen. Ja noch mehr: die Verfassung war noch nicht einmal vollendet und beschlossen, also auch nicht bindend für die Regierung. Ungehindert durch irgend ein Rechtsprincip konnte daher die Regierung der politischen Nothwendigkeit nachgeben und den Sitz der Versammlung verlegen. Daß aber eine solche Nothwendigkeit vorhanden war, wird kein ruhiger Beobachter verkennen. So viel geht aus den Thatsachen klar hervor, daß die Versammlung in Berlin nicht mehr frei war, sie stand unter dem Einflusse einer sie terrorisirenden Partei — der leidenschaftlichsten und unver-

ständigsten Straßendemokratie. Der Einfluß dieser Partei war so stark, daß die Nationalversammlung auf keinen Beschluß, der für die persönliche Sicherheit der Abgeordneten nothwendig war, mehr eingehen wollte. „Wir haben vom Volke nichts zu besorgen", erklärte Graf Banco, ein Abgeordneter der Linken, „und wenn Die von der Rechten an die Laterne gebracht werden, so geschieht ihnen sehr recht."

Und dennoch war die mit Galgenstricken bedrohte persönliche Sicherheit der Deputirten noch das mindeste Bedenken gegen das Forttagen der Versammlung in Berlin. Weit bedenklicher war der moralische Einfluß, welchen die steten demokratischen Wühlereien, unter denen sie lebten, auf ihre Gesinnungen und Entschließungen übten.

Von dieser Zeit an verkannten die Volksvertreter den Geist und Willen des Volks. Sie gingen nicht mehr mit dem gesunden Kern der Nation, sondern mit der Berliner Straßendemokratie. Ihr Weg führte durch das Klippenmeer der Anarchie in den glühenden Lavastrom der rothen Republik.

Nur die Minderzahl der Versammlung folgte dem Rufe der Regierung und begab sich nach Brandenburg. Die demokratische Mehrzahl weigerte sich diesem Rufe zu folgen. Und was hatten sie für Gründe dafür? — Keine, als: „Wir wollen nicht!" Man ist in Verlegen-

heit die Frage zu beantworten: war das ein revolutionäres Conventgelüste, oder war es kindische Eitelkeit? oder war es Selbstüberschätzung einer leeren Aufgeblasenheit, die in ihrem Uebermuthe keine Grenze kennt, wenn sie sich plötzlich vom leeren „Nichts" zu einiger Bedeutung im Staatsleben erhoben sieht?

Traurig ist es, daß wir diese Frage stellen müssen; aber von der Frage: bezweckte diese Weigerung das Wohl des Staats? — war keine Spur in den Berathungen des in Berlin ungesetzlich forttagenden Rumpfparlaments zu finden.

Dagegen gab dieses Forttagen einer Fraction der Nationalversammlung in Berlin, der Revolution und Anarchie die Permanenz. An Ruhe und Ordnung war jetzt nicht mehr zu denken. Die Bürgerwehr weigerte sich, dieses wühlerische Bruchstück der Nationalversammlung aus dem jetzt noch angemaßten Sitzungssaale im Schauspielhause zu vertreiben und andern Anordnungen zur Herstellung der Ruhe und Ordnung zu genügen. Die Stadtverordnetenversammlung wagte nicht ihr Lokal im Cölnschen Rathhause dem Rumpfparlament zu einer ungesetzlichen Sitzung zu versagen und die sonst loyale Schützengilde gab ihre Säle dazu her.

So war in Berlin Alles bis auf die tiefste Tiefe des Volkslebens aufgewühlt; selbst die Organe der gesetzlichen Ordnung waren durch die Wühlereien der Ver-

liner Straßendemokraten angesteckt worden und diese machte revolutionäre Propaganda über das ganze Land hinaus.

Das war eine schreckliche Zeit. Handel und Wandel lagen darnieder. Aller Credit wär verschwunden; Tausende von Miethwohnungen standen leer; die reichsten und angesehensten Familien waren entflohen. Die Besitzenden zitterten für ihr Eigenthum. Die Wohlhabenden hatten durch Sinken im Cours aller Werthpapiere, mehr als ein Drittheil ihres Vermögens verloren, und allnächtlich rasselte die Alarmtrommel durch die Straßen und der Aufruhr tobte brüllend auf öffentlichen Plätzen und engen Gassen; die Bürgerwehr hatte wohl die Macht, nicht aber in ihrer Lauheit und Führung den Willen, dieser Anarchie zu steuern.

Das Vaterland war in Gefahr. Es gab keine andere Rettung mehr, als durch Erklärung Berlins in Belagerungszustand und Auflösung der Bürgerwehr. Und das geschah, gestützt auf eine treue Militärmacht.

Vater Wrangel führte seine Legionen nach Berlin und der Staat war gerettet. Das ließ sich freilich nicht ohne versuchten Widerstand ausführen.

Insgeheim schimpften die Demokraten, die im Clubhause, im Café de Bavière tagten, auf das dumme Volk, mit dem nichts Ordentliches, d. h. nichts Republikanisches anzufangen sei.

Wir wollen die Pläne zur Organisation eines bewaffneten Widerstandes gegen den Einmarsch der Truppen, der für den 10. November angesagt war, nicht wiederholen, nicht an diese geheimen Sitzungen der Demokraten in ihren Bierhöhlen und im Rathskeller, in Clublokalen und Hinterstuben erinnern, wo Abgeordnete der Linken den dort brütenden Straßendemokraten mit Rath und That zur Hand gingen, wollen nicht die Mysterien der Beschlüsse, Schlachtpläne ausführlich mittheilen, die für den 10. November bestimmten: „Alle Thore sollen verbarrikadirt werden und alle Eisenbahnhöfe werden mit fliegenden Corps besetzt, um den anrückenden Truppen den Einzug streitig zu machen. Sollten sie dennoch einrücken, so solle sich der Kampf hauptsächlich nach dem Schlosse hin fortspinnen. Dorthin solle die Nationalversammlung ihren Sitz verlegen und eine Regierungscommission ernennen; der Kern der politischen Streitmacht des Volks solle dorthin verlegt werden. Das Cölnsche Rathhaus, die Aula der Universität und das Zeughaus, sollten die vorgeschobenen Bastionen für die Vertheidigung des Schlosses bilden. Die demokratischen Sectionen sollten jede in ihrem Bezirke die Minister gefangen, die öffentlichen Cassen in Beschlag nehmen, sich der Post und aller Geldbriefe bemächtigen, dabei auch diejenigen Häuser und Privat=

personen berücksichtigen (d. h. ausrauben), wo man die meisten Geldvorräthe vermuthete."

Dann hieß es weiter: „Die Expeditionen der Voßschen und Spenerschen Zeitungen werden besetzt. Die Redaction derselben an demokratische Federhelden übertragen, um so durch die Macht der Presse die Siege der Demokratie und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, ob wahr oder erlogen, gleichviel, in die Provinzen zu verbreiten."

Noch mehr: Im Café de Bavière waren Proscriptionslisten aufgestellt von Personen, die für reactionär galten und von demokratischen Patrouillen aus ihren Wohnungen abgeholt, um vorläufig in die Aula abgeliefert zu werden. „Wer sich widersetzt," hieß es, „wird aufgehängt."

Alle Mitglieder des königlichen Hauses, die sich gerade in Berlin befanden, sollten gefangen und in die Aula der Universität gebracht werden.

„Alle männlichen Einwohner, von 18 — 40 Jahren," so war beschlossen, „haben sich zu stellen. Sie müssen in die Reihe der Kämpfer bewaffnet eintreten. Wer eine Waffe besitzt und davon keinen Gebrauch macht, wird erschossen."

Endlich: „Das Palais des Prinzen von Preußen, und die Hotels der Minister, namentlich in der Wilhelmsstraße, sind in Brand zu stecken."

Der nicht ohne Umsicht entworfene Schlachtplan für den Tag des Kampfes, den die Demokratie, als er in den sogenannten „Enthüllungen" veröffentlicht wurde, vergebens für ein lächerliches Lügengewebe erklärte, enthielt unter Anderem die lächerliche Bestimmung: „General Wrangel soll als Geißel behalten werden," versteht sich, wenn man ihn erst an der Spitze von seinen 60,000 Mann gefangen genommen haben wird.

Diese ganzen großartigen Widerstandspläne lösten sich lächerlich genug in den passiven Widerstand auf, diese Erfindung des Abgeordneten Joel Jacobi, die der Präsident von Unruh genehmigte und durch den Abgeordneten Berends der Bürgerwehr mittheilen ließ.

„Was ist das, passiver Widerstand?" fragten die Arbeiter, „das will uns vorkommen, wie active Feigheit."

„Nur noch eine kleine Geduld, Brüder," trösteten die Demokraten; „die Soldaten werden ja bei den Bürgern einquartiert und da sollen sie erst bearbeitet werden."

Aber die Soldaten wurden massenweise in öffentliche Gebäude kasernirt. Sie waren der Verführung nicht zugänglich und die Bürger sehnten sich nach Ruhe und Ordnung und begrüßten den Belagerungszustand als Rettung von den Gräueln der Anarchie.

Das Wesen dieses passiven Widerstandes lag darin, daß die Bürgerwehr zum großen Theile mit einem oft

lächerlichen Eigensinn erklärte: „Wir bringen die abzuholenden Waffen nicht, holt sie Euch selbst, wenn Ihr sie haben wollt."

. . . .

Der 11. November, ein Sonnabend, war noch ein Tag der Unruhe. Lügnerische Gerüchte waren verbreitet, die unsinnigsten Pläne waren gemacht. Worauf es eigentlich abgesehen war, das verrieth die vergebens bestrittene Aussage des nach Berlin entsendet gewesenen Reichscommissärs Bassermann. Nach dessen Aussage solle der Berliner Abgeordnete, der Vicepräsident Herr v. Kirchmann am 14. December in einer Unterredung mit demselben geäußert haben: „Das Ministerium und General von Wrangel seien in Anklagezustand zu versetzen; ein Ministerium der Linken müsse gebildet werden."

Ja noch mehr: nach einer weiteren Mittheilung habe Herr von Kirchmann unter Anderem vertraulich geäußert: „daß seine Partei zum Aeußersten entschlossen sei. Sie wollten sich mit der äußersten Linken verbinden und sich der Mitglieder des Centrums sofort entledigen, um an der Ausführung energischer Maßregeln nicht mehr gehindert zu sein. Der alsdann zu constituirende Convent würde sofort den Thron für erledigt und das Haus Hohenzollern für unwürdig und unfähig zu regieren erklären. Er und seine Partei

wüßten wohl, daß eine solche Maßregel einen blutigen Bürgerkrieg hervorrufen, ihrer Partei den Scepter wieder entwinden und in blutrothe Hände bringen werde; allein sie sähen dieses als einen Uebergangszustand an, der durchlebt werden müsse. Hiernach könne von einem Vergleiche mit der Demokratie (Transaction) gar nicht die Rede sein. Herr v. Kirchmann wolle indeß auf eigene Verantwortung, jedoch ohne sichere Aussicht auf die Zustimmung der Majorität seiner Partei, nachfolgende Bedingungen proponiren:

„Der König müsse sofort die Camarilla entlassen, die Prinzen müßten ins Ausland verbannt, die Minister verhaftet, die Garden aufgelöst, alles Militär aus Berlin und im Umkreise von vier Meilen entfernt werden; ein neues Ministerium sei zu bilden mit Waldeck und Jacobi an der Spitze; endlich müsse der König in Berlin seine Residenz nehmen und an Eides Statt den Revers ausstellen, sich nie wieder in Regierungsangelegenheiten zu mischen (!!!)"

Am 15. November bethätigte sich diese Gesinnung, indem das in Berlin ohne alle gesetzliche Autorität fortagende Rumpfparlament das Verbrechen der Steuerverweigerung beging. Wollen wir auch zugeben, daß in einem constitutionellen Staate den Volksvertretern zusteht: Steuern zu verwilligen, dem das Recht der Steuerverweigerung analog ist, so bleibt es denn doch

immer ein Unterschied, die Verwilligung neuer Steuern zu verweigern, oder die Erhebung der bereits verwilligten und gesetzlich feststehenden zu untersagen. Das Letztere war hier der Fall und ist Hochverrath; denn es löset, durch eine unbefugte revolutionäre Maßregel, jede staatliche Ordnung auf und macht jede geordnete Regierung unmöglich, während die theilweise Versagung einer Steuerverwilligung nur Ersparungen im Staatshaushalt bezwecken und zur Folge haben kann.

Die darauffolgenden Aufstände in Erfurt, Naumburg, Köln, Düsseldorf, Trier u. s. w. bewiesen, daß dieses unsinnige Verbrechen die schrecklichsten Folgen für die Auflösung aller staatlichen Ordnung gehabt haben würde, hätte nicht die Regierung Kraft genug und das Heer, selbst die aus dem Volke hervorgegangene Landwehr, Treue genug gehabt, um durch Ausnahmezustände, welche die Demokraten selbst herbeigeführt hatten, mit bewaffneter Hand die gesetzliche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Wenn aber die Volksvertreter des Rumpfparlaments wähnten, für diese Steuerverweigerung das ganze Volk hinter sich zu haben, so hatten sie sich von ihren politischen Leidenschaften furchtbar verblenden lassen. Der Erfolg bewies, daß im Ganzen der gesunde Sinn im Kern des Volks diese Maßregel mit Entrüstung erfüllte. Ueberall wurden die Steuern nach wie vor

bezahlt; zahlreiche Steuerpflichtige und ganze patriotische Vereine boten Vorschüsse auf die Steuerzahlung an und die Ergebenheitsadressen mehrten sich von Tage zu Tage.

Durch solche maßlose Ueberschreitungen verlor die Demokratie immer mehr Boden im Volksleben; ihre Vertreter hatten sich dadurch vollständig blamirt. Es würde ihnen der Fluch des Lächerlichen gefolgt sein, wäre nicht der Abscheu gegen Verbrechen, die dahin gerichtet waren, den Staat zu zerrütten, noch größer gewesen.

An demselben Abend brach in Potsdam eine in Berlin angeschürte Revolte aus. Unter Anführung des jüngeren Dortu (der neuerlich bei Freiburg, weil er als preußischer Landwehrunteroffizier unter dem Banner des Badenschen Aufstandes gegen Preußen gefochten hatte, standrechtlich erschossen ist) und mehreren Andern wurden von einem Haufen der untersten Volksclassen bei Nowawes die Schienen der Eisenbahn aufgerissen, die Leitungsdrähte des elektrischen Telegraphen abgeschnitten, Brodwagen geplündert, und der Magistrat und die Stadtverordneten terrorisirt, eine Anerkennungsadresse an die in Berlin forttagende Linke zu unterschreiben, welche mit späteren Ergebenheitsadressen derselben Behörden an den König im unvereinbaren Widerspruche stand.

In Brandenburg hatten sich endlich auch von dem Rumpfparlament, das in Berlin aus allen seinen Si-

ßungslokalen vertrieben war, so viel Mitglieder eingefunden, daß eine beschlußfähige Anzahl der dorthin verlegten Nationalversammlung vorhanden war.

Kaum aber bemerkten jene Parlamentsdemokraten der Linken, daß doch vielleicht die vernünftige und besonnene Partei bei der Präsidentenwahl die Oberhand behalten würde, so spielten sie wie die unartigen und eigensinnigen Kinder und liefen trotzend hinaus, um zu bewirken, daß die Zurückbleibenden nicht mehr beschlußfähig seien, und das gelang vollkommen.

Was blieb nun der Regierung nach einem solchen Benehmen noch übrig, als diese Versammlung aufzulösen, die mehr ihrem trotzigen Eigensinn folgte, als das Wohl des Staats vor Augen hatte?

Und wie wenig diese Demokraten der Straße und des Parlaments die wahre Gesinnung des Volks vertraten, bewies der Jubel, womit die vom Könige und dem Ministerium unter Vorbehalt der Revision durch die neu zusammen zu berufenden Kammern, am 5. December gegebene Verfassung aufgenommen wurde. Vergebens war es gewesen, daß die Demokraten Haß gegen den König gepredigt hatten; am silbernen Hochzeitstage des hohen Königspaars zeigte es sich durch zahllose Geschenke, Adressen, Deputationen und städtische Illumination, daß die angestammte Liebe des Preußenvolks zu seinem hohen Königshause noch nicht erloschen war.

Und als die freisinnigen Bestimmungen, welche das neue Verfassungswerk aus den Verhandlungen der aufgelösten Nationalversammlung aufgenommen hatte, indem sie das Gute behielt und nur das Schlechte, Ungerechte und Unhaltbare ausmerzte, jedem verständigen Patrioten das Vertrauen gaben, daß es der König und das Ministerium ehrlich meinten mit der Erfüllung der im Sturmdrange der Revolution gegebenen Zusagen, da fühlte jeder sein Vaterland liebende Preuße mit gerechtem Stolz: daß unser König in den Büchern der Geschichte einst als eine historische Größe glänzen werde; denn groß ist es, die Macht in Händen haben und sie nicht mißbrauchen und selten, höchst selten findet sich auf den ehernen Tafeln der Weltgeschichte und selbst nicht zum zweiten Male in unsern Tagen, ein solches Beispiel von hoher Selbstverleugnung auf dem Throne.

Mit solcher Macht bekleidet, die ein treu ergebenes Heer und der mächtige Umschlag in der öffentlichen Meinung, das Wiederaufleben der alten Treue des preußischen Volks: „Mit Gott für König und Vaterland" gewährte, hätte die absolute Monarchie wiederhergestellt und die Reaction ihren vollständigsten Sieg, wie das in Oesterreich der Fall ist, feiern können, wenn nicht, wie sich aus Thatsachen annehmen läßt, unser König, treu seinem Wort und seinem Volke, es klar

erkannt hätte, daß unsere Zeit ein Anderes fordert, als die Friedrich's des Großen, daß Bildung und Reife im gesunden Kern der Nation zu weit vorgeschritten sei, um noch ein Regierungssystem zu dulden, welches ungestraft das Volk wie Unwürdige oder Sclaven zu bevormunden oder zu knechten suchen darf.

Unser König und das von ihm gewählte Ministerium Brandenburg-Manteuffel will nichts Anderes, als dem Volke die ihm gewährten Freiheiten und dessen Mitwirkung bei der Gesetzgebung grundgesetzlich feststellen und diese Feststellung mit den Volksvertretern vereinbaren; aber auch diese an mächtiger Keimkraft so reiche Schöpfung eines neuen freisinnigen Staatslebens gegen jeden Mißbrauch von Seiten einer unverbesserlichen Umsturzpartei sicher stellen.

Und mehr wollen wir auch nicht; wir Alle, die wir Gesetz, Ordnung, Freiheit, Vaterland und unsern König lieben.

Selbst das allerdings noch mangelhafte, aber mit Unrecht von den Demokraten getadelte octroyirte neue Wahlgesetz, war nur ein Act der Nothwendigkeit, um den demokratischen und communistischen Verführungen einer urtheilslosen Menge entgegentreten zu können.

Das Proletariat mit seiner überlegenen Kopfzahl bildet als Urwähler in bewegten Zeiten die Armee der Demagogen; in ruhigen Zeiten die der Reactionäre;

Jene verführen die Massen durch blendende Phrasen mit utopischen Verheißungen; Diese durch Geldspenden. Diesem ist abgeholfen durch ein Wahlgesetz, welches den Besitzenden das Uebergewicht des Einflusses giebt und der Intelligenz den Weg dahin anbahnt.

Jetzt liegt es in der Hand der so gewählten Kammern, jeden Uebergriff in das Gebiet der gesetzlichen Freiheit für immer zu hindern und dem sich so gern vordrängenden Scheinconstitutionalismus einer im Finstern schleichenden Reaction jede Hinterthür in der Verfassung für immer zu verschließen.

In der auswärtigen Politik verfolgt Preußens Adler siegreich seine Aufgabe, die Schlange der Anarchie zu ertödten und überall Recht und gesetzliche Freiheit zu schirmen.

Wenn einst Preußens König, gestützt auf die Kraft und Intelligenz seines Volks, diese Mission, zu der ihn eine große und bewegte Zeit berufen hat, Deutschlands Einheit und Freiheit fest zu gründen, erfüllt haben wird, dann wird die Nachwelt, gerechter als die Gegenwart, Preußens Friedrich Wilhelm IV. Deutschlands Washington nennen.

Elftes Buch.

Die gräfliche Familie in Potsdam. — Hausärzte. — Clara. — Rubow's Beförderung. — Standeserhöhung und Vormundschaft. — Vorstellung der Comteß Clara in der gräflichen Familie. — Roger und Jenny. — Engel und Adelaide. — Siegesjubel der Reactionäre. — Die Marquise von Bellefleur, jetzt Gräfin von Padden=Triton. — Die beiden Hausfreunde. — Eine Morgenscene. — Der Verräther. — Das Duell. — Der alte Reactionär. — Ende. —

„Was menschlich ist, nur das besteht;
Was Wahn gemacht, stets untergeht.
So in der Lieb', im Völkerglück,
Da lassen Schlacken Gold zurück."

D. V.

1.

Der Sturmdrang der Ereignisse in Berlin war nicht ohne Einfluß auf das Leben der Familie des Grafen von Padden=Triton und aller der Personen, deren Geschick mehr oder weniger mit dieser Familie in näherer Beziehung stand.

Der alte Graf war als Mitglied der Nationalversammlung genöthigt gewesen, seinen Aufenthalt für die Zeit der Dauer derselben wieder in Berlin zu nehmen. Wir werden sehen, welche Eindrücke er daselbst

empfing, deren Rückwirkung auf die Lebensverhältnisse seiner Angehörigen nicht ausbleiben konnte.

Die Gräfin Mutter, die das Ganze regierte, war nicht zu bewegen, ihr Exil in Potsdam aufzugeben und nach Berlin zurückzukehren. Die dortigen Demokraten galten ihr gleich reißenden Thieren und Potsdam mit seinen Umgebungen ist im Sommer so schön, daß auf den Promenaden in den marmorreichen Gärten von Sanssouci mit ihren so graziös-phantastisch springenden Fontainen, auf den Spazierfahrten, welche die geebnetsten Gartenwege und landschaftlichen Parkanlagen in einem Umkreise von sechs Meilen darbieten, auf den zahlreichen Anhöhen von den Thürmen der Belvedere: am Drachenhause, auf dem Ruinenberge, dem Pfingstberge, dem Kapellenberge, dem Babertsberge, dem Brauhausberge u. s. f., die überall eine so reiche, wie reizende Umschau gewähren, und auf den entzückenden Wasserpartien, welche der Seespiegel der Havel mit ihren malerischen Ufern und anmuthigen Seeperspectiven darbietet, sich wohl Momente finden lassen, in welchen man die Welt mit ihren großen politischen Bewegungen vergessen kann.

Indeß die Stille des Hoflebens, der von den Ereignissen eingeschüchterte, ebenso zahlreiche als unvermögende, ein exclusives Casinoleben führende Adel und dann der nahende Winter mit einer Theaterunternehmung

im königlichen Schauspielhause, die durch die Permanenz des Bankerotts Potsdams Bevölkerung alljährlich mit einem Proletariat unglücklich gemachter Schauspielerfamilien bereichert, ohne dem durch die Berliner Hofbühne verwöhnten und im Allgemeinen hochgebildeten Publicum wahren Kunstgenuß gewähren zu können; dieser Winter, den hierher verschlagene Großstädter so schrecklich, so unerträglich finden, das Alles waren Verhältnisse und Aussichten, welche der Gräfin Mutter manche üble Laune machten, die nicht ohne Rückwirkung auf ihr Familienleben und ihre häuslichen Umgebungen bleiben konnten.

Die Gräfin Mutter sah Alles schwarz; sie zitterte vor der Zukunft und ängstigte sich vor der Gegenwart; denn auch in Potsdam gab es Bürgergarden, sogar uniformirte Schützencorps und Bürgerwehrschützen. Das galt ihr als eine ungeheuere Anmaßung der unteren Stände, die wegen ihres „beschränkten Unterthanenverstandes" nur zum Gehorsam und Steuerzahlen von Gott dem Herrn geschaffen sein sollten; auch in Potsdam gab es Demokratenclubs, Bierstubenhelden, Straßenemeuten, Katzenmusiken und Soldatenkrakehl; auch in Potsdam hörte man am Abend oft die Alarmtrommel der Bürgerwehr Generalmarsch schlagen; auch dort blieben Viele von der Bürgerwehr zu Hause, Andere stellten sich auf und vertrieben die Tumult schreienden Gassenjungen von

einem Sammelplatz auf den andern. Doch war es keine große Gefährlichkeit damit, wenn auch die feinen Damen einer hohen Aristokratie zum Riechfläschchen griffen und die Demokratie in die untersten Räume von Dante's Hölle verwünschten.

Die üble Laune, die der Gräfin Mutter durch den Zeitgeist angeweht war, empfand Niemand im gräflichen Hause härter als Adelaide, die sich noch immer beharrlich weigerte, dem reichen Herrn von Kater ihre Hand zu geben; auch litt darunter ein junges Mädchen, das ihr seit Jenny's Entfernung als Gesellschafterin beigegeben war, Clara Roth, aus dem Berliner Voigtlande.

Auf den Wunsch des Dr. Rubow hatte Graf Roger sich bei seiner Schwester für die Aufnahme des aus Kater's Händen geretteten jungen Mädchens verwendet gehabt. Er selbst hatte sie seiner Schwester und darauf seiner Mutter vorgestellt, als die Braut eines ihm befreundeten jungen Mannes, des Dr. Rubow, von dem man wußte, daß er Roger's Lebensretter gewesen war und daß ihm als Dr. legens an der Universität in Berlin, bei seinen Kenntnissen und seinem Eifer für die Wissenschaft eine günstige Zukunft bevorstehe.

Das liebliche, bescheidene und sittenreine junge Mädchen gefiel der Gräfin Mutter, die auch das bräutliche Verhältniß vollkommen billigte, da man ihr gesagt hatte, die Verlobung sei am Sterbebette ihrer Mutter,

der Frau Roth geschlossen und von dieser gesegnet worden. Clara erhielt sogar Erlaubniß, jeden Sonntag Nachmittag ihren Verlobten auf ihrem Stübchen zu empfangen und mit ihm spazieren zu gehen. Roger erhielt Auftrag, ihn bei seinem ersten Besuche der Gräfin Mutter und ihrer Tochter vorzustellen. Das geschah und der junge Arzt gefiel der Gräfin, obwohl er nur ein Bürgerlicher war, so ungemein wohl, daß sie ihn sogar in Hinsicht ihrer mancherlei kleinen Nervenleiden consultirte, obwohl er weder Königlicher Leibmedicus, noch Generalarzt, ja nicht einmal Regimentsarzt war.

Es war wohl in der Ordnung, daß die gräfliche Familie einen dieser hochgestellten Aerzte ostensibel als Hausarzt reichlich besoldete, der denn auch mit zahllosen Orden geschmückt, in einer Hofequipage jeden Morgen vorfuhr, sich nach dem Befinden der Damen flüchtig erkundigte, sich die Zunge zeigen ließ, die Antwort in der Unterhaltung mit dem Papagei überhörte, Hof- und Stadtneuigkeiten mit Delicatesse in der Wahl des Ausdrucks, doch übrigens voll pikanter Medisance erzählte, ein Recept schrieb und nach fünf Minuten, denn länger dauerte solche Consultation nicht, wieder davonfuhr. Das hinderte sie aber nicht, im Geheimen noch andere von den jüngeren Aerzten, die mit größerer Geduld und höflicher Ausdauer die endlosen Klagen einer solchen gnädigen hysterischen Patientin anzuhören pflegen und

dann unerschöpflich in Tröstungen sind, die oft mehr helfen, als das kostbarste Recept.

In dieser Art wurde der Dr. Rubow, der schon um seiner Braut willen, der Gräfin Mutter die größte Aufmerksamkeit erwies, der sehr begünstigte heimliche Hausarzt in der gräflichen Familie, der jederzeit willkommen war, nur nicht, wenn der Generalarzt erschien oder Besuch kam; denn das war in der Ordnung, daß in Gegenwart von Standesgenossen ein solcher bürgerlicher Arzt, der keinen hohen Rang begleitete, ignorirt wurde.

Desto glücklicher war Rubow in seinen Verhältnissen zu seiner geliebten Clara und diese war unendlich glücklich darüber, daß sie Adelaidens Freundschaft und Vertrauen sehr schnell gewonnen hatte.

. . . .

So hatten die Revolutionsstürme in Berlin auf die Lebensstellung der jungen Mädchen keinen andern Einfluß, als daß Clara's feines Gefühl sich sehr oft von der üblen Laune der alten Gräfin verletzt fühlte. Es waren durchaus nicht Scheltworte, nicht Vorwürfe; sondern jene vornehme impertinente Nichtachtung, jenes Ignoriren der ganzen Existenz eines so untergeordneten Wesens, das ihr doch die hingebendste Aufmerksamkeit bewies, welches ein junges Mädchen, das seinen Werth fühlt, so tief kränken mußte. Mit einem Worte, es

war das Fühlenlassen der niedrigen Geburt einer dienenden Creatur der hochgeborenen Herrin des Hauses gegenüber; welches gerade um so verwundender war, als die Gräfin zu andern Zeiten, wenn sie bei guter Laune war, die arme Clara nicht selten mit Geschenken überraschte und mit freundlicher Herablassung erfreute.

So oft Rubow kam, wurde er sogleich zur Gräfin gerufen, die oft seine ihm nicht selten knapp zugemessene Zeit so in Anspruch nahm, daß er seiner Geliebten nur wenige Minuten weihen konnte. Er mußte ihr alsdann von den Excessen der Demokraten in Berlin erzählen und solche Mittheilungen versetzten dann regelmäßig die alte Gräfin in die unglücklichste Stimmung, die dann wieder auf ihre Umgebungen zurückwirkte. Um diese Störungen zu vermeiden, besuchte Rubow einigemal seine Braut des Abends heimlich, wenn die Gräfin Mutter und Comteß Adelaide vielleicht in Gesellschaft waren. Erfuhr es dann aber am andern Morgen die Gräfin, so dauerten die Stichelreden einige Tage.

Die Ausschreitungen der Demokratie über alles Maß eines vernünftigen und patriotischen Strebens hatte alle besonnenen Freunde der Freiheit zurückgescheucht und sie der constitutionellen Partei zugeführt. Diesem Zuge der Vernunft und Besonnenheit war auch Rubow gefolgt. Er hatte sich bei dem Zeughaussturm und bei andern

Tumulten an der Spitze einer Schaar von Studenten und Bürgerwehr brav benommen und vorzüglich durch verständige Reden viel zur Beruhigung der Proletarier beigetragen. Das war höhern Orts nicht unbemerkt geblieben und der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte ihn rufen lassen und ihm eine Professur für nächstes Semester in Aussicht gestellt.

Diese Hoffnung auf baldige Versorgung, die ihm dann erlauben würde, seine geliebte Braut als Gattin heimzuführen, machte ihn unendlich glücklich; auch Clara theilte sein Glück und erklärte: gern alle Unannehmlichkeiten, welche ihr die üble Laune der Gräfin zufügte, ertragen zu wollen, weil ja das Ziel einer Rettung durch das Glück der Vereinigung immer näher rückte.

Beide aber wußten nicht, wem sie diese glückliche Wendung zu danken hatten. Daß sich der Graf von Padden-Triton bei dem Unterrichtsminister persönlich für die Beförderung des jungen Mannes verwendet hatte, sagte ihnen die Gräfin Mutter, deren Eitelkeit dadurch sich geschmeichelt fühlte, daß ihr Gemahl jetzt, seitdem er in der Nationalversammlung saß, so großen Einfluß habe. Rubow und Clara zweifelten nicht, daß sie der Verwendung der Gräfin dieses Glück zu danken hätten und diese nahm den Dank an, wenn auch mit der Bemerkung: Sie sehen daraus meine Großmuth,

indem ich mich und meine Tochter dadurch einer uns nützlich gewordenen Gesellschafterin beraube. Indeß in der Wahrheit war die Gräfin Mutter weit davon entfernt gewesen, auf Adelaidens Bitten einzugehen, sich des jungen Mannes anzunehmen, um das Glück ihrer Freundin zu fördern. Sie versprach Alles, aber dachte: ich werde keine Närrin sein, mein Haus einer Person zu berauben, die durchaus geeignet ist für den Posten, den sie bekleidet. Es taugt nichts, wenn man mit Domestiken, die dem Vertrauen der Herrschaft so nahe stehen, zu oft wechselt. Und wenn aus der ganzen Partie dieser Person gar nichts wird, desto besser; mit zerschlagenem Gemüth wird sie meinem Hause um so ergebener dienen. Am Ende ist man sich doch selbst immer der Nächste.

Dagegen aber war Hülfe gekommen, von einer Seite, woher man sie am wenigsten erwartete, vom Baron von Kater.

Es war ihm ein arger Querstrich gewesen, als der Dr. Rubow ihm das schöne Clärchen gleichsam abgejagt hatte. Noch unangenehmer aber war es ihm, als er erfuhr, daß Clara in dem Hause der Gräfin von Padden-Triton Aufnahme gefunden habe. Dort war für ihn gar keine Aussicht, um irgend einen Erfolg seiner Bewerbungen um die Gunst des jungen Mädchens, in welches er auf seine Weise verliebt war, zu gewinnen.

Dagegen wußte er als Lebemann, daß nicht selten junge Frauen dem Freunde ihres Gatten eine zuvorkommende Artigkeit erweisen, die von einem gewandten und galanten Hausfreunde sich dann weiter ausbeuten läßt. Also lag es unter jetzigen Umständen in seinem eigenen Interesse, die Heirath des jungen Paares zu fördern und sich durch Protection Rubow's dessen Versöhnung und Freundschaft zu gewinnen. Deshalb war er es, der den Grafen von Padden-Triton auf den jungen Arzt aufmerksam machte und ihn zur Beförderung empfahl, weil sein verständiger Einfluß auf die Aula der Universität, wie auf die Bourgeoisie und das Proletariat geeignet sei, für die Herstellung der Ruhe und Ordnung große Dienste zu leisten.

Rubow erhielt die Professur mit einem Gehalt von 800 Thalern.

Wer war glücklicher als die beiden Liebenden. Der Tag ihrer Vermählung wurde auf Clara's 21. Geburtstag festgesetzt. Die Gräfin Mutter war damit einverstanden; der Graf versprach ihr für treue Dienste eine Ausstattung zu geben, und wenn auch Adelaide bekümmert war, abermals eine liebgewonnene Freundin zu verlieren, so freute sie sich doch ihres Glücks und half ihr mit schwesterlicher Freundlichkeit die feine Wäsche zeichnen, welche ihr die Gräfin frisch aus dem Laden angeschafft und geschenkt hatte.

Aber hienieden hat ein allzu großes Glück selten eine bleibende Stelle.

. . . .

Zum 1. November hatte Clara ganz unerwartet eine Vorladung vor das Vormundschaftsamt des Königl. Kammergerichts in Berlin empfangen.

Es war dieser Tag ihr 21. Geburtstag; der Tag, an welchem Rubow und Clara ihre stille Vermählung in Potsdam zu feiern beschlossen hatten. Dieser beglückende Tag mußte aber noch hinaus geschoben werden. Nicht blos des gerichtlichen Termins wegen, sondern auch, weil das kirchliche Aufgebot Hindernisse gefunden hatte, da sich der Geburtsschein Clara's nicht herbeischaffen ließ. Der Invalide Roth und seine Gattin hatten, wie sich jetzt bei weiterer Nachforschung herausstellte, nie Kinder gehabt. Es mußte also wohl Clara ein angenommenes Kind sein. Aber wer waren ihre Eltern? das war ein Räthsel, dessen Lösung sich nur durch gerichtliche Eröffnung jener versiegelten Brieftasche erwarten ließ, welche die sterbende Frau Roth ihrem Beichtvater übergeben hatte. Der Tag der Eröffnung sollte bekanntlich der ihres 21. Geburtstages sein. Das war also der Grund der Vorladung vor das Kammergericht. Rubow holte seine Braut von Potsdam ab und führte das schöne junge Mädchen auf die Gerichtsstube, wo gleichzeitig noch mehrere Sachen verhandelt wurden.

Eine solche preußische Gerichtsstube nach dem alten Verfahren glich in der That dem babylonischen Thurmbau. Alle bauen sie an dem Tempel der Gerechtigkeit; aber das ist ein Chaos von Justizverhandlungen durcheinander, daß man oft kaum sein eigenes Wort versteht; da sitzen an einem oder mehreren Tischen vielleicht sechs verschiedene Gerichtscommissionen, aus Räthen, Assessoren, Referendarien, Auscultatoren, Actuarien und Gerichtsschreibern bestehend. Jede Commission hat ihre besondere Sache zu verhandeln; hier wird eine Ehestiftung aufgenommen; dort ein Ehescheidungsprozeß instruirt; da werden Gelder in das Depositum eingezahlt, dort ausgezahlt; hier wird eine Vormundschaft bestellt und dort ein Testament eröffnet. Justizcommissarien und Consulenten aller Art sprechen dort zum Gericht oder tuscheln da mit den Parteien; zehn bis zwanzig Menschen reden durcheinander, wenn auch mit gedämpften Stimmen, wie hier vorgeschrieben ist; doch nicht selten in ein lautes Gezänk ausbrechend, so daß die Donnerstimme des Instruenten Ruhe gebieten mußte.

In diesem Getümmel unter vierzig bis funfzig Menschen stehend harrte nun Clara an Rubow's Arm sich anschmiegend, gerufen zu werden, vor die Gerichtsbank zu treten. Obwohl hier Jeder mit sich selbst und seiner Rechtssache genug zu thun hatte, so erregte doch die zarte Schönheit des höchst befangenen jungen Mädchens,

sowohl unter den Parteien, als auch unter den jüngern Beamten des Gerichts ein nicht geringes Aufsehen.

Ein bärtiger Assessor erhob sich sogar von seinen Acten und näherte sich dem jungen Mädchen mit der höflichen Frage, was sie wünsche und in welcher Sache sie vorgeladen sei. Rubow gab statt ihrer die Antwort. Der Assessor entgegnete artig: „Ich habe das Glück, Commissarius in dieser Sache zu sein. Ich würde mit Vergnügen dieselbe sogleich vornehmen, wenn nur erst der Graf von Padden-Triton hier wäre, der als Ihr jetziger Brodherr mit vorgeladen ist."

Rubow und Clara sahen sich, durch diese Bemerkung überrascht, einander betroffen an. Was sollte der stolze kalte Graf, der noch nicht zwei Worte mit Clara oder Rubow gesprochen hatte, hier in einer rein persönlichen Sache des jungen Mädchens, als dessen natürlicher Beschützer sich Rubow betrachten zu dürfen glaubte?

Endlich erschien der Graf, grüßte kalt und vornehm, und wurde von dem Assessor ausnahmsweise in ein kleineres Cabinet geführt, wo nur solche Sachen verhandelt wurden, die aus Sittlichkeitsrücksichten der halben Oeffentlichkeit einer allgemeinen Gerichtsstube entzogen werden müssen. Auch Rubow und Clara wurden durch den Gerichtsdiener angewiesen, ihnen dorthin zu folgen.

Auch der Geistliche war anwesend, der die Papiere

aus den Händen der sterbenden armen Frau empfangen hatte. Die Eröffnung des versiegelten Päckchens erfolgte, nachdem die Siegel recognoscirt waren. Es ergab sich, daß eine Brieftasche das Testament eines pensionirten Majors von Liebenwalde enthielt, nebst Briefen und anderen Belegen, woraus klar und juristisch beweisend hervorging, daß Clara die ehelich geborene Tochter dieses Majors mit seiner bei der Geburt dieses Kindes verstorbenen Gemahlin, einer geborenen Gräfin Leonore von Padden-Triton war. Diese aber war die leibliche Schwester des Grafen, von der sich die Familie losgesagt hatte, weil sie sich gegen den Willen derselben mit dem damals noch bürgerlichen Major von Liebenwalde, der seine Carriere auf den Schlachtfeldern von 1813—1815 gemacht, vermählt hatte. Mit dem Verluste eines Beines hatte er Adelsrang und das eiserne Kreuz erster Classe erlangt. Aber das genügte der hohen aristokratischen Familie noch nicht, um den Makel einer niedrigen Geburt auszutilgen. Alle Beziehungen mit ihm und seiner Gattin wurden abgebrochen. Den Tod seiner Schwester und zugleich die Geburt eines Kindes aus dieser Ehe erfuhr der Graf erst durch die Zeitungen; auf gleiche Weise auch später den Tod des pensionirten Majors.

Im Grunde des Herzens war der Graf eigentlich froh, diesen Flecken im Stammbaume seines erlauchten

Hauses ausgelöscht zu sehen; allein als rechtlicher Mann hielt er sich doch verpflichtet, für seine kleine jetzt verwaisete Nichte zu sorgen. Er sandte einen Mandatar, seinen Rechtsanwalt, nach Berlin, um das Kind zu reclamiren und in eine klösterliche Erziehungsanstalt zu bringen, wo sie, im Fall sie evangelisch getauft sein würde, zu dem Glauben seiner Familie, die eigentlich aus Westphalen herstammte und dort noch große Besitzungen besaß, zurückgeführt werden sollte; dann solle sie im Kloster der Welt für immer entsagen und somit der letzte Hauch eines Fleckens auf seinem hochadligen Stammbaume für immer verschwinden.

Allein der alte Major traute seinem Schwager nicht. Und das war der Grund, weshalb er die Erziehung seiner Tochter noch auf dem Sterbebette seinem alten treuen Diener, dem Invaliden Roth übergab, der ihm heilig geloben mußte, die Existenz dieses Kindes geheim zu halten und am wenigsten davon den Grafen von Padden-Triton in Kenntniß zu setzen.

Indeß hatte er durch Testament, Taufschein und Briefe dafür gesorgt gehabt, daß dereinst sein liebliches Clärchen im Stande sein werde, die Familienrechte ihrer Geburt zu reclamiren. Und das war um so nöthiger, als der Graf Padden-Triton seiner Frau nur die Zinsen ihres Allodialerbtheils herausgezahlt hatte und sich später, nachdem die Tochter derselben ver-

schwunden war, als alleinigen Erben des Kapitals betrachtete.

Es hatte also Clara noch ein bedeutendes Kapital von 60,000 Thalern an dem Grafen von Padden-Triton zu fordern. Dieses ging aus den Papieren deutlich hervor und zum großen Verdrusse des Grafen setzte der Commissarius, der für das Geschick des jungen Mädchens sich zu interessiren anfing, denn eine Erbin von 60,000 Thalern ist keine üble Partie für einen gehaltlosen Assessor, sie davon in Kenntniß. Doctor Rubow war davon der ebenso unwillkommene Zeuge.

Leider aber war nach den Gesetzen des allgemeinen Landrechts Clara mit dem 21. Jahre noch nicht majorenn. Ihr Vater, der Major von Liebenwalde, hatte sich als geborner Rheinländer, wo nach dem dort noch geltenden französischen Rechte die Majorennität mit dem 21. Lebensjahre eintritt, bedeutend geirrt und die Folge davon war verderblich für das Verhältniß, das sich mit dem heutigen Tage für die beiden Liebenden fester knüpfen sollte.

Der Graf von Padden-Triton wurde als nächster Agnat zum gerichtlichen Vormunde für die arme Clara ernannt und eidlich verpflichtet.

Der Graf sagte kalt und gemessen: „Nun wohl! so habe ich denn in doppelter Hinsicht Vater-Rechte und Pflichten über diese meine Nichte, die ich hiermit als

solche anerkenne, übernommen; sowohl als gerichtlich bestellter Vormund, wie als Haupt der Familie."

Er griff damit nach den Papieren, die Clara's Legitimation und Ansprüche bewiesen; doch Rubow legte die Hand darauf und protestirte im Namen seiner Braut gegen die Auslieferung derselben. Er verlangte, daß diese Documente versiegelt ad depositum zurückgenommen werden sollten, da sie Ansprüche des Mündels bewiesen, die diese einmal gegen ihren Vormund geltend zu machen in die Lage kommen könne.

„Ich könnte," sprach der Graf, „gegen diese unbefugte Einmischung protestiren; indeß die Ehre meines Hauses gebietet mir, bei den erregten Zweifeln in meine Ehrenhaftigkeit, diese Gelegenheit, mich in den Besitz von Papieren zu setzen, welche die Ansprüche meiner Nichte an mich selbst beweisen, nicht zu ergreifen; doch werde ich keinen Augenblick säumen, derselben ihr Vermögen auszuzahlen, sobald sie eine, ihren jetzigen Verhältnissen entsprechende Verbindung eingegangen sein wird."

Das sprach er mit einem stechenden Seitenblick auf Rubow, der die beiden jungen Leute erschreckte.

„Dich, meine Clara," so wendete er sich nun freundlicher an das junge Mädchen, der er die Hand zum Kuß reichte, und Clara küßte zitternd die ihr dargereichte kalte Hand mit kalten Lippen; „Dich," fuhr er fort,

„als Tochter meiner Schwester, werde ich in mein Haus, wie mein eigenes Kind aufnehmen; doch eins behalte ich mir vor: Der Name Deines Vaters darf in meiner Familie niemals genannt werden; ich werde deshalb bei dem Könige, unserm Herrn, die Begnadigung für Dich nachsuchen, daß Du wieder den Rang und Familiennamen Deiner unglücklichen Mutter führen darfst. Erst wenn Das genehmigt ist, werde ich Dich in der großen Welt als Gräfin Clara von Padden-Triton einführen können.

„Jetzt, meine Nichte," schloß er, „gieb mir Deinen Arm; wir fahren zurück nach Potsdam, wo ich Dich meiner Familie vorstellen und Dich in Deine neuen glänzenden Verhältnisse einführen werde."

„Herr Graf, ich protestire feierlichst," sprach Rubow entschieden, „Clara ist meine Braut, ich fordere ihre Hand und leiste gern Verzicht auf jede Ausstattung."

„Ich selbst verzichte auf Rang und Reichthum," rief Clara schmerzlich bewegt, indem sie dem Grafen ihren Arm entzog, „ich will nicht den ruhmvollen Namen meines Vaters ablegen, will nicht von der Welt im erborgten kaltherzigen Glanze erscheinen. Mein Beruf ist stille Häuslichkeit. An diesem Herzen," und damit warf sie sich in Rubow's Arme, „ist die Stelle, wohin ich gehöre und keine Macht der Erde soll mich davon trennen."

„Keine Scenen, wenn ich bitten darf," sprach der Graf kalt, „kommen Sie, Gräfin Nichte, und Sie, Herr Rubow, sollen wissen," fügte er mit tiefer Bitterkeit hinzu, „seitdem gestern die siegende Nationalversammlung der Linken die „„Abschaffung des Adels"" beschlossen hat, ist es eine um so heiligere Pflicht für jeden Edelmann, die Reinheit seines Blutes unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Adieu, Herr Rubow, ich hoffe, wir sehen uns einmal wieder und glauben Sie Ansprüche an meine Nichte zu haben, wohlan, so wenden Sie sich an die Gerichte; ich selbst aber, für mich und mein Haus verbitte mir jede persönliche Belästigung."

„Was auch geschehe, ich bleibe Dir treu," sprach Clara feierlich, indem sie noch einmal ihrem Geliebten die Hand reichte, „jetzt folge ich meinem Geschick! — Ich vertraue auf Gott, vertraue Du auf mein Herz!"

Mit diesen Worten nahm sie den ihr dargebotenen Arm des Grafen und stieg mit demselben in den Wagen, der sie nach dem Potsdamer Bahnhofe brachte.

Von da fuhr Clara mit dem Grafen in einem Coupé erster Classe nach Potsdam. Schweigend und marmorbleich saß sie in dem einen Lehnsessel, während der Graf auf dem andern saß. Zwischen Beiden befand sich noch der dritte Sessel unbesetzt. Auch der Graf sprach kein Wort. Es mochte wohl Beiden peinlich zu Sinne sein.

In Potsdam stellte der Graf seiner Gemahlin und Tochter und seinen beiden Söhnen, die sämmtlich im Theezimmer versammelt waren, Clara, die er einführte, als seine Nichte vor. Wenige Worte genügten, das Räthsel zu lösen. Die wohlwollende und freundliche Aufnahme, die Clara von Seiten der Gräfin Mutter fand, welche ihr die Hand zum Kuß reichte und sie ma chère nièce nannte, und mehr noch die herzliche Freude, womit sie Adelaide umarmte, war Balsam in ihre Wunde, deren Tiefe und Bedeutung Niemand ahnete, als der alte Graf von Padden-Triton, der beim Thee finster und einsylbig blieb und dann sich zurückzog in seine Appartements.

Die beiden Söhne des Grafen äußerten auf verschiedene Weise ihre Theilnahme an dem Ereigniß; der ältere Graf, jetzt Regierungsassessor, mit der kalten Höflichkeit einiger verbindlichen Redensarten; Graf Roger dagegen begrüßte sie mit der innigsten Freude als eine liebe Verwandte.

Nach dem Thee entfernte sich Graf Arnold und auch die Gräfin Mutter zog sich zurück, um sich, da sie sich unwohl fühlte, auskleiden und einige erbauliche Wundergeschichten vorlesen zu lassen. Ihr Gemahl kam dazu und nachdem die Kammerfrau fortgeschickt war, hatte er ein langes heimliches Zwiegespräch mit seiner Gemahlin, das er mit den Worten schloß: „Also bleibt

es dabei, die Vermählung meiner Nichte mit dem bürgerlichen Doctor würde eine Mesaillance sein und bleibt damit unmöglich in meiner Familie. Deine Sache ist es, nun jede Verbindung zwischen Beiden aufzulösen. Ich werde ihm meine Meinung darüber schreiben. Uebrigens werde ich nach Münster schreiben, um dieser meiner Niece eine Aufnahme in einem Klosterpensionat, unter dem Vorwande, ihre Bildung dort zu vollenden, zu bewirken. Der Beichtvater des Klosters, Pater Josephus, müßte sein Handwerk als feiner Jesuit nicht mehr verstehen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, dieses gebrochene Herz binnen Jahresfrist zum alleinseligmachenden Glauben der katholischen Kirche zu bekehren und sie zu bewegen, in das Noviziat einzutreten und später den Schleier zu nehmen. So," schloß er, „würde am besten ein Eclat vor der Welt vermieden und der Familienskandal mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt werden."

. . . .

Roger dagegen, der sich mit den beiden jungen Mädchen in Adelaidens Zimmer zurückgezogen hatte, tröstete das unglückliche junge Mädchen mit der Versicherung, daß er schon Mittel und Wege finden werde, heimliche Zusammenkünfte mit ihrem Bräutigam zu veranlassen.

„Im schlimmsten Falle," fuhr er mit steigender

Wärme fort, „würde ich selbst zu einer Entführung die Hand bieten.“

Dazu aber sollte es nicht kommen. Clara's Lage wurde immer bedenklicher. Mit äußerer Rücksicht behandelt fühlte sie jedoch immer mehr, daß sie eigentlich den aristokratisch gesinnten Mitgliedern der Familie ein Dorn im Auge war. Der Dienerschaft war sie bereits als Nichte des Grafen mit der Bezeichnung Comteß Clara vorgestellt worden, aber den Titel einer Gräfin von Padden-Triton empfing sie erst, nachdem der König, auf die Immediatvorstellung des alten Grafen genehmigt hatte, daß sie den Namen ihrer Mutter wieder annehmen durfte.

Als Comteß von Padden-Triton wurde auch Clara den adligen Besuchern in den Soiréen des gräflichen Hauses vorgestellt; auf ihren Wunsch wurde sie jedoch vorerst noch dispensirt davon, mit in Gesellschaften und an Casinobällen Theil zu nehmen und sich am Hofe vorstellen zu lassen.

„Dazu, Liebe,“ sagte ihr die Gräfin Mutter, „gehört in der That mehr feine und elegante Tournure, als Du Dir in Deinen früheren obscuren Verhältnissen aneignen konntest.“

Clara war froh, von solcher Gène einer Repräsentation in der großen Welt befreit zu sein, sie gewann dadurch freie Abende, die diese bisweilen mit ihrem Freunde theilen konnte, denn Graf Roger, der mit im

Hause wohnte, empfing einige Male heimlich einen Abendbesuch von seinem Freunde Dr. Rubow und wußte denselben unbemerkt von der Dienerschaft in Clara's dazu günstig belegenes Wohnstübchen einzuschmuggeln. Das gab denn kurze, aber überglückselige Stunden.

Bei solchen Zusammenkünften wurden Pläne für die Zukunft berathen und beschlossen. Im Frühlinge sollte die Flucht vor sich gehen und die Verbindung zwischen Beiden um jeden Preis geschlossen werden und sollte deshalb eine Auswanderung nach Nordamerika oder eine nach Gretna-Green in Schottland nöthig sein.

Es tauchte noch einmal die Hoffnung auf, daß in Folge des Beschlusses der Nationalversammlung, wonach alle adligen Titel und Vorrechte abgeschafft werden sollten, das einzige Hinderniß ihrer Verbindung beseitigt werden würde; allein Roger's besonnener politischer Blick reichte weiter als Clara's kurzsichtige sanguinische Hoffnungen. Er sagte: „Die alles Maß der Vernunft überschreitende Demokratie strebt dahin, die Revolution zu verewigen; aber diese wird eine Contrerevolution hervorrufen und die alten Standesvorrechte werden in der siegenden Partei schroffer und anmaßender hervortreten, als sie jemals wieder aufleben.

Aber auch diese so entzückenden Rendezvous fanden ihre Unterbrechung.

. . . .

Roger hatte einen Brief bekommen von seiner geliebten Jenny. Diese hatte ein frommes, d. h. ächt religiöses Gemüth, aber sie war sich selbst zu klar, um sich an die Frömmelei, die in der großen Heilanstalt von Bethanien herrschte, gewöhnen zu können. Diese dreimaligen täglichen Betstunden, das Vorbeten an den Krankenbetten; dieses Prunken mit barmherzigem Samaritertkum, das kalte Gewöhnen daran, fremdes Leiden ohne wahres Mitgefühl zu sehen und sich weder durch Kranke, noch durch Tode stören zu lassen in einer behaglichen Existenz des vornehmen protestantischen Chanoinissenlebens, wollte ihrem klaren Verstande und reinen warmen Gefühle nicht zusagen. Zudem war es unmöglich, in diesen Verhältnissen ihren Geliebten zu sehen. Selbst ihre Correspondenz stand unter solcher Aufsicht, daß sie Briefe weder empfangen, noch absenden konnte, ohne daß diese von ihrer frommen Oberin, die außerdem ihre gute Portion ächt weiblicher Neugierde hatte, gelesen wurden. Nur einmal gelang es ihr durch eine entlassene Kranke, der sie mit Liebe ihre Pflege gewidmet hatte, einen bogenlangen Brief an Graf Roger befördern zu können.

Sogleich stand bei diesem lebhaft fühlenden jungen Manne der Entschluß fest, seine geliebte Jenny aus diesen Verhältnissen um jeden Preis zu befreien.

Er sprach darüber mit dem Hofmeister seiner jüngern

Brüder, dem Dr. Johannes Engel. Dieser sicherte ihm mit der wärmsten Freundschaft seinen Beistand zu. „Und dazu," sprach er, „glaube ich die Hand bieten zu können. Ich habe so eben die Vocation zu der Pfarre auf einem der Güter des Landschaftsraths von Hochherz in Schlesien erhalten. In vierzehn Tagen werde ich dorthin abgehen. Ich werde alsdann mit meinem Patron, der ein sehr aufgeklärter menschenfreundlicher Mann ist, reden und zweifle nicht, daß er in seinem Hause Ihre Jenny freundlich aufnehmen und ihr dort ein Asyl gegen aristokratische Verfolgungen gewähren wird. Sie, lieber Roger, sind jetzt ein freier Mann und werden leicht einen Vorwand zur Reise finden. Dann entführen Sie ihre Jenny aus der großen Kranken-Betanstalt, bringen sie in das Haus des Landschaftsraths, und wollen Sie auch mich glücklich machen, so bringen Sie mir meine Adelaide mit. Wir bestürmen alsdann ihren Herrn Vater schriftlich um seine Einwilligung unserer beiderseitigen Verbindungen und es läßt sich kaum denken, daß er den großen Humanitätsforderungen unserer Zeit länger wird Widerstand entgegenstellen können, besonders wenn er sieht, daß jeder Widerstand ohnehin vergebens sein würde, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich und treue Liebe überwindet Alles."

. . . .

So durchkreuzten sich die Hoffnungen und Pläne

von drei liebenden Paaren mit den Stürmen der Revolution und dem starren unbeugsamen Hochmuthe des alten Grafen von Padden-Triton.

Dieser war jetzt schwieriger geworden als jemals. Der Beschluß der Linken wegen Abschaffung des Adels hatte seinen Stolz aufs Tiefste gekränkt und ihn damit auf das Aeußerste erbittert.

„Je mehr," sprach er, „dieses Pöbelregiment der Demokraten dahin strebt, alle unsere Standesvorrechte aufzuheben, selbst uns Rang und Titel unserer im grauen Alterthum wurzelnden Adelsgeschlechter zu nehmen, um so mehr müssen wir daran festhalten."

Bei solchen Gesinnungen war es vorauszusehen, daß eher des Himmels Einsturz erfolgen werde, als daß es möglich sein würde, diesen alten Eisenkopf zu bewegen, in die dreifache Mesaillance seiner Tochter mit einem bürgerlichen Prediger, seines zweiten Sohnes mit einer bürgerlichen Mamsell und seiner Nichte mit einem bürgerlichen Professor einzuwilligen.

Sein Starrsinn in dieser Hinsicht wurde um so größer, je mehr das Ministerium Brandenburg durch Verlegung des Sitzes der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg und endlich wegen unbeugsamer Widerspenstigkeit der Linken die Versammlung aufhob; als der Belagerungszustand in Berlin erklärt war und unter Wrangel's bedeutender Waffenmacht die

Auflösung und Entwaffnung der Bürgerwehr ohne anderen als passiven Widerstand erfolgte.

Da jubelten die beiden Reactionäre, Graf Padden-Triton und Baron von Kater: „Die gute Sache hat gesiegt," rief Jener, „die Demokratie ist vernichtet und Alles wird wiederhergestellt werden, wie es zu der Zeit war, als sich Leute von Familie so wohl dabei fühlten. Wir werden zurückkehren zu dem früheren Absolutismus der Krone, zu der Adels- und Beamtenherrschaft, und nun erst werden wir es durchsetzen, daß die so frech gemißbrauchte Preßfreiheit durch drakonische Strafgesetze oder eine tüchtige Polizeicensur niedergehalten werde, daß alle Offizierstellen, wie die höher besoldeten Staats- und Ehrenämter, die nicht allzuviel Kopfzerbrechen und Arbeit erfordern, von den nachgeborenen Söhnen der ältesten Adelsgeschlechter besetzt werden; diese können alsdann durch Majorate den Glanz ihrer Familie wiederherstellen. Der Adel wird ausschließlich die Umgebung des Königs bilden und durch eine Cabinetsregierung den Einfluß der Minister paralysiren. So war's und so wird es wieder werden. Alles mit Gottes Hülfe und durch den Sieg der Revolution. Alsdann aber würde es mehr als freventlich sein," schloß er, „wenn ein Edelmann von meinem Range in seiner Familie nur eine Spur von Demokratie und Communismus dulden wollte, diese Krank-

heiten der Zeit, die mit Gottes und unseres Königs Hülfe aus unserem Staatsleben bereits so gut als ausgetilgt sind.

„Ich habe es wohl bemerkt," fuhr er fort, „daß dergleichen in meiner Familie im Werke ist. Meine Nichte hat die Insolenz gehabt, es mir selbst zu sagen, daß nichts in der Welt sie von ihrem bürgerlichen Professor trennen werde; aber hier habe ich schon die Genehmigung des bischöflichen Amtes in Münster, daß meine Nichte, obwohl noch Protestantin, im Klosterpensionat der Nonnen vom heiligen Herzen Jesu Aufnahme finden wird. Und Ihnen, lieber Kater, überlasse ich es, eine Intrigue zu erfinden, um diese Widerspenstige mit guter Manier dahin abzuliefern."

„Was hiernächst," sprach er weiter, „meine Tochter betrifft, deren unglückliches geheimes Verhältniß zu einem bürgerlichen Prediger, Sie lieber Baron, mir verrathen haben, so bin ich darüber ganz beruhigt. Der freche Mensch, der sein Auge so hoch über seinen Stand erhoben hat, ist fort aus meinem Hause und darf nie wiederkehren und meine Tochter, der ich wahrlich nicht so unadlige Gesinnungen zugetraut hätte, werde ich unter Aufsicht meiner Frau durch treue Domestiken schon so überwachen lassen, daß jeder briefliche und persönliche Verkehr zwischen Beiden unmöglich werden wird. Die Zeit wird auch diese Wunde heilen und dann,

nochmals mein Wort darauf, lieber Baron, werden Sie mein Schwiegersohn und ich sorge für Ihre Standeserhöhung."

Baron von Kater dankte und sprach die Hoffnung aus, daß in dieser delicaten Angelegenheit eines so erlauchten Hauses mit Vermeidung alles Eclats die Ehre der Familie sauvirt werden würde. Nur Graf Roger, mit seinen demokratischen Gesinnungen sei leider durch die Erbschaft seines Oheims so unabhängig gestellt, daß es schwer halten werde, ihn zu hindern, durch Vermählung mit jener Bürgermamsell der hohen Familie einen Schandfleck anzuhängen.

„Schweigen wir von diesem Ungerathenen," sprach der Graf mit finsterm Unmuth. „Ich würde ihn aufgeben als einen verlorenen Sohn, trüge er nicht meinen Namen. Ich würde ihm mit meinem Vaterfluch, selbst mit Enterbung bis auf den Pflichttheil drohen; aber ich fürchte, sein Unabhängigkeitssinn wird sich auch dadurch nicht abhalten lassen, sein entehrendes Ziel zu verfolgen. Zum Glücke habe ich es der Vorsicht und Umsicht meines geliebten Erstgeborenen, der die Freude und der Stolz meines Hauses ist, zu danken, daß diese bürgerliche Person im Krankenhaus Bethanien eingesperrt ist, wo sie eine pietistische Richtung empfangen wird und wo man ihr jeden Verkehr mit meinem Ungerathenen schon abgeschnitten haben wird.

„Und so, mein Freund, bin ich um so mehr beruhigt über die Zukunft meines Hauses, als mein Stammerbe Arnold, der eine so gute und standesmäßige Partie gemacht hat, und mit seiner schönen Frau so vollkommen glücklich lebt, ganz mit meinen Ansichten über die politische Wendung der Dinge, wie über diese Familienangelegenheit übereinstimmt.“

So schien denn alle Hoffnung für die Liebenden verloren zu sein. — aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's! —

2.

Die junge Gräfin Padden-Triton, vormalige Marquise von Bellefleur wußte mit Anmuth und Liebenswürdigkeit ein Haus zu machen, in welchem bei conventioneller Freiheit der feinste Umgangston herrschte. Die Offiziere von den reichsten und ältesten Adelsfamilien schätzten sich glücklich, dort sich eingeführt zu sehen. Die fremden Prinzen, welche den Garderegimentern aggreirt sind, hatten in ihren Salons Zutritt. Doch nur in den wöchentlichen Soireen empfing die Gräfin solche Gäste, selten nur in engern Kreisen. In ihrem Wesen hatte sie so etwas ungemein Reizendes, dabei die feinste Koketterie, daß Jeder sich begünstigt glaubte, und doch im Grunde Niemand sich einer besondern Gunst rühmen konnte.

Natürlich war sie überall, in ihrem Hause sowohl,

wie in Gesellschaften und auf den Casinobällen von einem Schwarm von Anbetern umgeben, die ihr den Hof machten, ohne damit die Eifersucht des Grafen Arnold, ihres Gemahls, zu erwecken. Dieser fühlte sich geschmeichelt durch die Anerkennung, die seine Frau fand, zumal da es nicht so ganz an Einflüsterungen fehlte, welche die Reinheit ihres Adels in Zweifel ziehen wollten. Es wurde der Gräfin leicht, solche Insinuationen mit dem einen Worte: „Lästerungen des Neides" niederzuschlagen. Und es ließ sich nicht leugnen, daß sie der feinen Medisance durch kleine Unvorsichtigkeiten manche Blößen bot. Indeß es giebt Frauen in der großen Welt, denen Alles erlaubt zu sein scheint. Indem sie mit allen ihren liebenswürdigen Fehlern Mode werden, stumpft die Medisance ihre Pfeile ab — besonders wenn es, wie hier, an eigentlichen Thatsachen fehlt — an einem Fait-accompli, das eine gefallene Frau zur untersten Hölle verdammt.

Und doch war das Privatleben dieser Frau nicht so ganz rein, wie wir aus ihren frühern Verhältnissen bereits erkannt haben werden.

Graf Arnold hatte selbst zwei Männer bei ihr eingeführt, auf die er durchaus nicht eifersüchtig war, weil er sie für seine besten Freunde hielt. Wir meinen den Lieutenant von Taille und den Baron von Kater.

Der Lieutenant von Taille stand in Berlin bei einem Regimente, besuchte aber das gräfliche Haus wöchentlich ein bis zweimal. Bisweilen logirte er auch acht Tage und länger dort und leistete der jungen Gräfin Gesellschaft, wenn ihr Gemahl sich auf der Regierung befand.

Um jedenfalls den Verdacht abzuleiten, war die Gräfin klug genug gewesen, eine hübsche Gesellschafterin, die sie aus frühern Verhältnissen als höchst discret und gefällig in gewissen Dingen kannte, zu sich zu nehmen und durch reiche Geschenke an ihr Interesse zu fesseln. — Dann vertraute sie ihrem Gemahl, daß der Lieutenant, sein Freund, der schönen Walli, einer geborenen Genferin, die in vornehmen Häusern einige Jahre als französische Bonne conditionirt hatte — beträchtlich die Cour mache. Sie neckte auch wohl den dann verlegen werdenden Lieutenant, in Gegenwart ihres Gatten, mit diesem Verhältnisse und bewirkte damit, daß sie ihre heimlichen Rendezvous mit dem begünstigten Hausfreunde vor jedem Verdacht sicher stellte, und wenn Bekannte und Freunde des Grafen Arnold ihn neckten mit dem schönen Lieutenant, der ein Kuckuksei in sein Nest legen zu wollen schiene, so antwortete er lächelnd: „Eine Andere, die Gesellschafterin sei der Gegenstand seiner Flamme.“

Der andere Hausfreund aber war noch gefährlicher, und dieser war der Baron Kater von Kattenhausen.

Wir wissen, daß er im Besitz eines sehr gefährlichen Geheimnisses war — wir erinnern nur an seine genaue Bekanntschaft im Hause des Fräuleins von Hackbret und an jene Nacht auf dem Maskenball in Berlin. — Der Preis, den dieser ergraute Lüstling auf seine Verschwiegenheit gesetzt hatte, war aber kein geringerer als des Glückes ihrer geheimen Gunst theilhaftig zu werden, ein Wunsch, den er sich nicht undeutlich merken ließ, zumal wenn der Zufall oder berechnende Schlauheit ihn begünstigte, die schöne Frau allein zu treffen.

Die Gräfin kannte die Gefahr, worin sie schwebte. Sie zitterte dem zudringlichen, versteckte Drohungen fallen lassenden, widrigen Menschen gegenüber. Wir glauben gern, daß sie gegen ihren liebenswürdigen Freund, den Herrn von Taille, nicht eben die Spröde spielte; allein dieser alte gelbhäutige und knochendürre Satyr mit seinem weißlichen Haar und der im Nacken gebogenen hohen Gestalt, mit seinem leise auftretenden Gange, seiner süßlichen Freundlichkeit, den kalten zitternden, mit Ringen bedeckten Händen und den lüsternen grauen Augen war denn doch der lebensfrischen jungen Frau allzusehr zuwieder, um ihm nur die geringste Gunstbezeigung gewähren zu können.

Offen zu widerstreben und ihm ihren vollen Abscheu zu zeigen, wagte sie nicht. Sie suchte daher vorerst Zeit zu gewinnen. Erfahren in allen Künsten der feinen Koketterie und im höchsten Grade gewandt, heuchelte sie ihm Freundschaft und benahm sich so, daß Herr von Kater von einem Tage zum andern hoffen durfte, sein Ziel zu erreichen. — Doch endlich hinderte selbst die entschiedenste Eitelkeit und Eigenliebe den welterfahrenen Mann nicht länger, zu erkennen, daß er von der schlauen Schönen furchtbar an der Nase herumgeführt werde. Sein ganzer Stolz und seine Eigenliebe empörten sich dagegen; seine Leidenschaft, die eben durch den Widerstand gereizt war, verblendete ihn so, daß er zu einem ganz unsinnigen Wagniß schritt. — Er hatte mit zehn Goldstücken die Kammerfrau der Gräfin zu bestechen gewußt, und diese bewogen, ihm eines Morgens, als der Graf auf zwei Tage verreist war und die Gräfin noch im rosigen Morgenschlafe lag, ihm Zutritt in ihr Schlafgemach zu verschaffen.

Die Gräfin, durch sein Eintreten aus dem Schlummer geweckt, erschrak heftig, und griff nach der Klingel, aber Tages zuvor war diese wie durch Zufall abgerissen worden und noch nicht wiederhergestellt.

Wir wollen nicht verrathen, was zwischen Beiden geredet und gehandelt wurde; aber so viel ist gewiß,

daß die Gräfin endlich empört durch seine Frechheit ihm die Wasserflasche, die vor ihrem Bette stand, an den Kopf warf. Das Blut rann ihm von der Stirn; über und über begossen, erstarrte der entsetzliche Mensch und mitten zwischen den umhergestreuten Glasscherben stehend, sprach er mit ernster drohender Stimme: „Dieses Blut fordert Blut — meine verschmähte Liebe ist erloschen, aber heiße Rache glühet in meiner Brust."

„Ich verlache Ihre Drohungen," entgegnete die Gräfin. „Ich selbst werde meinem Gemahl Ihren frechen Ueberfall erzählen. Ihre Wunde wird die Wahrheit beweisen, und für Ihre Verläumdung wird Ihnen mein Arnold eine Kugel durch den Kopf jagen, und fehlt seine Kugel, so wird Herr von Taille besser zu treffen wissen."

„Weil er gewohnt ist, mit seinen Liebespfeilen ein schönes Herz zu treffen," höhnte Kater. „O ich fürchte mich nicht, auch ich bin im Pistolenschießen geübt. Morgen werde ich dem Herrn Grafen Dinge erzählen, daß ihm über ein gewisses Verhältniß die Augen aufgehen werden."

„Er wird Ihnen nicht glauben."

„Gut, daß Sie mich daran erinnern, ich werde mir also Beweise zu verschaffen suchen müssen!" Darauf ging er zu dem zierlichen Damensecretair, der im Schlafgemach stand, in dessen Schubfach der Schlüssel steckte.

„Was wollen Sie machen?"

„Nichts von Bedeutung! — eine Kleinigkeit — Liebesbriefe suchen."

„Unterstehen Sie sich nicht, Sie sind verloren."

Die Gräfin konnte nicht aufstehen, da sie nicht angekleidet war, sie rief um Hülfe, die Kammerfrau, den Bedienten, Niemand hörte. In eiliger Geschäftigkeit hatte indeß der Baron ein paar Briefe von der Hand des Herrn von Taille gefunden, die in einem verborgenen Schubfach steckten, welches er, bekannt mit dem Mechanismus solcher Mysterien, zu öffnen gewußt hatte.

„Gefunden!" sprach er höhnend, und blickte hinein. „Das genügt vollkommen. Guten Morgen, Madame!"

„Halt! noch einen Augenblick, machen wir Frieden; geben Sie die Briefe zurück, ich bin die Ihrige — Entsetzlicher!"

„Zu spät," sprach er kalt, „diesen Dank, Dame, begehre ich nicht mehr."

Damit schlang er sein rothseidenes Taschentuch um seine zum Glück nur leicht geritzte Stirn, verneigte sich kalt und höhnisch und zog sich zurück.

Die Kammerfrau sollte natürlich fortgejagt werden, allein sie wußte zu viel, und das ist eben die Strafe des bösen Gewissens, daß es vor jedem Mitwisser zittern muß.

Die Gräfin war außer sich. Sie vernichtete alle

übrigen Briefe ihres Geliebten, aber das half nichts mehr! Sie schrieb ihm, daß er kommen möge, um mit ihr zu überlegen, was geschehen könne, um den Verräther für ewig stumm zu machen. Sie hatte das Wort stumm unterstrichen, seinen Ueberfall erzählt, aber sie wagte nicht den Brief abzugeben und zerriß ihn wieder.

Am Abend war ihre Soiree, eine glänzende Versammlung, in welcher Uniformen und Orden und rauschende Damenkleider den Salon füllten. Der Baron Kater erschien dabei mit seinem stereotypen Lächeln, und bewies der Gräfin seine gewöhnlichen Galanterien. Für seine Stirnwunde, die ein Pflaster bedeckte, fand er bald eine Erzählung. Er spielte seine Rolle so täuschend, daß selbst die Gräfin sich einige Augenblicke der Hoffnung hingab, er werde es in seiner Indiscretion nicht zum Aeußersten treiben. Sie überhäufte ihn mit den freundlichsten Aufmerksamkeiten, kredenzte ihm eigenhändig die erste Tasse Thee, in welche sie mit der kleinen Hand, welche mit den zartesten Glacéhandschuhen bekleidet war, Zucker warf. Sie hatte für ihn die süßesten Blicke, und der Frieden schien vollständig wiederhergestellt zu sein. Da traf sie einer der tückischen Blicke des boshaften Menschen. Ihr Blut erstarrte zu Eis. — Nach einer schlaflos durchquälten Nacht kam der Tag, an welchem sie ihren Gemahl zurückerwar-

ten durfte. Sie beschloß, ihm Alles zu entdecken und dann seine Entscheidung abzuwarten, möge sie lauten auf Trennung der Ehe, oder auf Versöhnen und Verzeihen.

Aber der Verräther war vorsichtiger gewesen. Er war dem von Dresden zurückkehrenden Grafen entgegengereist und begleitete ihn, Beide in einem Coupé sitzend, nach Potsdam zurück. Auf der drei Viertel stündigen Fahrt nach Potsdam hatte er Zeit genug, seinem Freunde, dem Grafen Arnold, das Gift der furchtbarsten Eifersucht Tropfen für Tropfen einzuflößen.

Anfangs weigerte sich die edle Natur des Grafen, an solche Nichtswürdigkeit, an einen so entsetzlichen Verrath der Gattenpflicht und Freundschaft zu glauben.

„Es ist nicht möglich!“ rief er einmal über das Andere, „können Sie nicht die volle Wahrheit Ihrer Insinuationen beweisen, so werde ich Sie für einen Verläumder erklären und meine Kugel wird den Frevel ahnen.“

„Hier die Beweise,“ sprach Herr von Kater kalt und überreichte ihm die schon erwähnten Briefe.

Graf Arnold las sie mit Aufmerksamkeit. Kein Zug seines marmorkalten Gesichts verrieth, was er dabei empfand.

„Es ist gut,“ sprach er, indem er die Briefe wieder zusammenlegte und in seine Brieftasche schloß, „ich danke Ihnen für die Entdeckung.“

„Was werden Sie thun, lieber Graf?“

„Was mir die Ehre gebietet,“ antwortete er kalt.

„Sich von Ihrer Gattin scheiden lassen?“

„Ich bin Katholik.“

„Oder Trennung der Ehe von Tisch und Bett?“

„Wir sind schon getrennt.“

„Ihre Gemahlin hatte Sie schon früher betrogen. Sie ist eine Abenteurerin . . . . ich könnte Ihnen Dinge erzählen . . . .“

„Behalten Sie solche Bemerkungen für sich. Melanie ist ein Weib; damit ist Alles gesagt und entschuldigt.“

„Aber ihr erlogenes Vermögen liegt im Monde. Sie ohne Mittel in die Welt hinausstoßen, würde die für sie empfindlichste Revange sein.“

„Meine Rache ist edler Natur. Ich werde die Undankbare beschämen, indem ich die Veranlassung der Trennung mit Discretion behandle, sie selbst aber mit Wohlthaten überhäufe. Das Gut, das ich ihr zum Wittwensitz verschrieb, möge sie behalten.“

Da man die Rückkehr des Grafen erwartete, so hielt seine Equipage auf dem Bahnhofe.

„Nach dem Einsiedler,“ gebot er.

Der Einsiedler ist der bedeutendste Gasthof in Potsdam, welcher in der Nähe des Schlosses liegt.

Als der Wagen unter einer der hohen Linden vor

der Hausthür des Gasthauses hielt und der Leibjäger des Grafen die Thür des Wagens öffnete, sprach derselbe im devoten Tone:

„Aber der Herr Graf wissen vielleicht nicht, daß Sie Besuch zu Hause haben; der Herr Lieutenant von Taille sind mit dem vorigen Bahnzuge von Berlin angekommen.“

„Es ist gut, der Wagen soll hier warten und Du“, sprach er zum Jäger, „ersuche sogleich den Herrn Lieutenant von Liebhaben, der hier in der Nähe am Schloß wohnt, sich gefälligst zu mir zu begeben.“

Die äußere Ruhe des stolzen und charakterfesten jungen Mannes ließ den Sturm der Empfindungen nicht ahnen, der in seinem Innern tobte. Der Graf ließ sich ein Zimmer geben, forderte Schreibmaterialien und schrieb:

„Madame!“

„Es bedarf wohl nicht der Angabe der Gründe, die mich veranlassen, den Wunsch auszusprechen, daß Sie morgen früh mein Haus verlassen wollen. Bis Mittag wird die Ehrensache, die ich Ihrer gütigen Vermittlungf zu danken habe, abgemacht sein. Sie werden sich an mein Gut Rosenhain begeben, das ich Ihnen auf Lebenszeit zum Wittwensitz verschrieben habe. Wer weiß, ob Sie nicht dessen Rente jetzt schon als Wittwe zu genießen haben werden. Wo nicht, so bleibt es Ihnen

auch als separirte Frau. Um die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen, lege ich Ihnen hier einen Wechsel auf **100** Friedrichsd'or bei. Den Administrator dieses Guts werde ich mit weiterer Anweisung versehen. Leben Sie glücklicher, als Sie es verdienen; das ist der letzte Wunsch

Madame

Ihres ergebenen

Graf Arnold."

Dann schrieb er mit derselben Ruhe eine Anweisung an seinen Rechtsconsulenten in Berlin, die Gräfin in den Besitz der Nutzungen dieses Guts für ihre Lebenszeit zu setzen, jedoch ohne alle Ansprüche auf das Eigenthum desselben und darauf ein kurzes Billet an den Lieutenant von Taille, worin es hieß:

„Herr Baron! Die Ehre meines Hauses fordert gebieterisch von mir, Sie zu ersuchen, mir die unter Ehrenmännern übliche Genugthuung zu geben. Der Ueberbringer Dieses wird Ihnen meine Wünsche in Hinsicht auf Zeit, Ort und Waffen mittheilen."

Kaum hatte er dieses Billet unterzeichnet und geschlossen, so trat der Gardelieutenant von Liebhaben ein; eine schöne, edle und martialische Gestalt.

Der Graf sagte ihm nicht mehr, als daß er mit dem Herrn von Taille eine Ehrensache abzumachen habe und an ihn, den Lieutenant die Bitte ergehe, die Stelle

eines Cartellträgers und Secundanten dabei zu übernehmen.

Betroffen sagte es ihm Herr von Liebhaben zu und äußerte den Wunsch und die Hoffnung, daß die Sache wohl noch in Güte beigelegt werden könne.

„Denken Sie nicht daran. Keine Macht der Erde wird mich zwingen, die Veranlassung zu enthüllen; ebensowenig würde ich die Hand der Versöhnung annehmen können. Einer von uns Beiden muß fallen."

„Das ist ja entsetzlich; aber das Ehrengericht . . . ."

„Vom Ehrengericht will ich nichts wissen. Ich bin nicht mehr Militär, also auch nicht an das Offiziercorps gebunden. Mein Ehrengericht trage ich in der eigenen, verschwiegenen Brust und das verlangt das Duell. Mein Wagen steht vor der Thür. Wollen Sie mich dankbar verpflichten, so bitte ich um schleunigste Besorgung meines Auftrags. Soll mein Wunsch etwas gelten, so schießen wir uns morgen früh 10 Uhr auf der Höhe von Baumgartenbrück."

„Sie aber, Herr von Kater, werden Zeuge des Ereignisses sein und später meinen Vater davon in Kenntniß setzen. Falle ich, so bereiten Sie ihn möglichst vorsichtig vor. Ich bin sein Stolz und sein Liebling; es wird ihn schmerzen, den einzigen Sohn, der seine Gesinnung theilt, zu verlieren; indeß, wie Gott will. Fällt mein Gegner, so gehe ich auf Reisen, stelle mich

dann freiwillig vor Gericht und büße auf der Festung das Unrecht ab, das man mir gethan hat. Sie aber, mein Herr, sind ein Judas Ischariot. Ich verachte Sie."

„O, ich bitte . . . . . ."

Mit diesen abgebrochenen Worten zog er sich zurück; der Graf setzte sich an den Schreibtisch.

. . . .

Am andern Morgen halb 9 Uhr fuhren bald nach einander zwei Miethwagen zum Brandenburger Thore hinaus. In dem einen saß Graf Arnold und sein Secundant, der Gardelieutenant von Liebhaben. Auf dem Rücksitz stand ein elegantes Pistolenkästchen. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß der Leibjäger des Grafen.

Im zweiten Wagen sah man zwei Offiziere schweigsam neben einander sitzen, den Lieutenant von Taille und seinen Secundanten. Im dritten Wagen befanden sich zwei Militärärzte und zwei Zeugen: der Baron von Kater und ein höherer Gardeoffizier, eine martialische Gestalt mit einem schon grau werdenden Schnurrbart.

Sie fuhren auf der Brandenburger Chaussee nach dem einsam, aber reizend am weiten Havelsee neben der Brücke über die Havel belegenen Gasthof und besuchten Vergnügungsort Baumgartenbrück. Dort wurde erst in demselben Saale gemeinschaftlich, aber in mehrern Gruppen gesondert, ein Frühstück eingenommen. Der

Ernst, der dabei herrschte, hatte etwas Feierliches, Vorbereitendes auf den großen Moment.

Nochmals wurden Versuche gemacht, die Sache mit Ehren für beide Theile beizulegen. Da ebensowenig der Graf, wie der Herr von Taille zu bewegen war, sich über die Ursache des Streites zu erklären, so war die Vermittlung um so weniger von Erfolg, als Graf Arnold auf das Bestimmteste seine Erklärung wiederholte, an eine Ausgleichung sei nicht zu denken. Einer von Beiden müsse fallen.

Alsdann stieg die ganze Gesellschaft in zwei Gruppen getheilt, den steilen Berg hinauf, der hinter dem Hause und Weinberge dieses Etablissements sich erhebt.

Es war der fünfte December, ein heller, freundlicher, aber kalter Wintertag.

Oben angelangt, blieb Graf Arnold stehen und sah sich noch einmal um. Es gewährt dieser Punkt eine der herrlichsten Aussichten in den schönen Umgebungen Potsdams.

Man übersieht von dort die weiten Krümmungen der Havel und vier von diesem still wogenden breiten Flusse durchschnittene reizende Landseen. Das Panorama ringsum bietet überall ein landschaftliches Rundgemälde, das mit Wäldern, Anhöhen und wie Silber blitzenden Seespiegeln geschmückt ist. Unten in der Tiefe lag das Städtchen Werder auf seiner Halbinsel,

ein betriebsames Paradies, welches den Berlinern Fische, Kirschen, Aprikosen und Weintrauben liefert. Jetzt war es Winter; das dürre Reisig der Anpflanzungen auf diesem Höhenzuge und in den Wäldern und eine leichte Decke von Reif und Schnee, welche die nördlichen Abhänge noch bekleideten, harmonirten mit der ernsten Stimmung, die das hier still betriebene Geschäft in allen Gemüthern erzeugen mußte.

Graf Arnold sah sich noch einmal das Rundgemälde an.

„Gott, mein Gott, wie schön ist Deine Welt!“ rief er sich selbst vergessend aus, „und dennoch machen sie Deine Menschen, o Gott, zur Hölle.“

„Herr Graf,“ sprach Herr von Taille herantretend und legte seine Hand auf dessen Schulter. „Reden Sie wenigstens ein Wort der Verzeihung, wenn Sie Versöhnung für unmöglich halten.“

„Hugo!“ rief der Graf aus mit einer Wärme des Gefühls, wie man sie nie zuvor an ihm erlebt hatte; aber es war ein großer Moment, der auf sein Inneres einstürmte.

„Verzeihung,“ rief dieser; „sie ist keines Tropfens so edlen Blutes würdig!“

„Ich verzeihe Dir; denn die Natur eines Mannes ist zu schwach, den Lockungen dieser Sirene zu widerstehen; das habe ich selbst empfunden und habe daher kein

Recht, dem Feinde zu zürnen, daß er ebenso schwach war. Leb' wohl, und falle ich, so biete ihr Deine Hand; es ist der einzige Weg die Ehre zu retten."

Damit ergriff er die ihm dargebotene Hand, doch hingerissen vom überwallenden Gefühl, umarmte er den gewesenen Freund und rief ihm noch ein „Lebewohl!" zu.

„Versöhnung!" jubelten die Secundanten und Zeugen.

„Sie befinden sich im Irrthum, meine Herren," sprach der Graf stolz und kalt; „ich bitte, uns auf die Mensur zu stellen."

Die Landleute, die von einem vorhabenden Duell gehört hatten und unten am Berge standen, hörten schnell hinter einander drei Schüsse fallen. Oben auf der Höhe sah man Getümmel. Möglichst schnell kam ein hochgewachsener, magerer, gelbhäutiger Herr den Berg herab gestiegen. Es war Herr von Kater, der in einen Wagen stieg und gebot, wo möglich im Galopp nach Potsdam zu fahren. „Einer ist todt!" rief er den Umstehenden zu und verschwand.

3.

Es war der Tag, an welchem die neue octroyirte Verfassung vom 5. December zum ersten Male in der Voß'schen und Spener'schen Zeitung abgedruckt erschienen war.

Der Graf von Padden-Triton war von der auf-

gelösten Nationalversammlung, der er bei ihrer Verlegung nach Brandenburg gefolgt war, zurückgekehrt nach Potsdam.

Sein reactionäres Herz war voll Freude und Glückseligkeit.

„Nun ist Alles wieder gewonnen," sprach er vor sich hin; „die Anarchie besiegt, die Demokratie durch den Belagerungszustand erdrückt, die Nationalversammlung aufgelöst und dazu bringt uns der Herr auf der Spitze von Wrangel's Bajonnetten eine octroyirte Verfassung. Noch kenne ich sie nicht, aber so viel wird es keinen Zweifel leiden, der Absolutismus wird damit wiederhergestellt sein und die Aristokratie wird wieder ihren alten Familienglanz gewinnen."

„Ha! die Zeitungen, die Verfassung!"

Mit diesem Ausruf entriß er die Blätter den Händen seines Kammerdieners, warf sich in den schwellenden Fauteuil am Fenster, setzte die goldene Brille auf und las mit zitternder Hast, als wolle er jedes Wort verschlingen.

Nachdem er so mit steigender Unruhe eine Spalte nach der andern gelesen hatte, ließ er das Blatt aus seinen Händen fallen; sein Kopf sank hinten über und man hörte nur, wie er mit gepreßter Stimme die Worte sprach: „Alles ist verloren!"

Ueber den Ton dieses Ausrufs erschreckt, trat die

Gräfin Mutter aus dem Nebenzimmer, dessen Thür offen stand. Sie fand ihren Gemahl todtenblaß, mit geschlossenen Augen gegen den Rücken des Sessels gelehnt.

„Was ist Dir, um Gott!" rief sie. Ob Schlagfluß, ob Ohnmacht, ließ sich für diesen Augenblick nicht unterscheiden. Sie hielt ihm zitternd das Riechfläschchen vor. Graf Padden-Triton kam wieder zu sich.

Die Gräfin wiederholte ihre Frage.

„Alles ist verloren!" wiederholte er, „unser Herr ist der Demokratie in die Hände gefallen, seine octroyirte Verfassung ist freisinniger, als jemals eine gegeben ist; mit dem Siege in der Hand hält er sein dem Volke in der Bedrängniß der blutigen Märztage gegebenes Wort. Es ist entsetzlich, es ist schrecklich! unsere Hoffnungen sind für immer dahin! Der Adel ist zwar nicht mit Worten, aber der Sache nach abgeschafft; Standesvorrechte werden nicht mehr gelten; die Canaille des Bürgerstandes und der gemeinste, versoffene Kerl vom Proletariat soll mit dem erlauchten Haupte einer standesherrlichen Familie gleiches Stimmrecht haben. O, nun giebt es vor dem Gesetz keine Mesalliancen mehr. Ein Glück wenigstens, daß ich meine Familie rein gehalten habe von bürgerlichem Geblüt! Keiner soll mir es wagen . . . . ."

„Drei Briefe!" unterbrach ihn der eintretende Kammerdiener, legte die Briefe auf den Tisch und zog sich zurück.

„Hat Zeit,“ sprach Graf Padden-Triton. „Ich bin jetzt nicht in der Stimmung . . . . . .“

„Aber sie sind von unsern abwesenden Kindern,“ entgegnete die Gräfin, indem sie die Adressen betrachtete.

„Nun, dann lies Du sie selbst. Mir gehen jetzt größere Dinge durch den Kopf, um mich für solches Familienmisère, wie diese larmoyanten Briefe enthalten werden, noch zu interessiren. O Zeiten, Zeiten, Welt und Schicksal! jede Reaction ist unmöglich geworden!“

Die Gräfin hatte indeß einen dieser Briefe nach dem andern geöffnet und schnell gelesen.

„Da liegt der Glanz unsers Hauses,“ sprach sie, die Briefe in den Schooß sinken lassend; „der Himmel will uns heimsuchen. Drei Mesalliancen auf einmal und wir werden nicht die Macht haben, sie zu hindern.“

„Was ist es damit?“ fragte der Graf tonlos. Und die Gräfin Mutter berichtete:

„Unser Roger hat seine bürgerliche Mamsell Jenny aus dem Krankenhause Bethanien entführt; unsere Adelaide, die Erlaubniß erhalten hatte, eine befreundete Familie in Berlin zu besuchen, ist mit dieser Jenny, begleitet von Roger und dem Doctor Rubow nach Schlesien gereist, wo sie auf dem Gute des Landschaftsraths von Hochherz eine gastliche Aufnahme gefunden haben. Dort ist Herr Engel Prediger, und nun erklären sie sämmtlich feierlich ihre Absicht, sich zu vermählen. Roger

mit jener Bürgermamsell Jenny, Adelaide, eine Comteß von Padden-Triton; o Gott, daß man so etwas erleben muß, o Welt, o Zeiten! eine Gräfin Gemahlin eines evangelischen Predigers und endlich Deine saubere Nichte, Comteß Clara, diese Prinzeß von Habenichts aus dem Bettellande, mit ihrem frühern Verlobten, dem bürgerlichen Professor Dr. Rubow. Und dabei haben alle diese bürgerlichen Personagen noch die Frechheit, die Briefe unserer Kinder und Nichte mit zu unterschreiben, worin sie um unsern elterlichen Segen bitten, und im Fall der Versagung ihren Entschluß erklären, sich heimlich zu vermählen und nach Amerika auszuwandern.

„Den Vater- und Mutterfluch können sie haben," rief der Graf empört. „Noch sind wir nicht so tief gesunken, um selbst in unserm Hause Demokratie und Communismus in den Mariagen zu dulden!"

In diesem Augenblick meldete ein Diener den Baron von Kater. Dieser aber folgte dem Meldenden schon auf dem Fuße und rasch eintretend, sprach er fast athemlos:

„Entschuldigen Sie meine Eile, meine Zudringlichkeit; aber in der That, ich bin noch ganz außer mir, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht; aber solch ein Unglück, erschrecken Sie nur nicht, es ist unerhört. Graf Arnold . . . . ."

„Was ist mit ihm?“ fragte die Gräfin aufschreiend.

„Doch nicht todt?“ rief der Graf.

„Ja, Freund, fassen Sie sich; ich weiß nicht, wie ich es Ihnen schonend genug anbringen soll, er ist im Duell erschossen!“

Die Gräfin Mutter sank in Ohnmacht; der Graf ließ den Kopf auf die Brust sinken und faltete die Hände.

Nachdem die Frauen um die Gräfin beschäftigt, dieselbe in ein anderes Zimmer getragen hatten, um die Ohnmächtige dort wieder zum Bewußtsein zu bringen, ergriff der alte Graf die Hand des Herrn von Kater und sagte: „Das ist Gottes Finger. Er nahm mir den Lieblingssohn, den Stolz meines Hauses und ließ mir die Kinder, die einen höhern Werth darauf legen, Mensch zu sein, als Edelmann.“

„Und mit unsern Strebungen, die alte Zeit wiederherzustellen, lieber Freund,“ sprach er aus dem Sessel aufstehend, „ist es vorbei. Eine Reaction ist nicht mehr möglich, seitdem dieses Gesetz (auf die octroyirte Verfassung deutend) gegeben ist. Der Adel hat seine Privilegien und Vorrechte damit verloren; sein Familienglanz ist erloschen, sein Vermögen wird sich zersplittern durch gleiche Theilung unter den Erben, durch Aufhebung der Majorate, der Lehne, der Steuerfreiheit, der ungemessenen Dienste und Lasten, des Jagdrechts,

des privilegirten Gerichtsstandes und der Patrimonialgerichtsbarkeit. Alle andern Stände streben nach Reichthum und jener höheren Bildung, die früher gleichsam ein Erbtheil und Vorrecht des Adels war. Machen wir uns darüber keine Illusionen mehr: der Adel hat damit auch seine sociale Bedeutung verloren. Und wenn unser Herr diese heillosen Neuerungen auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung gebilligt hat und sie als unvermeidliche Concessionen, die einer neuen Zeit gemacht werden müssen, anerkennt und ins Leben einführt, was bleibt dann einem wahren Edelmann von reinem Geblüt und echt royalistischer Gesinnung übrig, als Schweigen, Dulden und, wenn auch mit tiefem Schmerz in der hochadligen Seele, den Willen seines Herrn und Königs ehren."

Herr von Kater äußerte noch Hoffnungen, daß bei dem Sieg der Bajonnette und der Einführung der Ausnahmszustände, bei dem Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Krone, sich durch patriotische Agitation der Rückschritt durch Scheinconstitutionalismus erlangen lasse; damit aber sei der Weg angebahnt zur Rückkehr zum Absolutismus. Man müsse also noch nicht verzweifeln. Die Macht, die jetzt in die Hände der Regierung gelegt sei, werde nach dem Ausweis geschichtlicher Erfahrungen und selbst aus psychologischen Gründen zum Mißbrauch der Gewalt führen; denn auf

die Leidenschaft der Herrschsucht findet im höchsten Grade Anwendung, was das französische Sprichwort sagen will: „L'appetit vient en mangeant!“

„Täuschen wir uns nicht mehr, mein Freund, mit leeren Hoffnungen. Lesen Sie diese octroyirte Verfassung und Sie werden erkennen, daß unser Herr den Forderungen der neuen Zeit, seinem Worte getreu, ehrlich und offene Rechnung getragen hat. Und auf diesem Wege wird sich unabweislich eine gewisse Mündigkeit der Völker, ein Nivelliren aller Stände verwirklichen, dem auch wir am Ende unser Haupt beugen müssen.“

Wir sehen, der furchtbare Schlag des Todes seines Erstgeborenen, hatte ihm, wie jedes große Unglück die Eitelkeiten der Welt vernichtet, auch seinen Stolz gebrochen, seine Vorurtheile vernichtet und seine Philosophie umgewandelt.

„Der Himmel,“ fuhr er nach einer Pause fort, „nahm mir meinen Erstgeborenen, den Erben meines Stammes und meiner Gesinnung, das ist ein fait accompli, welches mir mit Donnerworten zuruft: sic transit gloria mundi.“

„Der Edelmann ist in mir ausgetilgt, der Mensch ist in meinem Herzen geblieben. Vor dem Gesetze giebt es keine Mesaillance mehr, vor dem Richterstuhle der Humanität sind sie schon längst verschwunden. So

mögen sie denn kommen, meine Kinder mit ihren bürgerlichen Inclinationsheirathen; ich werde sie segnen und mit ihnen als Mensch unter Menschen ein patriarchalisches Familienleben führen, bis sie dereinst in Liebe und Thränen dem von seiner Thorheit bekehrten alten Vater die lebensmüden Augen zudrücken werden."

„Der ist incurable der Demokratie verfallen," murmelte Herr von Kater, „ich bleibe Reactionär um jeden Preis!"

. . . .

Die Gräfin Mutter war bald nach ihrem Erwachen aus der Ohnmacht von der Umwandlung des alten Grafen in Kenntniß gesetzt worden. Nun war auch in ihrem stolzen aristokratischen Herzen die starre Rinde eines eitlen Vorurtheils gebrochen, und die jedem weiblichen Herzen so natürliche Mutterliebe vollendete den Sieg der Humanität in ihrem Innern.

Beide Eltern schrieben liebevoll an ihre Kinder, daß sie ihre Verbindungen segneten. Sie schickten alle dafür nöthigen Bescheinigungen mit und forderten nur, daß sie ihre Verbindung beschleunigen und dann als glückliche Gatten in ihre Arme zurückkehren möchten. Sie wollten sich dann aus der großen Welt, die nur Spott und Hohn für rein menschliche Regungen habe, zurückziehen und auf einem ihrer Güter, in dem reizend belegenen Stammschloß ein glückliches Familienleben führen.

Als diese Briefe auf dem Gute des Landschaftsraths von Hochherz eintrafen, war Freude in Israel.

Schon am andern Tage standen in der Schloßkapelle drei glückliche Paare vor dem Altar, das waren Graf Roger und Jenny, der Pfarrer Johannes Engel und Gräfin Adelaide, und die Gräfin Clara mit dem Professor Dr. Rubow.

Dann reisten sie nach Potsdam ab. Glücklichere Menschen hat es noch nie in dem Coupé eines Eisenbahnwagens gegeben als diese drei neuvermählten Paare. Ihre Eltern empfingen sie mit offenen Armen; da gab es nichts, als Thränen des Glücks und Küsse der Liebe.

Von Potsdam reiste die Familie des Grafen von Padden-Triton ab und ging auf ein in der schönsten Gegend des Landes liegendes Gut, dessen palastartiges Schloßgebäude Raum genug gewährte für das so schön bereicherte Familienleben.

Der Prediger Engel tauschte mit dem Inhaber der Pfarre auf jenem Gute, so daß er gleichzeitig Sohn und Seelsorger dort wurde.

Graf Roger wurde Gutsherr. Der alte Graf hatte sich von der Verwaltung dieser in der Mark und in Westphalen liegenden Herrschaft seines Hauses zurückgezogen und diese seinem jetzt noch ältesten Sohne übergeben. Roger und Jenny aber kannte kein größeres

Glück, als Freude und Wohlstand in den Hütten ihrer Gutsangehörigen zu verbreiten, denen Johannes Engel ein getreuer, aufgeklärter, aber doch wahrhaft frommer und väterlich theilnehmender Seelenhirte wurde.

Dr. Rubow mit seiner geliebten Clara kehrten nach Berlin zurück, wo er mit Ehren den academischen Lehrstuhl betrat.

Der bevorstehende Winter wird diese glücklichen Familien in Berlin vereinigen, wo sie aber fern von den Bewegungen der großen Welt ein heiteres, herzliches, gemeinsames Familienleben führen werden.

. . . .

Die minder achtbaren Persönlichkeiten dieses Romans erfüllten so ziemlich Alle im Laufe des folgenden Jahres 1849 ihr Geschick.

Die Gräfin von Padden-Triton, geborene Marquise von Bellefleur, verschwand aus Potsdam, ohne von ihren Verwandten Abschied zu nehmen. Mit ihr war der Lieutenant von Taille von Berlin verschwunden. Er hinterließ bedeutende Schulden und wurde aus der Armeeliste gestrichen.

Beide führten in Paris einige Monate ein verschwenderisches Leben. Bald war das Geld, welches der Graf Arnold seiner Gattin angewiesen hatte, auch ein bedeutendes Kapital, das sie als Gutsbesitzerin auf

Handschrift angeliehen hatte, verzehrt. Herr von Taille tauchte wieder auf im ungarischen Kriege unter Kossuth. Neuerlich nach der glorreichen Knutenpacification Ungarns wurde er gefangen und als Ausländer, der an der Insurrection unberufen Theil genommen hatte, standrechtlich erschossen.

Die Gräfin hatte sich einem reichen Engländer in die Arme geworfen, war mit diesem nach Italien gegangen; dann von ihm verlassen hatte sie sich als Sängerin bei dem Theater in Mailand engagiren lassen und sich an den politischen Bewegungen betheiligt. Die Folge davon war, wie die Zeitungen im Monat August 1849 berichteten, daß die österreichische Humanität, die durch Reaction in das barbarische Mittelalter, oder vielleicht auch durch Ansteckung vom russischen Knutenregiment sich auf die Höhe unseres Jahrhunderts geschwungen hatte, sie und noch eine andere Sängerin mit Ruthen aushauen ließ, andere Compromittirte aber öffentlich mit Stockschlägen regalirte.

Madeleine überlebte diese Schandthat unseres Jahrhunderts nicht. Man fand am andern Morgen ihre Leiche in den Wellen in einem der großen Canäle, die den Ticino mit der Adda in Verbindung setzen.

Fritz Ohnesorge konnte nicht ruhen in Berlin, seitdem die Republikaner und selbst die Demokratie dort

verspielt hatten. Er war zum Militärdienst einberufen; allein er desertirte, ging nach Baden, focht als Freischärler gegen die Truppen seines Vaterlandes, wurde gefangen genommen und standrechtlich erschossen.

Die übrigen Demokraten nahmen ein mehr oder weniger klägliches Ende. Einige wechselten die Farbe und ließen sich in den Treuebund, an dessen Stiftung Herr von Kater einen bedeutenden Antheil hatte, aufnehmen, Andere von Geschworengerichten verurtheilt, bevölkern die Festungen und Zuchthäuser, Andere wieder verkümmern in Noth und Bettelhaftigkeit; Andere endlich setzen ganz heimlich ihre demokratischen Wühlereien fort. Auch sie werden ihrem Geschick nicht entgehen, wie Herr von Kater, der für seine reactionäre Richtung nicht einmal einen Orden bis jetzt hat erschleichen und erheucheln können.

Eine furchtbare Strafe für einen Reactionär.

. . . .

Und so war das Jahr 1849 noch nicht vergangen, als sich jedem aufmerksamen und vorurtheilsfreien Beobachter seiner Zeit die Wahrheit einprägte:

„Das Glück der Völker gedeihet nicht in den Extremen idealer Theorien und unverständiger Leidenschaften demokratischer Wühlereien; ebensowenig aber auch in dem schnöden Egoismus engherziger Reac-

tionsversuche. Nur Aufklärung, gereifte Erfahrung, besonnene Staatsweisheit, ein warmes Herz für Menschenliebe und ein fester Sinn für Gesetz und Ordnung führen zum Heil der Völker."

Gebe Gott, daß dieses gedeihe!

Ende des zweiten und letzten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die Erbschaft aus Batavia. Volksroman. 3 Bde. broch. 4 ℛ

— — Marie Antoinette. Aus dem Leben einer Königin. 2 Bde. 1846. broch. 2 ℛ 15 ngl

— — Constantine. Das Geheimniß. Zwei Novellen. 8. geh. 1 ℛ 7½ ngl

— — Ein Deutscher Michel vor hundert Jahren und der Deutsche Michel von heute. Ein Lebensbild. 1 ℛ 10 ngl

— — Der Schatz des letzten Jagellonen. Roman aus der Zeit der neuesten Polenbewegung. 3 Bde. 1848. broch. 4 ℛ

— — So war es. Politisch-socialer Roman aus der Zeit vor und während der Märzereignisse in Berlin. 2 Bde. 1849. broch. 2 ℛ 20 ngl

— — † † † in der Schweiz. Ein historischer Roman aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung in den Jahren 1844—47. 3 Bde. broch. 4 ℛ 15 ngl

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ℛ

— — Die Erbsünde. Roman. 2 Bde. broch. 2 ℛ

Chownitz, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ℛ 22½ ngl

Krebs, Julius, Passifloren. Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℛ 15 ngl

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ngl

— — Justin. Ein Roman. geh. 1 ℛ 15 ngl

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ngl

Rudolphi. Johannes (Verfasser des Stephano Carini) Waldrosen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℛ 10 ngl

Schoppe, Amalie, geb. Weise, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ℛ 15 ngl

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. 2 Bde. broch. 2 ℛ 15 ngl

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ℛ 15 ngl

— — Allerlei Geschichten. 2 Bde. broch. 2 ℛ 15 ngl

— — Was Euch beliebt. Novellen. 2 Bde. broch. 2 ℛ 15 ngl